725
(1
Bibl. Mont.

E. T. A. Hoffmann's

ausgewählte Schriften.

Erster Band:

Die Serapions-Brüder, erster Theil.

Berlin,
bei G. Reimer.

1827.

Die

Serapions-Brüder.

Gesammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erster Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Aufforderung des Herrn Verlegers, daß der Herausgeber seine in Journalen und Taschenbüchern verstreuten Erzählungen und Mährchen sammeln und Neues hinzufügen möge, so wie, daß dieser mit einigen herzgeliebten, seinen Dichtungen geneigten Freunden nach langer Trennung wirklich an einem Serapionstage wieder zusammentrat, veranlaßten dies Buch, und die Form in der es erscheint. Eben diese Form wird — muß an Ludwig Tieck's Phantasus erinnern. Wie sehr würde der Herausgeber aber bei dem Vergleich beider Werke verlieren! — Abgesehen davon, daß es ihm wohl nicht beikommen kann, den die ganze Seele ergreifenden Dichtungen des vollendeten Meisters die seinigen an die Seite stellen zu wollen, so enthalten die dort eingeflochte-

nen Gespräche auch die tiefsten scharfsinnigsten Bemerkungen über Kunst und Literatur; hier soll die Unterhaltung der Freunde, welche die verschiedenen Dichtungen mit einander verknüpft, aber mit das treue Bild des Zusammenseyns der Gleichgesinnten aufstellen, die sich die Schöpfungen ihres Geistes mittheilen und ihr Urtheil darüber aussprechen. Nur die Bedingnisse eines solchen heitern unbefangenen Gesprächs, in dem recht eigentlich ein Wort das andere giebt, können hier zum Maaßstabe dienen. Auch fehlen der Gesellschaft die holden Frauen, die im Phantasus ein mannigfaltiges anmuthiges Farbenspiel anzuregen wissen.

Den vielgeneigten Leser bittet der Herausgeber daher recht innig, jenen ihm nachtheiligen Vergleich nicht anzustellen, sondern ohne weitere Ansprüche gemüthlich das hinzunehmen, was ihm anspruchslos aus treuem Gemüth dargeboten wird.

Erster Abschnitt.

„Stelle man sich auch an wie man wolle, nicht wegzuläugnen, nicht wegzubannen ist die bittre Ueberzeugung, daß nimmer — nimmer wiederkehrt, was einmal da gewesen. Eitles Mühen, sich entgegenzustemmen der unbezwinglichen Macht der Zeit, die fort und fort schafft in ewigem Zerstören. Nur die Schattenbilder des in tiefe Nacht versunkenen Lebens bleiben zurück, und walten in unserm Innern, und necken und höhnen uns oft, wie spukhafte Träume. Aber Thoren! wähnen wir, daß, was unser Gedanke, unser eignes Ich worden, noch außer uns auf der Erde zu finden, blühend in unvergänglicher Jugendfrische. — Die Geliebte, die wir verlassen, der Freund, von dem wir uns trennen mußten, verloren sind beide für uns auf immer! — Die, die wir vielleicht nach Jahren wiedersehen, sind nicht mehr dieselben, von denen wir schieden, und sie finden ja auch uns nicht mehr wieder!“

So sprach Lothar, indem er heftig vom Stuhl aufsprang, dicht an den Camin hinanschritt, und, die Arme übereinander geschlagen, mit finsterm Blick in das lustig knisternde Feuer hineinstarrte.

Wenigstens, begann jetzt Theodor, wenigstens lieber Freund Lothar, bewährst Du Dich in sofern ganz als denselben, von dem ich vor zwölf Jahren schied, als Du noch eben so wie damals geneigt bist, nur im mindesten schmerzlich berührt, Dich allem Unmuth rücksichtlos hinzugeben. Wahr ist es, und ich, Ottmar und Cyprian, wir alle fühlen es gewiß eben so lebhaft als Du, daß unser erstes Beisammenseyn nach langer Trennung gar nicht so erfreulich ist, als wir es uns wohl gedacht haben mochten. Wälze die Schuld auf mich, der ich aus einer unserer unendlichen Gassen in die andere lief, der ich nicht abließ, bis ich Euch heute Abend hier vor meinem Camin zusammengebracht hatte. Gescheuter wäre es vielleicht gewesen, hätt' ich unser Wiedersehn dem günstigen Zufall überlassen, aber unerträglich war mir der Gedanke, daß wir, die wir Jahre lang durch herzliche Liebe, durch ein gleiches schönes Streben in Kunst und Wissenschaft innig verbunden zusammenlebten, die nur der wilde Orkan, wie er daher brauste in der verhängnißvollen Zeit, die wir durchlebt, auseinander schleudern konnte, — daß wir, sage ich, auch nur einen Tag in demselben Hafen geankert haben sollten, ohne uns mit leiblichen Augen zu schauen, wie wir es unterdessen mit geistigen gethan. Und nun sitzen wir schon ein paar Stunden zusammen und quälen uns mörderlich ab mit dem Enthusiasmus unserer frischblühenden Freundschaft. Und keiner hat bis zu diesem Augenblick etwas Gescheutes zu Markte gebracht, sondern fades langweiliges Zeug geschwatzt zum Bewundern. Und woher kommt das Alles anders, als daß wir insgesammt recht kindische Kinder sind, daß wir glaubten, es werde nun gleich wieder fortgehen in derselben Melodie, die wir vor zwölf Jahren abbrachen. Lothar sollte uns vielleicht wieder zum erstenmale Tiecks Zerbino vorlesen, und ausgelassene, jauchzende, jubelnde Lust uns alle er-

fassen. Oder Cyprian müßte vielleicht irgend ein fantastisches Gedicht oder wohl gar eine ganze überschwengliche Oper mitgebracht haben, und ich sie zur Stelle komponiren, und auf demselben lendenlahmen Pianoforte wie vor zwölf Jahren losdonnern, daß alles an dem armen lebenssatten Instrumente knackt und ächzt. Oder Ottmar müßte erzählen von irgend einer herrlichen Rarität, die er aufgespürt, von einem auserlesenen Wein, von einem absonderlichen Hasenfuß 2c., und uns alle in Feuer und Flamme setzen, und uns aufregen zu allerlei sehr seltsamen Anschlägen, wie wir beides zu genießen und zu verarbeiten gedächten, auserlesenen Wein und absonderlichen Hasenfuß. Und da das Alles nun nicht geschehen ist, schmollen wir insgeheim auf einander, und jeder denkt vom Andern: Ei, wie ist der Gute so ganz und gar nicht mehr derselbe, daß der sich so ändern könnte, nimmermehr hätt' ich das gedacht! — Ja freilich sind wir alle nicht mehr dieselben! Daß wir zwölf Jahre älter worden, daß sich wohl mit jedem Jahr immer mehr und mehr Erde an uns ansetzt, die uns hinabzieht aus der luftigen Region, bis wir am Ende unter die Erde kommen, das will ich gar nicht in Anschlag bringen. Aber wen von uns hat indessen nicht der wilde Strudel von Ereigniß zu Ereigniß, ja von That zu That fortgerissen? Konnte denn alles Schrecken, alles Entsetzen, alles Ungeheure der Zeit an uns vorübergehen ohne uns gewaltig zu erfassen, ohne tief in unser Inneres hinein seine blutige Spur einzugraben? — Darüber erbleichten die Bilder des früheren Lebens, und fruchtlos bleibt nun das Mühen, sie wieder aufzufrischen! — Mag es aber auch seyn, daß manches, was uns damals im Leben, ja an und in uns selbst als hoch und herrlich erschien, jetzt merklich den blendenden Glanz verloren, da unsere Augen durch stärkeres Licht verwöhnt, die innere Gesinnung, aus der unsere

Liebe entsproßte, ist doch wohl geblieben. Ich meine, ein Jeder glaubt doch wohl noch vom Andern, daß er was erkleckliches tauge, und inniger Freundschaft werth sey. Laßt uns also die alte Zeit und alle alte Ansprüche aus ihr her vergessen, und von jener Gesinnung ausgehend, versuchen, wie sich ein neues Band unter uns verknüpft.

Dem Himmel sey gedankt, unterbrach hier Ottmar den Freund, dem Himmel sey gedankt, daß Lothar es nicht mehr aushalten konnte in unserm närrischen verzwickten Wesen, und daß Du, Theodor, gleich das schadenfrohe Teufelchen festpackst, das uns alle neckt und quält. Mir wollt' es die Kehle zuschnüren, dies gezwungene, fatale Freudigthun, und ich fing gerade an mich ganz entsetzlich zu ärgern, als Lothar losfuhr. Aber nun Theodor gerade heraus gesagt hat, woran es liegt, fühle ich mich Euch Allen um vieles näher gerückt, und es ist mir so, als wolle die alte Gemüthlichkeit, mit der wir uns sonst zusammenfanden, alle unnütze Zweifel wegbannend, wieder die Oberhand gewinnen. Theodor hat Recht, mag denn die Zeit auch vieles umgestaltet haben, fest steht doch in unserm Innern der Glaube an uns selbst. Und hiermit erkläre ich die Präliminarien unsers neuen Bundes feierlichst für abgeschlossen, und setze fest, daß wir uns jede Woche an einem bestimmten Tage zusammenfinden wollen, denn sonst verlaufen wir uns in der großen Stadt hierhin, dorthin, und werden auseinander getrieben, noch ärger als bisher.

Herrlicher Einfall, rief Lothar, füge doch noch sogleich, lieber Ottmar, gewisse Gesetze hinzu, die bei unsern bestimmten wöchentlichen Zusammenkünften statt finden sollen. Z. B. daß über dieses oder jenes gesprochen oder nicht gesprochen werden darf, oder daß jeder gehalten seyn soll, dreimal witzig zu seyn, oder daß wir ganz gewiß jedesmal Sardellen-Salat essen

wollen. Auf diese Art bricht dann alle Philisterei auf uns ein, wie sie nur in irgend einem Club grünen und blühen mag. Glaubst Du denn nicht, Ottmar, daß jede bestimmte Verabredung über unser Beisammenseyn sogleich einen lästigen Zwang herbeiführt, der mir wenigstens allen Genuß verleidet? Erinnere Dich doch nur des tiefen Widerwillens, den wir ehemals gegen alles hegten, was sich nur im mindesten als Club, Ressource, oder wie sonst solch eine tolle Anstalt heißen mag, in der Langeweile und Ueberdruß systematisch gehandhabt werden, gestalten wollte, und nun versuchst Du selbst das vierblättrige Kleeblatt, das nur natürlich, ohne Zwang des Gärtners emporkeimt, in solch böse Form einzuzwängen!

Unser Freund Lothar, begann Theodor, läßt nicht so leicht ab von seinem Unmuth, das wissen wir ja alle eben so, als daß er in solch böser Stimmung Gespenster sieht, mit denen er wacker herumkämpft, bis er, todtmüde, selbst eingestehen muß, daß es nur Gespenster waren, die das eigne liebe Ich schuf. — Wie ist es nur möglich, Lothar, daß Du bei Ottmars harmlosem und dabei höchst venünftigem Vorschlag sogleich an Clubs und Ressourcen denkst, und an alle Philisterei, die damit nothwendig verknüpft ist. Aber dabei ist mir ein gar ergötzliches Bild aus unserm frühern Leben aufgegangen. Erinnerst Du Dich wohl noch der Zeit, als wir das Erstemal die Residenz verließen und nach dem kleinen Städtchen P*** zogen? — Anstand und Sitte verlangten es, wir mußten uns sofort in den Club aufnehmen lassen, den die sogenannten Honoratioren der Stadt bildeten. Wir erhielten in einem feierlichen im strengsten Geschäftsstyl abgefaßten Schreiben die Nachricht, daß wir nach geschehener Stimmensammlung wirklich als Mitglieder des Clubs aufgenommen worden, und dabei lag ein wohl funfzehn bis zwanzig Bogen starkes sauber ge-

bundenes Buch, welches die Gesetze des Clubs ent- hielt. Diese Gesetze hatte ein alter Rath verfaßt, ganz in der Form des preußischen Landrechts, mit der Eintheilung in Titel und Paragraphen. Etwas Ergötz- licheres konnte man gar nicht lesen. So war ein Ti- tel überschrieben: Von Weibern und Kindern, und de- ren Befugnissen und Rechten, worin dann nichts ge- ringeres sanktionirt wurde, als daß die Frauen der Mitglieder jeden Donnerstag und Sonntag des Abends in dem Lokal des Clubs Thee trinken, zur Winters- zeit aber sogar vier- oder sechsmal tanzen durften. Wegen der Kinder waren die Bestimmungen schwieri- ger und kritischer, da der Jurist die Materie mit un- gemeinem Scharfsinn behandelt, und unmündige, mün- dige, minderjährige und unter väterlicher Gewalt ste- hende Personen sorglich unterschieden hatte. Die un- mündigen wurden gar hübsch ihrer moralischen Quali- tät nach in artige und unartige Kinder eingetheilt, und letzteren der Zutritt in den Club unbedingt untersagt, als dem Fundamental - Gesetz entgegen: der Club sollte durchaus nur ein artiger seyn. Hierauf folgte unmittelbar der merkwürdige Titel von Hunden, Kaz- zen und andern unvernünftigen Creaturen. Niemand solle, hieß es, irgend ein schädliches wildes Thier in den Club mitbringen. Hatte also ein Clubist sich etwa einen Löwen, Tiger oder Parder als Schooßhund zugelegt, so blieb alles Mühen vergebens, die Bestie in den Club einzuführen, selbst mit verschnittenen Haa- ren und Nägeln verwehrten unbedingt die Vorsteher dem thierischen Schismatiker den Eintritt. Waren doch selbst gescheute Pudel und gebildete Möpse für nicht clubfähig erklärt, und durften nur ausnahms- weise zur Sommerzeit, wenn der Clubb im Freien speiste, auf den Grund der nach Berathung des Aus- schusses ertheilten Erlaubnißkarte mitgebracht werden. Wir — ich und Lothar, erfanden die herrlichsten Zu-

sätze und Deklarationen zu diesem tiefsinnigen Codex, die wir in der nächsten Sitzung mit dem feierlichsten Ernst vortrugen, und zu unserer höchsten Lust es dahin brachten, daß das unsinnigste Zeug mit großer Wichtigkeit debattirt wurde. Endlich merkte dieser, jener den heillosen Spaß, man traute uns nicht mehr; doch geschah nicht, was wir wollten. Wir glaubten nemlich, daß der förmliche Bann über uns ausgesprochen werden würde. — Ich erinnere mich der lustigen Zeit gar wohl, sprach Lothar, und bemerke zu meinem nicht geringen Verdruß, daß dergleichen Mystificationen mir jetzt schlecht gerathen würden. Viel zu schwerfällig bin ich geworden, und sehr geneigt darüber mich zu ärgern, was mich sonst zum Lachen reizte.

Das glaub' ich nun und nimmermehr, fiel Ottmar ein, überzeugt bin ich vielmehr, Lothar, daß nur der Nachhall irgend eines feindlichen Ereignisses gerade heute in Deiner Seele stärker nachtönt als sonst. — Aber ein neues Leben wird bald wie Frühlingshauch Dein Innres durchwehen, in ihm verklingt der Mißton, und Du bist wieder ganz der alte gemüthliche Lothar, der Du sonst warst vor zwölf Jahren! — Euer Club in P*** hat mich übrigens an einen andern erinnert, dessen Stifter von dem herrlichsten Humor beseelt gewesen sein muß, und der in der That nicht wenig an den prächtigen Narrenorden erinnerte. Denkt Euch eine Gesellschaft, die durchaus organisirt ist wie ein Staat! — Ein König, Minister, Staatsräthe ꝛc. Die einzige Tendenz, der ganze Zweck dieser Gesellschaft war — gut zu essen und noch besser zu trinken. Deshalb geschahen die Versammlungen in dem Hotel der Stadt, wo die beste Küche und der beste Keller anzutreffen. Hier wurde nun ernst und feierlich verhandelt über das Wohl und Wehe des Staats, das in nichts anderm bestand, als eben in guten Schüsseln und auserlesenem Wein. — So berichtet der Mini-

ster der auswärtigen Angelegenheiten, daß in einer entferntteren Handlung der Stadt vorzüglicher Rheinwein angekommen. Sogleich wird eine Sendung dorthin beschlossen! — Männer von vorzüglichem Talent, d. h. mit auserlesener Weinzunge werden gewählt, sie erhalten weitläuftige Instructionen, und der Minister der Finanzen weiset einen außerordentlichen Fond an, die Kosten der Gesandtschaft und des Ankaufs bewährt gefundener Waare zu bestreiten. — So geräth alles in Bestürzung, weil ein Ragout mißrathen, — es werden Memoires gewechselt, — harte Reden über das bedrohliche Ungewitter, das über den Staat heraufgezogen, gehalten. — So tritt der Staatsrath zusammen um zu beschließen, ob und von welchen Weinen heute der kalte Punsch zu bereiten. In tiefes Nachdenken versunken hört der König den Vortrag im Kabinet an; er nickt: das Gesetz vom kalten Punsch wird gegeben, und die Ausführung dem Minister des Innern übertragen. Der Minister des Innern kann aber schwachen Magens halber nicht Citronensäure vertragen, er schält daher Pomeranzen in das Getränk, und durch ein neues Gesetz wird der kalte Punsch dahin declarirt, daß er Cardinal sey. — So werden Künste und Wissenschaften beschützt, indem der Dichter, der ein neues Trinklied gedichtet, so wie der Sänger, der es komponirt und abgesungen, vom Könige das Ehrenzeichen der rothen Hahnenfeder erhält, und beiden die Erlaubniß ertheilt wird, eine Flasche Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, d. h. auf ihre Kosten! — Uebrigens trug der König, repräsentirte er seine Würde, eine ungeheure Krone aus goldnem Pappendeckel geschnitten, so wie Szepter und Reichsapfel; die Großen des Reichs schmückten sich dagegen mit seltsam geformten Mützen. Das Symbol der Gesellschaft bestand in einer silbernen Büchse, auf der ein stattlicher Hahn, die Flügel ausgebreitet, krähend, sich mühte, Eier zu legen. —

Rechnet zu dem allen, daß wenigstens zu der Zeit, als mich der Zufall in diese höchst herrliche Gesellschaft brachte, es gar nicht an geistreichen der Rede mächtigen Mitgliedern fehlte, die von der tiefen Ironie des Ganzen ergriffen, ihre Rollen wacker durchführten, so werdet ihr mirs glauben, daß nicht so leicht mich ein Scherz so angeregt, ja so begeistert hat als dieser.

Ich gebe, sprach Lothar, der Sache meinen vollsten Beifall, nur begreife ich doch nicht, wie es auf die Länge damit gehen konnte. Der beste Spaß stumpft sich ab, vollends wenn er so dauernd und dabei doch wieder so systematisch getrieben wird, wie es in Deiner Gesellschaft, in Deiner Loge zum eierlegenden Hahn wirklich geschah. — Ihr habt beide, Theodor und Ottmar, nun erzählt von großen breiten Clubs mit Gesetzen und fortwuchernden Mystifikationen, laßt mich des einfachsten Clubs erwähnen, der wohl auf der Welt existirt haben mag. — In einem kleinen polnischen Grenzstädtchen, das ehemals von den Preußen in Besitz genommen, waren die einzigen deutschen Offizianten ein alter invalider Hauptmann, als Posthalter angestellt, und der Accise-Einnehmer. Beide kamen jeden Abend auf den Schlag fünf Uhr in der einzigen Kneipe, die es an dem Orte gab, und zwar in einem Kämmerchen zusammen, das sonst niemand betreten durfte. Gewöhnlich saß der Accise-Einnehmer schon vor seinem Kruge Bier, die dampfende Pfeife im Munde, wenn der Hauptmann eintrat. Der setzte sich mit den Worten: Wie gehts, Herr Gevatter? dem Einnehmer gegenüber an den Tisch, zündete die schon gestopfte Pfeife an, zog die Zeitungen aus der Tasche, fing an emsig zu lesen, und schob die gelesenen Blätter dem Einnehmer hin, der eben so emsig las. In tiefem Schweigen bliesen sich beide nun den dicken Tabacksdampf ins Gesicht, bis auf den Glockenschlag acht Uhr der Einnehmer aufstand, die Pfeife ausklopfte, und mit den

Worten: Ja so gehts, Herr Gevatter! die Kneipe verließ. Das nannten denn beide sehr ernsthaft: Unsere Ressource.

Sehr ergötzlich, rief Theodor, und wer in diese Ressource als ehrenwerthes Mitglied recht hineingetaugt hätte, das ist unser Cyprian. Der hätte gewiß niemals die feierliche Stille unterbrochen durch unzeitiges Schwatzen. Er scheint gleich den Camaldulenser Mönchen das Gelübde des ewigen Stillschweigens abgelegt zu haben, denn bis jetzt ist auch nicht ein einziges Wörtlein über seine Lippen gekommen.

Cyprian, der in der That bis dahin geschwiegen, seufzte auf, wie aus einem Traum erwachend, warf dann den Blick in die Höhe, und sprach mit mildem Lächeln: Ich will es Euch gern gestehen, daß ich nun heute durchaus nicht die Erinnerung an ein seltsames Abentheuer los werden kann, das ich vor mehreren Jahren erlebte, und wohl geschieht es, daß dann, wenn innere Stimmen recht laut und lebendig ertönen, der Mund sich nicht öffnen mag zur Rede. Doch ging nichts an mir vorüber, was bis jetzt zur Sprache kam, und ich kann darüber Rechenschaft geben. Fürs Erste hat Theodor ganz recht, daß wir alle kindischer Weise glaubten, gleich da wieder anfangen können, wo wir vor zwölf Jahren stehen blieben, und da dies nicht geschah, nicht geschehen konnte, auf einander schmollten. Ich behaupte aber, daß, trabten wir wirklich gleich in demselben Geleise fort, nichts in der Welt uns mehr als eingefleischte Philister kund gethan hätte. Mir fallen dabei jene Philosophen ein — doch, das muß ich fein ordentlich erzählen! — Denkt Euch zwei Leute — ich will sie Sebastian und Ptolomäus nennen — denkt Euch also, daß diese auf der Universität zu K — mit dem größten Eifer die Kantische Philosophie studiren, und sich beinahe täglich in den heftigsten Disputationen über diesen, jenen Satz erlaben. Eben in einem solchen philosophischen Streit, eben in dem Augenblick,

als Sebastian einen kräftigen entscheidenden Schlag geführt, und Ptolomäus sich sammelt, ihn wacker zu erwiedern, werden sie unterbrochen, und der Zufall will es, daß sie sich nicht mehr in K— zusammen treffen. Der eine geht hierhin, der andere dorthin. Beinahe zwanzig Jahre sind vergangen, da sieht Ptolomäus in B— auf der Straße eine Figur vor sich herwandeln, die er sogleich für seinen Freund Sebastian erkennt. Er stürzt ihm nach, klopft ihm auf die Schulter, und als Sebastian sich umschaut, fängt Ptolomäus sogleich an: Du behauptest also daß — kurz! — er führt den Schlag, zu dem er vor zwanzig Jahren ausholte. Sebastian läßt alle Minen springen, die er in K— angelegt hatte. Beide disputiren zwey, drey Stunden hindurch Straß' auf Straß' ab wandelnd. Beide geben sich ganz erhitzt das Wort, den Professor selbst zum Schiedsrichter aufzufordern, nicht bedenkend, daß sie in B** sind, daß der alte Immanuel schon seit vielen Jahren im Grabe ruht, trennen sich, und finden sich nie mehr wieder. — Diese Geschichte, die das Eigenthümliche für sich hat, daß sie sich wirklich begeben, trägt für mich wenigstens beinahe etwas schauerliches in sich. Ohne einiges Entsetzen kann ich nicht diesen tiefen gespenstischen Philistrismus anschauen. Ergötzlicher war mir unser alter Commissionsrath, den ich auf meiner Herreise besuchte. Er empfing mich zwar recht herzlich, indessen hatte sein Betragen etwas ängstliches, gedrücktes, das ich mir gar nicht erklären konnte, bis er eines Tages auf einem Spaziergange mich bat, ich möge doch um des Himmelswillen mich wieder pudern und einen grauen Hut aufsetzen, sonst könne er nicht an seinen alten Cyprianus glauben. Und dabei wischte er sich den Angstschweiß von der Stirne, und flehte mich an, seine Treuherzigkeit doch nur ja nicht übel zu nehmen! — Also! — wir wollen keine Philister seyn, wir wollen nicht darauf bestehen jenen Faden,

an dem wir vor zwölf Jahren spannen, nun fortzuspinnen, wir wollen uns nicht daran stoßen, daß wir andere Röcke tragen und andere Hüte, wir wollen andere seyn, als damals, und doch wieder dieselben, das ist nun ausgemacht. Was Lothar ohne eigentlichen Anlaß über das Unwesen der Clubs und Ressourcen gesagt hat, mag richtig sein und beweisen, wie sehr der arme Mensch geneigt ist, sich das letzte Restchen Freiheit zu verdämmen und überall ein künstlich Dach zu bauen, wo er noch allenfalls zum hellen heitern Himmel hinaufschauen könnte. Aber was geht das uns an? — Auch ich gebe meine Stimme zu Ottmars Vorschlag, daß wir uns wöchentlich an einem bestimmten Tage zusammenfinden wollen. Ich denke die Zeit mit ihren wunderbarsten Ereignissen hat dafür gesorgt, daß wir, lag auch wirklich, wie ich indessen gar nicht glauben und zugeben will, einige Anlage dazu in unserm Innern, keine Philister werden konnten. Ist es denn möglich, daß unsere Zusammenkünfte jemals in den Philistrismus eines Clubs ausarten können? — Also es bleibt bei Ottmars Vorschlag.

Beständig, rief Lothar, beständig werde ich mich dagegen auflehnen, und damit wir nur gleich aus dem ärgerlichen Hin- und Herreden darüber herauskommen, soll uns Cyprian das seltsame Abentheuer erzählen, das ihm heute so in Sinn und Gedanken liegt. Ich meine, sprach Cyprian, daß immer mehr und mehr uns eine fröhliche gemüthliche Stimmung erfassen wird, zumal, wenn es unserm Theodor gefällt, jene geheimnißvolle Vase, welche die feinsten aromatischen Düfte verbreitet, und aus der berühmten Gesellschaft des eierlegenden Hahns herzustammen scheint, zu öffnen. Nichts in der Welt könnte aber dem frischen Aufkeimen alter Lust mehr hinderlich seyn, als eben mein Abentheuer, das ihr, so wie wir jetzt beisammen sind, fremdartig, uninteressant, ja albern und fratzenhaft finden müßt.

Dabey trägt es einen düstern Character, und ich selbst spiele darinn eine hinlänglich schlechte Rolle. Ursache genug, davon zu schweigen. — Merkt ihr wohl, rief Theodor, daß unser Cyprian, unser liebes Sonntagskind, wieder allerlei bedenkliche Geister gesehen hat, die zu erschauen nach seiner Weise, er unsern gänzlich irdischen Augen nicht zutraut! — Doch nur heraus, Cyprian, mit deinem Abentheuer, und spielst du darin eine schlechte Rolle, so verspreche ich dir sogleich mich auf eigne Abentheuer zu besinnen und dir aufzutischen, worin ich noch viel alberner erscheine als Du. Ich leide daran gar keinen Mangel.

Mag es denn seyn, sprach Cyprian, und begann, nachdem er ein paar Sekunden nachdenklich vor sich hingeschaut, in folgender Art:

Ihr wißt, daß ich mich vor mehrern Jahren einige Zeit hindurch in B**, einem Orte, der bekanntlich in der anmuthigsten Gegend des südlichen Teutschlands gelegen, aufhielt. Nach meiner Weise pflegte ich allein ohne Wegweiser, dessen ich wohl bedurft, weite Spaziergänge zu wagen, und so geschah es, daß ich eines Tages in einen dichten Wald gerieth, und je ämsiger ich zuletzt Weg und Steg suchte, desto mehr jede Spur eines menschlichen Fußtritts verlor. Endlich wurde der Wald etwas lichter, da gewahrte ich unfern vor mir einen Mann in brauner Einsiedlerkutte, einen breiten Strohhut auf dem Kopf, mit langem schwarzen verwilderten Bart, der dicht an einer Bergschlucht auf einem Felsstück saß, und die Hände gefaltet gedankenvoll in die Ferne schaute. Die ganze Erscheinung hatte etwas fremdartiges, seltsames, ich fühlte leise Schauer mich durchgleiten. Solchen Gefühls kann man sich auch wohl kaum erwehren, wenn das, was man nur auf Bildern sah oder nur aus Büchern kannte, plötzlich ins wirkliche Leben tritt. Da saß nun der Anachoret aus der alten Zeit des Chri=

stenthums in Salvator Rosa's wildem Gebürge lebendig mir vor Augen. — Ich besann mich bald, daß ein ambulirender Mönch wohl eben nichts ungewöhnliches in diesen Gegenden sey, und trat keck auf den Mann zu mit der Frage, wie ich mich wohl am leichtesten aus dem Walde heraus finden könne, um nach B*** zurückzukehren. Er maß mich mit finsterm Blick, und sprach dann mit dumpfer feierlicher Stimme: Du handelst sehr leichtsinnig und unbesonnen, daß Du mich in dem Gespräch, das ich mit den würdigen Männern, die um mich versammelt, führe, mit einer einfältigen Frage unterbrichst! — Ich weiß es wohl, daß bloß die Neugierde, mich zu sehen und mich sprechen zu hören, Dich in diese Wüste trieb, aber Du siehst, daß ich jetzt keine Zeit habe mit Dir zu reden. Mein Freund Ambrosius von Camaldoli kehrt nach Alexandrien zurück, ziehe mit ihm." Damit stand der Mann auf, und stieg hinab in die Bergschlucht. Mir war, als läg' ich im Traum. Ganz in der Nähe hört' ich das Geräusch eines Fuhrwerks, ich arbeitete mich durchs Gebüsch, stand bald auf einem Holzwege und sah vor mir einen Bauer, der auf einem zweirädrigen Karren daher fuhr, und den ich schnell ereilte. Er brachte mich bald auf den großen Weg nach B***. Ich erzählte ihm unterweges mein Abentheuer, und fragte ihn, wer wohl der wunderliche Mann im Walde sey. „Ach lieber Herr, erwiederte der Bauer, das ist der würdige Mann, der sich Priester Serapion nennt, und schon seit vielen Jahren im Walde eine kleine Hütte bewohnt, die er sich selbst erbaut hat. Die Leute sagen, er sey nicht recht richtig im Kopfe, aber er ist ein lieber frommer Herr, der niemanden etwas zu Leide thut und der uns im Dorfe mit andächtigen Reden recht erbaut, und uns guten Rath ertheilt wie er nur kann." Kaum zwey Stunden von B*** hatte ich meinen Anachoreten angetroffen, hier mußte man daher

auch mehr von ihm wissen, und so war es auch wirklich der Fall. Doktor S** erklärte mir alles. Dieser Einsiedler war sonst einer der geistreichsten, vielseitig ausgebildetsten Köpfe, die es in M— gab. Kam noch hinzu, daß er aus glänzender Familie entsprossen, so konnt' es nicht fehlen, daß man ihn, kaum hatte er seine Studien vollendet, in ein bedeutendes diplomatisches Geschäft zog, dem er mit Treue und Eifer vorstand. Mit seinen Kenntnissen verband er ein ausgezeichnetes Dichtertalent, alles was er schrieb, war von einer feurigen Fantasie, von einem besondern Geiste, der in die tiefste Tiefe schaute, beseelt. Sein unübertrefflicher Humor machte ihn zum angenehmsten, seine Gemüthlichkeit zum liebenswürdigsten Gesellschafter, den es nur geben konnte. Von Stufe zu Stufe gestiegen hatte man ihn eben zu einem wichtigen Gesandtschaftsposten bestimmt, als er auf unbegreifliche Weise aus M— verschwand. Alle Nachforschungen blieben vergebens, und jede Vermuthung scheiterte an diesem, jenem Umstande, der sich dabey ergab.

Nach einiger Zeit erschien im tiefen Tyrolergebürge ein Mensch, der, in eine braune Kutte gehüllt, in den Dörfern predigte, und sich dann in den wildesten Wald zurück zog, wo er einsiedlerisch lebte. Der Zufall wollte es, daß Graf P** diesen Menschen, der sich für den Priester Serapion ausgab, zu Gesicht bekam. Er erkannte augenblicklich in ihm seinen unglücklichen aus M— verschwundenen Neffen. Man bemächtigte sich seiner, er wurde rasend, und alle Kunst der berühmtesten Aerzte in M— vermochte nichts in dem fürchterlichen Zustande des Unglücklichen zu ändern. Man brachte ihn nach B*** in die Irrenanstalt, und hier gelang es wirklich dem methodischen, auf tiefe psychische Kenntniß gegründeten Verfahren des Arztes, der damals dieser Anstalt vorstand, den Unglücklichen wenigstens aus der Tobsucht zu retten, in

die er verfallen. Sey es, daß jener Arzt seiner Theorie getreu dem Wahnsinnigen Gelegenheit gab, zu entwischen, oder daß dieser selbst die Mittel dazu fand, genug er entfloh, und blieb eine geraume Zeit hindurch verborgen. Serapion erschien endlich in dem Walde zwey Stunden von B*** und jener Arzt erklärte, daß, habe man wirkliches Mitleiden mit dem Unglücklichen, wolle man ihn nicht aufs neue in Wuth und Raserei stürzen, wolle man ihn ruhig und nach seiner Art glücklich sehen, so müsse man ihn im Walde und dabei vollkommne Freiheit lassen, nach Willkühr zu schalten und zu walten. Er stehe für jede schädliche Wirkung. Der bewährte Ruf des Arztes drang durch, die Polizeibehörde begnügte sich damit, den nächsten Dorfgerichten die entfernte unmerkliche Aufsicht über den Unglücklichen zu übertragen, und der Erfolg bestätigte, was der Arzt vorhergesagt. Serapion baute sich eine niedliche, ja nach den Umständen bequeme Hütte, er verfertigte sich Tisch und Stuhl, er flocht sich Binsenmatten zum Lager, er legte ein kleines Gärtlein an, in dem er Gemüse und Blumen anpflanzte. Bis auf die Idee, daß er der Einsiedler Serapion sey, der unter dem Kaiser Dezius in die Thebaische Wüste floh, und in Alexandrien den Märtyrer-Tod litt, und was aus dieser folgte, schien sein Geist gar nicht zerrüttet. Er war im Stande die geistreichsten Gespräche zu führen, ja nicht selten traten Spuren jenes scharfen Humors, ja wohl jener Gemüthlichkeit hervor, die sonst seine Unterhaltung belebten. Uebrigens erklärte ihn aber jener Arzt für gänzlich unheilbar, und widerrieth auf das ernstlichste jeden Versuch, ihn für die Welt und für seine vorigen Verhältnisse wieder zu gewinnen. — Ihr könnt Euch wohl vorstellen, daß mein Anachoret mir nun nicht aus Sinn und Gedanken kam, daß ich eine unwiderstehliche Sehnsucht empfand ihn wiederzusehen. — Aber nun denkt

Euch meine Albernheit! — Ich hatte nichts geringeres im Sinn, als Serapions fixe Idee an der Wurzel anzugreifen! — Ich las den Pinel — den Reil — alle mögliche Bücher über den Wahnsinn, die mir nur zur Hand kamen, ich glaubte, mir, dem fremden Psychologen, dem ärztlichen Layen sey es vielleicht vorbehalten in Serapions verfinsterten Geist einen Lichtstrahl zu werfen. Ich unterließ nicht außer jenem Studium des Wahnsinns mich mit der Geschichte sämmtlicher Serapions, deren es in der Geschichte der Heiligen und Märtyrer nicht weniger als acht giebt, bekannt zu machen, und so gerüstet suchte ich an einem schönen hellen Morgen meinen Anachoreten auf. Ich fand ihn in seinem Gärtlein mit Hacke und Spaten arbeitend und ein andächtiges Lied singend. Wilde Tauben, denen er reichliches Futter hingestreut, flatterten und schwirrten um ihn her, und ein junges Reh guckte neugierig durch bie Blätter des Spaliers. So schien er mit den Thieren des Waldes in vollkommener Eintracht zu leben. Keine Spur des Wahnsinns war in seinem Gesicht zu finden, dessen milde Züge von seltener Ruhe und Heiterkeit zeugten. Auf diese Weise bestätigte sich das, was mir Doktor S** in B*** gesagt hatte. Er rieth mir nehmlich, als er meinen Entschluß den Anachoreten zu besuchen, erfuhr, dazu einen heitern Morgen zu wählen, weil Serapion dann am freisten im Geiste und aufgelegt sey, sich mit Fremden zu unterhalten, wogegen er Abends alle menschliche Gesellschaft flöhe. Als Serapion mich gewahr wurde, ließ er den Spaten sinken, und kam mir freundlich entgegen. Ich sagte, daß ich auf weitem Wege ermüdet, mich nur einige Augenblicke bey ihm auszuruhen wünsche. „Seyd mir herzlich willkommen, sprach er, das wenige, womit ich Euch erquicken kann, steht Euch zu Diensten.“ Damit führte er mich zu einem Moossitz vor seiner Hütte, rückte einen kleinen

Tisch heraus, trug Brod, köstliche Trauben und eine Kanne Wein auf, und lud mich gastlich ein, zu essen und zu trinken, indem er sich mir gegenüber auf einen Schemmel setzte, und mit vielem Appetit Brodt genoß und einen großen Becher Wasser dazu leerte. In der That wußt ich gar nicht wie ich ein Gespräch anknüpfen, wie ich meine psychologische Weisheit an dem ruhigen heitern Mann versuchen sollte. Endlich faßte ich mich zusammen, und begann: Sie nennen sich Serapion, ehrwürdiger Herr? Allerdings, erwiederte er, die Kirche gab mir diesen Namen. „Die ältere Kirchengeschichte, fuhr ich fort, nennt mehrere heilige berühmte Männer dieses Namens. Einen Abt Serapion, der sich durch sein Wohlthun auszeichnete, den gelehrten Bischoff Serapion, dessen Hyronimus in seinem Buche de viris illustribus gedenkt. Auch gab es einen Mönch Serapion. Dieser befahl, wie Heraclides in seinem Paradiese erzählt, als er einst aus der Thebaischen Wüste nach Rom kam, einer Jungfrau, die sich zu ihm gesellte, vorgebend, sie habe der Welt entsagt, und ihrer Lust, um dies zu beweisen, mit ihm entkleidet durch die Straßen von Rom zu ziehen, und verstieß sie, als sie es verweigerte." „Du zeigst, sprach der Mönch, daß Du noch nach der Natur lebst, und den Menschen gefallen willst, glaube nicht an Deine Größe, rühme Dich nicht, Du habest die Welt überwunden!" — Irr' ich nicht ehrwürdiger Herr, so war dieser schmutzige Mönch (so nennt ihn Heraclid selbst) eben derselbe, welcher unter dem Kaiser Dezius das grausamste Märtyrerthum erlitt. Man trennte bekanntlich die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen hinab." „So ist es, sprach Serapion, indem er erbleichte, und seine Augen in dunklem Feuer aufglühten, so ist es; doch dieser Märtyrer hat nichts gemein mit jenem Mönch, der in aszetischer Wuth gegen die Natur selbst an-

kämpfte. Der Märtyrer Serapion, von dem Sie sprechen, bin ich selbst.“ „Wie, rief ich mit erkünsteltem Erstaunen, Sie halten sich für jenen Serapion, der vor vielen hundert Jahren auf die jämmerlichste Weise umkam?“ — „Sie mögen, fuhr Serapion sehr ruhig fort, das unglaublich finden, und ich gestehe ein, daß es manchem, der nicht weiter zu schauen vermag, als eben seine Nase riecht, sehr wunderbar klingen muß, allein es ist nun einmal so. Die Allmacht Gottes hat mich mein Märtyrerthum glücklich überstehen lassen, weil es in seinem ewigem Rathschluß lag, daß ich noch einige Zeit hindurch hier in der Thebaischen Wüste ein ihm gefälliges Leben führen sollte. Ein heftiger Kopfschmerz und eben so heftiges Ziehen in den Gliedern, nur das allein erinnert mich noch zuweilen an die überstandenen Quaalen.“ Nun, glaubt' ich, sey es an der Zeit, mit meiner Kur zu beginnen. Ich holte weit aus, und sprach sehr gelehrt über die Krankheit der fixen Ideen, die den Menschen zuweilen befalle, und nur wie ein einziger Mißton, den sonst rein gestimmten Organism verderbe. Ich erwähnte jenes Gelehrten, der nicht zu bewegen war vom Stuhle aufzustehen, weil er befürchtete dann sogleich mit seiner Nase dem Nachbar gegenüber die Fensterscheiben einzustoßen; des Abts Molanus, der über alles sehr vernünftig sprach, und bloß deshalb seine Stube nicht verließ, weil er besorgte sofort von den Hühnern gefressen zu werden, da er sich für ein Gerstenkorn hielt. Ich kam darauf, daß die Vertauschung des eignen Ichs mit irgend einer geschichtlichen Person gar häufig als fixe Idee sich im Innern gestalte. Nichts tolleres, nichts ungereimteres könne es geben, meinte ich ferner, als den kleinen, täglich von Bauern, Jägern, Reisenden, Spaziergängern durchstreiften Wald zwey Stunden von B** für die Thebaische Wüste, und sich selbst für denselben heiligen Schwärmer zu halten, der vor vie-

len hundert Jahren den Märtyrer-Tod erlitt. — Serapion hörte mich schweigend an, er schien den Nachdruck meiner Worte zu fühlen, und in tiefem Nachdenken mit sich selbst zu kämpfen. Nun glaubt ich den Hauptschlag führen zu müssen, ich sprang auf, ich faßte Serapions beide Hände, ich rief mit starker Stimme: Graf P** erwachen Sie aus dem verderblichen Traum, der Sie bestrickt, werfen Sie diese gehässigen Kleider ab, geben Sie Sich Ihrer Familie, die um Sie trauert, der Welt, die die gerechtesten Ansprüche an Sie macht, wieder! — Serapion schaute mich an mit finsterm durchbohrenden Blick, dann spielte ein sarkastisches Lächeln um Mund und Wange, und er sprach langsam und ruhig: Sie haben, mein Herr, sehr lange und Ihres Bedünkens auch wohl sehr herrlich und weise gesprochen, erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt einige Worte erwiedere. — Der heilige Antonius, alle Männer der Kirche, die sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückgezogen, wurden öfters von häßlichen Quälgeistern heimgesucht, die, die innere Zufriedenheit der Gottgeweihten beneidend, ihnen hart zusetzten so lange, bis sie überwunden schmählich im Staube lagen. Mir geht es nicht besser. Dann und wann erscheinen mir Leute, die vom Teufel angetrieben mir einbilden wollen, ich sey der Graf P** aus M — um mich zu verlocken zur Hoffarth und allerley bösem Wesen. Half nicht Gebet, so nahm ich sie bei den Schultern, warf sie hinaus und verschloß sorgfältig mein Gärtlein. Beinahe möcht ich mit Ihnen, mein Herr, verfahren auf gleiche Weise. Doch wird es dessen nicht bedürfen. Sie sind offenbar der ohnmächtigste von allen Widersachern, die mir erschienen und ich werde Sie mit Ihren eignen Waffen schlagen, das heißt mit den Waffen der Vernunft. Es ist vom Wahnsinn die Rede, leidet einer von uns an dieser bösen Krankheit, so ist das offenbar bey Ihnen der Fall

in viel höherem Grade als bey mir. Sie behaupten, es sey fixe Idee, daß ich mich für den Märtyrer Serapion halte, und ich weiß recht gut, daß viele Leute dasselbe glauben oder vielleicht nur so thun, als ob sie es glaubten. Bin ich nun wirklich wahnsinnig, so kann nur ein Verrückter wähnen, daß er im Stande seyn werde mir die fixe Idee, die der Wahnsinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich, so gäb' es bald keinen Wahnsinnigen mehr auf der ganzen Erde, denn der Mensch könnte gebieten über die geistige Kraft, die nicht sein Eigenthum, sondern nur anvertrautes Gut der höhern Macht ist, die darüber waltet. Bin ich aber nicht wahnsinnig und wirklich der Märtyrer Serapion, so ist es wieder ein thörichtes Unternehmen mir das ausreden und mich erst zu der fixen Idee treiben zu wollen, daß ich der Graf P** aus M— und zu Großem berufen sey. Sie sagen, daß der Märtyrer Serapion vor vielen hundert Jahren lebte, und daß ich folglich nicht jener Märtyrer seyn könne, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil Menschen nicht so lange auf Erden zu wandeln vermögen. Fürs erste ist die Zeit ein eben so relativer Begriff wie die Zahl, und ich könnte Ihnen sagen, daß, wie ich den Begriff der Zeit in mir trage, es kaum drey Stunden oder wie Sie sonst den Lauf der Zeit bezeichnen wollen, her sind, als mich der Kaiser Decius hinrichten ließ. Dann aber, davon abgesehen, können Sie mir nur den Zweifel entgegen stellen, daß ein solch langes Leben, wie ich geführt haben will, beispiellos und der menschlichen Natur entgegen sey. Haben Sie Kenntniß von dem Leben jedes einzelnen Menschen, der auf der ganzen weiten Erde existirt hat, daß Sie das Wort beispiellos keck aussprechen können? — Stellen Sie die Allmacht Gottes der armseligen Kunst des Uhrmachers gleich, der die todte Maschiene nicht zu retten vermag, vor dem Verderben? — Sie sagen, der Ort, wo wir uns befinden,

sey nicht die Thebaische Wüste, sondern ein kleiner Wald, der zwey Stunden von B*** liege und täglich von Bauern, Jägern und andern Leuten durchstreift werde. Beweisen Sie mir das!

Hier glaubte ich meinen Mann fassen zu können. Auf, rief ich, kommen Sie mit mir, in zwey Stunden sind wir in B*** und das, was ich behauptet, ist erwiesen.

Armer verblendeter Thor, sprach Serapion, welch ein Raum trennt uns von B***! Aber gesetzten Falles, ich folgte Ihnen wirklich nach einer Stadt, die Sie B*** nennen, würden Sie mich davon überzeugen können, daß wir wirklich nur zwey Stunden wandelten, daß der Ort, wo wir hingelangten, wirklich B*** sey? — Wenn ich nun behauptete, daß eben Sie von einem heillosen Wahnsinn befangen, die Thebaische Wüste für ein Wäldchen, und das ferne, ferne Alexandrien für die süddeutsche Stadt B*** hielten, was würden Sie sagen können? Der alte Streit würde nie enden und uns beiden verderblich werden. — Und noch eins mögen Sie recht ernstlich bedenken! — Sie müssen es wohl merken, daß der, der mit Ihnen spricht, ein heitres ruhiges mit Gott versöhntes Leben führt. Nur nach überstandenem Märtyrerthum geht ein solches Leben im Innern auf. Hat es nun der ewigen Macht gefallen, einen Schleier zu werfen über das was vor jenem Märtyrerthum geschah, ist es nicht eine grausame heillose Teufelei, an diesem Schleier zu zupfen?

Mit all meiner Weisheit stand ich vor diesem Wahnsinnigen verwirrt — beschämt! — Mit der Consequenz seiner Narrheit hatte er mich gänzlich aus dem Felde geschlagen, und ich sah die Thorheit meines Unternehmens in vollem Umfange ein. Noch mehr als das, den Vorwurf, den seine letzten Worte enthielten, fühlte ich eben so tief als mich das dunkle Be-

wußtsein des frühern Lebens, das darin wie ein höherer unverletzbarer Geist hervorschimmerte, in Erstaunen setzte.

Serapion schien meine Stimmung recht gut zu bemerken, er schaute mir mit einem Blick, in dem der Ausdruck der reinsten unbefangensten Gemüthlichkeit lag, ins Auge, und sprach dann: Gleich hielt ich Sie eben für keinen schlimmen Widersacher, und so ist es auch in der That. Wohl mag es seyn, daß dieser, jener, ja vielleicht der Teufel selbst Sie aufgeregt hat, mich zu versuchen, in Ihrer Gesinnung lag es gewiß nicht, und vielleicht nur, daß Sie mich anders fanden, als Sie Sich den Anachoreten Serapion gedacht hatten, bestärkte Sie in den Zweifeln, die Sie mir entgegen warfen. Ohne im mindesten von jener Frömmigkeit abzuweichen, die dem ziemt, der sein ganzes Leben Gott und der Kirche geweiht, ist mir jener aszetische Cynismus fremd, in den viele von meinen Brüdern verfielen, und dadurch statt der gerühmten Stärke, innere Ohnmacht, ja offenbare Zerrüttung aller Geisteskräfte bewiesen. Des Wahnsinns hätten Sie mich beschuldigen können, fanden Sie mich in dem heillosen abscheuligen Zustande, den jene besessene Fanatiker sich oft selbst bereiten. Sie glaubten den Mönch Serapion zu finden, jenen cynischen Mönch, blaß, abgemagert, entstellt von Wachen und Hungern, alle Angst, alles Entsetzen der abscheuligen Träume im düstern Blick, die den heiligen Antonius zur Verzweifelung brachten, mit schlotternden Knieen, kaum vermögend aufrecht zu stehen, in schmutziger blutbedeckter Kutte, — und treffen auf einen ruhigen heitern Mann. Auch ich überstand diese Quaalen von der Hölle selbst in meiner Brust entzündet, aber als ich mit zerrissenen Gliedern, mit zerschelltem Haupt erwachte, erleuchtete der Geist mein Innres, und ließ Seele und Körper gesunden. Möge Dich, o mein Bruder! der Himmel schon

auf Erden die Ruhe, die Heiterkeit genießen lassen, die mich erquickt und stärkt. Fürchte nicht die Schauer der tiefen Einsamkeit, nur in ihr geht dem frommen Gemüth solch ein Leben auf!

Serapion, der die letzten Worte mit wahrhaft priesterlicher Salbung gesprochen, schwieg jetzt, und hob den verklärten Blick gen Himmel. War's denn anders möglich, mußte mir nicht ganz unheimlich zu Muthe werden? — Ein wahnsinniger Mensch, der seinen Zustand als eine herrliche Gabe des Himmels preist, nur in ihm Ruhe und Heiterkeit findet, und recht aus der innersten Ueberzeugung mir ein gleiches Schicksal wünscht!

Ich gedachte mich zu entfernen, doch in demselben Augenblick begann Serapion mit verändertem Ton: Sie sollten nicht meinen, daß diese rauhe unwirthbare Wüste mir für meine stille Betrachtungen oft beinahe zu lebhaft wird. Täglich erhalte ich Besuche von den merkwürdigsten Männern der verschiedensten Art. Gestern war Ariost bei mir, dem bald darauf Dante und Petrarch folgten, heute Abends erwarte ich den wakkern Kirchenlehrer Evagrus, und gedenke, so wie gestern über Poesie, heute über die neuesten Angelegenheiten der Kirche zu sprechen. Manchmal steige ich auf die Spitze jenes Berges, von der man bei heiterm Wetter ganz deutlich die Thürme von Alexandrien erblickt, und vor meinen Augen begeben sich die wunderbarsten Ereignisse und Thaten. Viele haben das auch unglaublich gefunden, und gemeint, ich bilde mir nur ein, das vor mir im äußern Leben wirklich sich ereignen zu sehen, was sich nur als Geburt meines Geistes, meiner Fantasie gestalte. Ich halte dies nun für eine der spitzfündigsten Albernheiten, die es geben kann. Ist es nicht der Geist allein, der das, was sich um uns her begiebt in Raum und Zeit, zu erfassen vermag? — Ja was hört, was sieht, was fühlt in

uns? — vielleicht die todten Maschinen, die wir Auge, Ohr, Hand ꝛc. nennen und nicht der Geist? — Gestaltet sich nun etwa der Geist seine in Raum und Zeit bedingte Welt im Innern auf eigne Hand, und überläßt jene Funktionen einem andern uns inwohnenden Prinzip? — Wie ungereimt! Ist es nun also der Geist allein, der die Begebenheit vor uns erfaßt, so hat sich das auch wirklich begeben, was er dafür anerkennt. — Eben gestern sprach Ariost von den Gebilden seiner Phantasie, und meinte, er habe im Innern Gestalten und Begebenheiten geschaffen, die niemals in Raum und Zeit existirten. Ich bestritt, daß dies möglich, und er mußte mir einräumen, daß es nur Mangel höherer Erkenntniß sey, wenn der Dichter alles, was er vermöge seiner besonderen Sehergabe vor sich in vollem Leben erschaue, in den engen Raum seines Gehirns einschachteln wolle. Aber erst nach dem Märtyrerthum kommt jene höhere Erkenntniß, die genährt wird von dem Leben in tiefer Einsamkeit. — Sie scheinen nicht mit mir einig, Sie begreifen mich vielleicht gar nicht? — Doch freilich, wie sollte ein Kind der Welt, trägt es auch den besten Willen dazu in sich, den Gott geweihten Anachoreten begreifen können in seinem Thun und Treiben! — Lassen sie mich erzählen, was sich heute, als die Sonne aufging, und ich auf der Spitze jenes Berges stand, vor meinen Augen begab. —

Serapion erzählte jetzt eine Novelle, angelegt, durchgeführt, wie sie nur der geistreichste, mit der feurigsten Phantasie begabte Dichter anlegen, durchführen kann. Alle Gestalten traten mit einer plastischen Ründung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man fortgerissen, bestrickt von magischer Gewalt wie im Traum daran glauben mußte, daß Serapion alles selbst wirklich von seinem Berge erschaut. Dieser Novelle folgte eine andere und wieder eine andere, bis die

Sonne hoch im Mittag über uns stand. Da erhob sich Serapion von seinem Sitz, und sprach in die Ferne blickend: Dort kommt mein Bruder Hilarion, der in seiner zu großen Strenge immer mit mir zürnt, daß ich mich der Gesellschaft fremder Leute zu sehr hingebe. Ich verstand den Wink, und nahm Abschied, indem ich fragte, ob es mir wohl vergönnt sey, wieder einzukehren. Serapion erwiederte mit mildem Lächeln: Ei, mein Freund! ich dachte, Du würdest hinauseilen aus dieser wilden Wüste, die Deiner Lebensweise gar nicht zuzusagen scheint. Gefällt es Dir aber einige Zeit hindurch Deine Wohnung in meiner Nähe aufzuschlagen, so sollst Du mir jederzeit willkommen seyn in meiner Hütte, in meinem Gärtlein! Vielleicht gelingt es mir den zu bekehren, der zu mir kam als böser Widersacher! Gehab Dich wohl, mein Freund! — Gar nicht vermag ich den Eindruck zu beschreiben, den der Besuch bei dem Unglücklichen auf mich machte. Indem mich sein Zustand, sein methodischer Wahnsinn, in dem er das Heil seines Lebens fand, mit tiefem Schauer erfüllte, setzte mich sein hohes Dichtertalent in Staunen, erweckte seine Gemüthlichkeit, sein ganzes Wesen, das die ruhigste Hingebung des reinsten Geistes athmete, in mir die tiefste Rührung. Ich gedachte jener schmerzlichen Worte Opheliens: „O welch ein edler Geist ist hier zerstört. Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge, des Kriegers Arm, des Staates Blum, und Hoffnung, der SitteSpiegel und der Bildung Muster, das Merkziel der Betrachter, — ganz, ganz hin — Ich sehe die edle hochgebietende Vernunft, mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt; dies hohe Bild, die Züge blühender Jugend, durch Schwärmerei zerrüttet," — Und doch konnt' ich die ewige Macht nicht anklagen, die vielleicht auf diese Weise den Unglücklichen vor bedrohlichen Klippen rettete in den sichern Hafen. Je öfter ich nun meinen Anachoreten besuchte,

desto herzlicher gewann ich ihn lieb. Immer fand ich ihn heiter und gesprächig, und ich hütete mich wohl, etwa wieder den psychologischen Arzt machen zu wollen. Es war bewundernswürdig, mit welchem Scharfsinn, mit welchem durchdringenden Verstande mein Anachoret über das Leben in allen seinen Gestaltungen sprach, höchst merkwürdig aber, aus welchen, von jeder aufgestellten Ansicht ganz abweichenden, tiefern Motiven er geschichtliche Begebenheiten entwickelte. Nahm ich's mir zuweilen heraus, so sehr mich auch der Scharfsinn seiner Divinationen traf, doch einzuwenden, daß kein historisches Werk der besonderen Umstände erwähne, die er anführe, so versicherte er mit mildem Lächeln, daß wohl freilich kein Historiker in der Welt das alles so genau wissen könne, als er, der es ja aus dem Munde der handelnden Personen selbst hätte, die ihn besucht. — Ich mußte B — verlassen, und kehrte erst nach drei Jahren wieder zurück. Es war später Herbst in der Mitte des Novembers, wenn ich nicht irre gerade der vierzehnte, als ich hinauslief, um meinen Anachoreten aufzusuchen. Von weitem hörte ich den Ton der kleinen Glocke, die über seiner Hütte angebracht war, und fühlte mich von seltsamen Schauern, von düsterer Ahnung durchbebt. Ich kam endlich an die Hütte, ich trat hinein. Serapion lag ausgestreckt, die Hände auf der Brust gefaltet, auf seinen Binsenmatten. Ich glaubte, daß er schliefe. Ich trat näher heran, da merkt' ich es wohl — er war gestorben! —

Und Du begrubst ihn mit Hülfe zweier Löwen! — So unterbrach Ottmar den Freund. Wie? — was sagst Du? rief Cyprian, ganz erstaunt. Ja, fuhr Ottmar fort, es ist nicht anders. Schon im Walde, noch ehe Du Serapions Hütte erreicht hattest, begegneten Dir seltsame Ungeheuer, mit denen Du sprachst. Ein Hirsch brachte Dir den Mantel des heiligen Atha-

nasius, und bat Dich Serapions Leichnam darin einzuwickeln. Genug, Dein letzter Besuch bei Deinem wahnsinnigen Anachoreten gemahnt mich an jenen wunderbaren Besuch, den Antonius dem Einsiedler Paulus abstattete, und von dem der heilige Mann so viel phantastisches Zeug erzählt, daß man wohl wahrnimmt, wie es ihm ziemlich stark im Kopf spukte. Du siehst, daß ich mich auch auf die Legenden der Heiligen verstehe! Nun weiß ich, warum vor einigen Jahren Deine ganze Phantasie von Mönchen, Klöstern, Einsiedlern, Heiligen erfüllt war. Ich merkte das aus dem Briefe, den Du mir damals schriebst, und in dem ein solch eigner mystischer Ton herrschte, daß ich auf allerlei sonderbare Gedanken gerieth. Irr' ich nicht, so dichtetest Du damals ein seltsames Buch, das, auf den tiefsten katholischen Mysticismus basirt, so viel Wahnsinniges und Teuflisches enthielt, daß es Dich hätte bei sanften hochgescheuten Personen um allen Credit bringen können. Gewiß spukte damals der höchste Serapionismus in Dir. So ist es, erwiederte Cyprian, und ich möchte beinahe wünschen, jenes phantastische Buch, das indessen doch als Warnungszeichen den Teufel an der Stirn trägt, vor dem sich ein Jeder hüten kann, nicht in die Welt geschickt zu haben. Freilich regte mich der Umgang mit dem Anachoreten dazu an. Ich hätt' ihn vielleicht meiden sollen, aber Du, Ottmar, ihr Alle kennt ja meinen besondern Hang zum Verkehr mit Wahnsinnigen; immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre schauerlichste Tiefe. Und in der That selbst in dem Grauen, das mich oft bei jenem seltsamen Verkehre befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geist zum besonderen Aufschwung stärkten und belebten. Mag es seyn, daß die von Grund aus Verständigen diesen besondern Aufschwung nur für den Paroxismus einer gefähr-

lichen Krankheit halten; was thut das, wenn der der Krankheit Angeklagte sich nur selbst kräftig und gesund fühlt.

Das bist Du ganz gewiß, mein lieber Cyprian, nahm Theodor das Wort, und das beweiset Deine robuste Constitution, um die ich Dich beinah beneiden möchte. Du sprichst von dem Blick in die schauerlichste Tiefe der Natur, möge nur jeder sich vor einem solchen Blick hüten, der sich nicht frei weiß von allem Schwindel. So wie Du uns Deinen Serapion dargestellt hast, wird wohl niemand läugnen, daß sein gutmüthiger stiller Wahnsinn gar nicht in Betracht kommen konnte, da der Umgang mit dem geistreichsten, lebendigsten Dichter kaum mit dem seinigen zu vergleichen. Gestehe aber nur ein, daß vorzüglich, da nun Jahre darüber vergangen, als Du ihn lebend verließest, Du uns seine Gestalt nur in dem vollen glänzenden Licht, wie sie in Deinem Innern lebt, darstellen konntest. Dann aber behaupte ich meiner Seits, daß mich wenigstens bei einem Menschen, der eben auf solche Weise wahnsinnig, wie Dein Serapion, die innere Angst, ja das Entsetzen nie verlassen würde. Schon bei Deiner Erzählung, als Serapion seinen Zustand als den glücklichsten pries, als er Dich so selig wünschte, als er selbst sich fühlte, standen mir die Haare zu Berge. Es wäre heillos, wenn der Gedanke dieses glücklichen Zustandes Wurzel fassen im Gemüth, und dadurch den wirklichen Wahnsinn herbeiführen könnte. Nie hätte ich mich schon deshalb Serapions Umgange hingegeben, und dann ist noch außer der geistigen Gefahr die leibliche zu fürchten, daß, wie der französische Arzt Pinel häufige Fälle anführt, von fixen Ideen Befallene oft plötzlich in Tobsucht gerathen, und wie ein wüthendes Thier alles um sich her morden.

Theodor hat Recht, sprach Ottmar, ich tadle, o Cyprian, Deinen närrischen Hang zur Narrheit, Deine

wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Ueberspanntes darin, das Dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird. Daß ich Wahnsinnige fliehe, wie die Pest, versteht sich wohl; aber schon Menschen von überreizter Phantasie, die sich auf diese oder jene Weise spleenisch äußert, sind mir unheimisch und fatal.

Du, nahm Theodor das Wort: Du, lieber Ottmar, gehst hierin wieder offenbar zu weit, indem, wie ich wohl weiß, Du Alles, was sich von innen heraus im Aeußern auf nicht gewöhnliche, etwas seltsame Weise gebehrden will, hassest. Das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben, welches der reizbare Mensch fühlt, treibt ihn wohl zu besonderen Grimassen, die die ruhigen Gesichter, über die der Schmerz so wenig Gewalt hat als die Lust, nicht begreifen können, sondern sich nur darüber ärgern. Merkwürdig ist es aber, daß Du, mein Ottmar, selbst so leicht verwundlich, geneigt bist, aus allen Schranken zu treten, und schon oft den Vorwurf des vollkommensten Spleens auf Dich geladen hast. — Ich denke eben an einen Mann, dessen toller Humor in der That bewirkte, daß die halbe Stadt, wo er lebte, ihn für wahnsinnig ausschrie, unerachtet kein Mensch weniger Anlage zum eigentlichen, entschiedenen Wahnsinn haben konnte, als eben er. Die Art, wie ich seine Bekanntschaft machte, ist eben so seltsam komisch, als die Lage, in der ich ihn wiederfand, rührend und das innerste Herz ergreifend. Ich möcht' Euch davon erzählen, um den sanften Uebergang vom Wahnsinn durch den Spleen in die völlig gesunde Vernunft zu bewirken. Befürchten muß ich nur, zumal da von Musik viel die Rede seyn dürfte, daß Ihr mir denselben Vorwurf machen werdet, den ich unserm Cyprianus entgegenwarf, nehmlich, daß ich meinen Gegenstand phantastisch ausschmücke, und viel von dem Meinigen hinzufüge, was denn doch gar nicht der Fall

seyn wird. — Ich bemerke indessen, daß Lothar sehnsüchtige Blicke nach jener Vase wirft, die Cyprian geheimnißvoll genannt, und sich von ihrem Inhalt viel Ersprießliches versprochen hat. Laßt uns den Zauber lösen! —

Theodor nahm den Deckel von dem Gefäße herab, und schenkte seinen Gästen ein Getränk ein, das König und Minister der Gesellschaft vom eierlegenden Hahn als übervortrefflich anerkannt und ohne Bedenken im Staat eingeführt haben würden. Nun, rief Lothar, nachdem er ein paar Gläser geleert hatte, Theodor, erzähle von Deinem spleenischen Mann. Sey humoristisch, lustig, rührend, ergreifend — sey alles, was Du willst, nur erlöse uns von dem vermaledeiten wahnsinnigen Anachoreten, hilf uns heraus aus dem Bedlam, in das uns Cyprianus geschleppt! —

Der Mann, begann Theodor, von dem ich sprechen will, ist niemand anders, als der Rath Krespel in H—.

Dieser Rath Krespel war nehmlich in der That einer der allerwunderlichsten Menschen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, sprach die ganze Stadt von ihm, weil so eben einer seiner allernärrischsten Streiche in voller Blüthe stand. Krespel war berühmt als gelehrter gewandter Jurist und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regirender Fürst in Deutschland hatte sich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung seiner rechtsbegründeten Ansprüche auf ein gewisses Territorium zum Gegenstand hatte, und das er dem Kaiserhofe einzureichen gedachte. Das geschah mit dem glücklichsten Erfolg, und da Krespel einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung seiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürst, um ihn für

jenes Memorial zu lohnen, die Kosten eines Hauses, das Krespel ganz nach nach seinem Gefallen aufbauen lassen sollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürst nach Krespels Wahl ankaufen lassen; das nahm Krespel indessen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in seinem vor dem Thor in der schönsten Gegend belegenen Garten erbaut werden solle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zusammen und ließ sie hinausfahren; dann sah man ihn, wie er Tage lang in seinem sonderbaren Kleide (das er übrigens selbst angefertigt nach bestimmten eigenen Prinzipien) den Kalk löschte, den Sand siebte, die Mauersteine in regelmäßige Haufen aufsetzte u. s. w. Mit irgend einem Baumeister hatte er nicht gesprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indessen zu einem tüchtigen Mauermeister in H— und bat ihn, sich Morgen bei Anbruch des Tages mit sämmtlichen Gesellen und Burschen, vielen Handlangern u. s. w. in dem Garten einzufinden, und sein Haus zu bauen. Der Baumeister fragte natürlicher Weise nach dem Bauriß, und erstaunte nicht wenig, als Krespel erwiederte, es bedürfe dessen gar nicht, und es werde sich schon alles, wie es seyn solle, fügen. Als der Meister anderen Morgens mit seinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel sprach: „Hier soll das Fundament meines Hauses gelegt werden, und dann bitte ich die vier Mauern so lange hinaufzuführen, bis ich sage, nun ist's hoch genug.“ „Ohne Fenster und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meister, wie über Krespel's Wahnsinn erschrocken, ein. „So wie ich Ihnen es sage, bester Mann,“ erwiederte Krespel sehr ruhig, „das Uebrige wird sich alles finden.“ Nur das Versprechen reicher Belohnung konnte den Meister bewegen, den unsinnigen Bau zu unternehmen; aber nie ist einer lustiger geführt wor-

den, denn unter beständigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsstätte nie verließen, da es Speis und Trank vollauf gab, stiegen die vier Mauern unglaublich schnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ Da schwieg Kell' und Hammer, die Arbeiter stiegen von den Gerüsten herab, und indem sie den Krespel im Kreise umgaben, sprach es aus jedem lachenden Gesicht: Aber wie nun weiter? — „Platz!“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens, und schritt dann langsam auf sein Viereck los, dicht an der Mauer schüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, schritt wieder auf das Viereck los, und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, bis er endlich, mit der spitzen Nase hart an die Mauer anlaufend, laut schrie: „Heran, heran ihr Leute, schlagt mir die Thür ein, hier schlagt mir eine Thür ein!“ — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geschah wie er geboten. Nun schritt er hinein in das Haus, und lächelte wohlgefällig, als der Meister bemerkte, die Mauern hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweistöckigen Hauses. Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und so wie er rief: Hier ein Fenster, sechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fensterchen, drei Fuß hoch, zwei Fuß breit! so wurde es flugs eingeschlagen. Gerade während dieser Operation kam ich nach H—, und es war höchst ergötzlich anzusehen, wie hunderte von Menschen um den Garten herumstanden, und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen, und wieder ein neues Fenster entstand, da wo man es gar nicht vermuthet hatte. Mit dem übrigen Ausbau des Hauses und mit allen Arbeiten, die dazu nöthig waren, machte es Krespel auf eben dieselbe Weise, indem sie alles an Ort und Stelle nach seiner augenblicklichen Angabe

verfertigen mußten. Die Possirlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Ueberzeugung, daß alles am Ende sich besser zusammengeschickt als zu erwarten stand, vorzüglich aber Krespel's Freigebigkeit, die ihm freilich nichts kostete, erhielt aber alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeiten, die die abenteuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden, und in kurzer Zeit stand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenseite den tollsten Anblick gewährte, da kein Fenster dem andern gleich war u. s. w. dessen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle, die hinein kamen, versicherten dies, und ich selbst fühlte es, als Krespel nach näherer Bekanntschaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem seltsamen Manne noch nicht gesprochen, der Bau beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht einmal sich bei dem Professor M*** Dienstags, wie er sonst pflegte, zum Mittagsessen einfand, und ihm, als er ihn besonders eingeladen, sagen ließ, vor dem Einweihungsfeste seines Hauses käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verspitzten sich auf ein großes Mahl. Krespel hatte aber niemanden gebeten, als sämmtliche Meister, Gesellen, Bursche und Handlanger, die sein Haus erbaut. Er bewirthete sie mit den feinsten Speisen. Maurerbursche fraßen rücksichtslos Rebhuhn-Pasteten, Tischlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Fasanen, und hungrige Handlanger langten diesmahl sich selbst die vortrefflichsten Stücke aus dem Trüffel-Frikassee zu. Des Abends kamen die Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Krespel walzte etwas weniges mit den Meisterfrauen, setzte sich aber dann zu den Stadtmusikanten, nahm eine Geige und dirigirte die Tanzmusik bis zum hellen Morgen. Den Dienstag nach diesem Feste, welches den Rath Krespel als Volksfreund darstellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht

geringen Freude bei dem Professor M***. Verwunderlicheres als Krespels Betragen kann man nicht erfinden. Steif und ungelenk in der Bewegung glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anstoßen, irgend einen Schaden anrichten. Das geschah aber nicht, und man wußte es schon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindesten, als er mit gewaltigem Schritt um den mit den schönsten Tassen besetzten Tisch sich herumschwang, als er gegen den bis zum Boden reichenden Spiegel manövrirte, als er selbst einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porcellan ergriff, und in der Luft herumschwenkte, als ob er die Farben spielen lassen wolle. Ueberhaupt besah Krespel vor Tische alles in des Professors Zimmer auf das genaueste, er langte sich auch wohl, auf den gepolsterten Stuhl steigend, ein Bild von der Wand herab, und hing es wieder auf. Dabei sprach er viel und heftig, bald (bei Tische wurde es auffallend) sprang er schnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht los kommen, immer sie wieder ergreifend, gerieth er in allerlei wunderliche Irrgänge, und konnte sich nicht wieder finden, bis ihn etwas anderes erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig schreiend, bald leise gedehnt, singend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Krespel sprach. Es war von Musik die Rede, man rühmte einen neuen Komponisten, da lächelte Krespel, und sprach mit seiner leisen singenden Stimme: „Wollt ich doch, daß der schwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntausend Millionen Klaftern tief in den Abgrund der Hölle schlüge!" — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie ist ein Engel des Himmels, nichts als reiner Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Gesanges!" — Und dabei standen ihm Thränen in den Augen. Man mußte sich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin

gesprochen worden. Es wurde ein Hasenbraten verzehrt, ich bemerkte daß Krespel die Knochen auf seinem Teller vom Fleische sorglich säuberte, und genaue Nachfrage nach den Hasenpfoten hielt, die ihm des Professors fünfjähriges Mädchen mit sehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rath schon während des Essens sehr freundlich angeblickt, jetzt standen sie auf und nahten sich ihm, jedoch in scheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. Was soll denn das werden, dachte ich im Innern. Das Desert wurde aufgetragen. Da zog der Rath ein Kistchen aus der Tasche, in dem eine kleine stählerne Drehbank lag, die schrob er sofort an den Tisch fest, und nun drechselte er mit unglaublicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit aus den Hasenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen. Im Moment des Aufstehens von der Tafel fragte des Professors Nichte: „Was macht denn unsere Antonie, lieber Rath?" — Krespel schnitt ein Gesicht, als wenn jemand in eine bittere Pomeranze beißt, und dabei aussehen will, als wenn er Süßes genossen; aber bald verzog sich dies Gesicht zur graulichen Maske, aus der recht bitterer, grimmiger, ja wie es mir schien, recht teuflischer Hohn herauslachte. „Unsere? Unsere liebe Antonie?" frug er mit gedehntem, unangenehm singenden Tone. Der Professor kam schnell heran. In dem strafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß sie eine Seite berührt hatte, die in Krespels Innerm widrig dissoniren mußte. „Wie steht es mit den Violinen?" frug der Professor recht lustig, indem er den Rath bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte sich Krespels Gesicht auf, und er erwiederte mit seiner starken Stimme: „Vortrefflich, Professor, erst heute hab' ich die treffliche Geige von Amati, von der ich neulich erzählte, welch' ein Glücksfall sie mir in die Hände gespielt,

erst heute hab ich sie aufgeschnitten. Ich hoffe, Antonie wird das übrige sorgfältig zerlegt haben." „Antonie ist ein gutes Kind," sprach der Professor. „Ja wahrhaftig, das ist sie!" schrie der Rath, indem er sich schnell umwandte, und mit einem Griff Hut und Stock erfassend, schnell zur Thüre hinaussprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen standen.

Sobald der Rath fort war, drang ich in den Professor, mir doch nur gleich zu sagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandtniß habe. „Ach, sprach der Professor, wie denn der Rath überhaupt ein ganz wunderlicher Mensch ist, so treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigene tolle Weise." „Violinbauen?" fragte ich ganz erstaunt. „Ja," fuhr der Professor fort, „Krespel verfertigt nach dem Urtheil der Kenner die herrlichsten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann. Sonst ließ er manchmal, war ihm eine besonders gelungen, andere darauf spielen, das ist aber seit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Krespel eine Violine gemacht, so spielt er selbst eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchster Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er sie aber zu den übrigen, ohne sie jemals wieder zu berühren oder von andern berühren zu lassen. Ist nun irgend eine Violine von einem alten vorzüglichen Meister aufzutreiben, so kauft sie der Rath um jeden Preis, den man ihm stellt. Eben so wie seine Geigen, spielt er sie aber nur ein einziges Mal, dann nimmt er sie auseinander, um ihre innere Struktur genau zu untersuchen, und wirft, findet er nach seiner Einbildung nicht das, was er gerade suchte, die Stücke unmuthig in einen großen Kasten, der schon voll Trümmer zerlegter Violinen ist." „Wie ist es aber mit Antonien? frug ich schnell und heftig. „Das ist nun," fuhr der Professor fort, „eine

Sache, die den Rath mich könnte in höchstem Grade verabscheuen lassen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefsten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmüthigen Charakter des Rathes es damit eine besondere geheime Bewandtniß haben müsse. Als vor mehreren Jahren der Rath hieher nach H— kam, lebte er anachoretisch mit einer alten Haushälterin in einem finstern Hause auf der — Straße. Bald erregte er durch seine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und sogleich, als er dies merkte, suchte und fand er Bekanntschaften. Eben wie in meinem Hause gewöhnte man sich überall so an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Aeußeren unerachtet, liebten ihn sogar die Kinder, ohne ihn zu belästigen, denn trotz aller Freundlichkeit behielten sie eine gewisse scheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zudringlichen schützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künste zu gewinnen weiß, haben Sie heute gesehen. Wir hielten ihn alle für einen Hagestolz, und er widersprach dem nicht. Nachdem er sich einige Zeit hier aufgehalten, reiste er ab, niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach seiner Rückkehr waren Krespels Fenster ungewöhnlich erleuchtet, schon dies machte die Nachbarn aufmerksam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers, von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf, und stritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rath war, der spielte. Ich selbst mischte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hause des Rathes versammelt hatte, und ich muß Ihnen gestehen, daß gegen die Stimme, gegen den ganz eigenen tief in das Innerste dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Gesang der berühmtesten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdrucks-

los schien. Nie hatte ich eine Ahnung von diesen lang ausgehaltenen Tönen, von diesen Nachtigallwirbeln, von diesem Auf- und Abwogen, von diesem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von diesem Sinken bis zum leisesten Hauch. Nicht einer war, den der süßeste Zauber nicht umfing, und nur leise Seufzer gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerin schwieg. Es mochte schon Mitternacht seyn, als man den Rath sehr heftig reden hörte, eine andere männliche Stimme schien, nach dem Tone zu urtheilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwischen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger schrie der Rath, bis er endlich in jenen gedehnten singenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es todtenstille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte, und ein junger Mensch schluchzend hinausstürzte, der sich in eine nahe stehende Postchaise warf, und rasch davon fuhr. Tags darauf erschien der Rath sehr heiter, und niemand hatte den Muth, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterin sagte aber auf Befragen, daß der Rath ein bildhübsches, blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben so schön gesungen. Auch sey ein junger Mann mitgekommen, der sehr zärtlich mit Antonien gethan, und wohl ihr Bräutigam seyn müsse. Der habe aber, weil es der Rath durchaus gewollt, schnell abreisen müssen. — In welchem Verhältniß Antonie mit dem Rath steht, ist bis jetzt ein Geheimniß, aber so viel ist gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehässigste Weise tyrannisirt. Er bewacht sie, wie der Doktor Bartholo im Barbier von Sevilla seine Mündel, kaum darf sie sich am Fenster blicken lassen. Führt er sie auf inständiges Bitten einmal in Gesellschaft, so verfolgt er sie mit Argusblicken, und leidet durchaus nicht, daß sich irgend

ein musikalischer Ton hören lasse, viel weniger, daß Antonie singe, die übrigens auch in seinem Hause nicht mehr singen darf. Antonien's Gesang in jener Nacht ist daher unter dem Publikum der Stadt zu einer Phantasie und Gemüth aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und selbst die, welche sie gar nicht hörten, sprechen oft, versucht sich eine Sängerin hier am Orte: „Was ist denn das für ein gemeines Quinkeliren? Nur Antonie vermag zu singen." —

Ihr wißt, daß ich auf solche phantastische Dinge ganz versessen bin, und könnt wohl denken, wie nothwendig ich es fand, Antonien's Bekanntschaft zu machen. Jene Aeußerungen des Publikums über Antonien's Gesang hatte ich selbst schon öfters vernommen; aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte sey, und in den Banden des wahnsinnigen Krespels, wie eines tyrannischen Zauberers liege. Natürlicher Weise hörte ich auch sogleich in der folgenden Nacht Antonien's wunderbaren Gesang, und da sie mich in einem herrlichen Adagio (lächerlicher Weise kam es mir vor, als hätte ich es selbst komponirt) auf das rührendste beschwor, sie zu retten, so war ich bald entschlossen, ein zweiter Astolfo, in Krespels Haus, wie in Alzinens Zauberburg einzudringen, und die Königin des Gesanges aus schmachvollen Banden zu befreien.

Es kam alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rath zwei- bis dreimal gesehen, und mit ihm eifrig über die beste Structur der Geigen gesprochen, als er mich selbst einlud, ihn in seinem Hause zu besuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichthum seiner Violinen. Es hingen deren wohl dreißig in einem Kabinett, unter ihnen zeichnete sich eine durch alle Spuren der hohen Alterthümlichkeit (geschnitzten Löwenkopf u. s. w.) aus,

und sie schien, höher gehenkt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten. Diese Violine, sprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, ist ein sehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meisters, wahrscheinlich aus Tartini's Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern Struktur etwas besonderes liegt, und daß, wenn ich sie zerlegte, sich mir ein Geheimniß erschließen würde, dem ich längst nachspürte. Aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen — dies todte Ding, dem ich selbst doch nur erst Leben und Laut gebe, spricht oft aus sich selbst zu mir auf wunderliche Weise, und es war mir, da ich zum ersten Male darauf spielte, als wär' ich nur der Magnetiseur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß sie selbstthätig ihre innere Anschauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckhaft genug bin, von solchen Phantastereien auch nur das mindeste zu halten, aber eigen ist es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme todte Ding dort aufzuschneiden. Lieb ist es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn seitdem Antonie hier ist, spiele ich ihr zuweilen etwas auf dieser Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern. Die Worte sprach der Rath mit sichtlicher Rührung, das ermuthigte mich zu den Worten: O mein bester Herr Rath, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun? Krespel schnitt aber sein süßsaures Gesicht, und sprach mit gedehntem singenden Ton: Nein, mein bester Herr Studiosus! Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich noch mit ihm allerlei zum Theil kindische Raritäten besehen; endlich griff er in ein Kistchen, und holte ein zusammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, sehr feierlich sprechend: Sie sind ein Freund der Kunst, nehmen Sie dies Geschenk als ein theures Andenken, das Ihnen ewig über Alles werth

bleiben muß. Dabei schob er mich bei beiden Schultern sehr sanft nach der Thür zu, und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf symbolische Weise zur Thür hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ungefähr ein Achtel-Zoll langes Stückchen einer Quinte, und dabei geschrieben: „Von der Quinte, womit der selige Stamitz seine Geige bezogen hatte, als er sein letztes Konzert spielte.“ — Die schnöde Abfertigung, als ich Antonien's erwähnte, schien mir zu beweisen, daß ich sie wohl nie zu sehen bekommen würde. Dem war aber nicht so, denn als ich den Rath zum zweiten Male besuchte, fand ich Antonien in seinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zusammensetzen einer Geige. Antonien's Aeußere machte auf den ersten Anblick keinen starken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Rosenlippen der ungemein zarten lieblichen Gestalt. Sie war sehr blaß, aber wurde etwas Geistreiches und Heiteres gesagt, so flog in süßem Lächeln ein feuriges Inkarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im röthlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen sprach ich mit Antonien, und bemerkte durchaus nichts von den Argusblicken Krespels, wie sie der Professor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Gleise, ja er schien sogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben. So geschah es, daß ich öfter den Rath besuchte, und wechselseitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen Kreise von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerste hinein erfreute. Der Rath blieb mit seinen höchst seltsamen Skurilitäten mir sehr ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie, die mit unwiderstehlichem Zauber mich hinzog, und mich manches ertragen ließ, dem ich sonst ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das Eigenthümliche, Seltsame des Ra-

thes mischte sich nämlich gar zu oft Abgeschmacktes und Langweiliges, vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, sobald ich das Gespräch auf Musik, insbesondere auf Gesang lenkte, mit seinem diabolisch lächelnden Gesicht und seinem widrig singenden Tone einfiel, etwas ganz Heterogenes, mehrentheils Gemeines auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübniß, die dann ans Antonien's Blicken sprach, merkte ich wohl, daß es nur geschah, um irgend eine Aufforderung zum Gesange mir abzuschneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hindernissen, die mir der Rath entgegen stellte, wuchs mein Muth sie zu übersteigen, ich mußte Antonien's Gesang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieses Gesanges zu verschwimmen. Eines Abends war Krespel bei besonders guter Laune. Er hatte eine alte Cremoneser Geige zerlegt, und gefunden, daß der Stimmstock um eine halbe Linie schräger als sonst gestellt war. Wichtige, die Praxis bereichernde Erfahrung! Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinenspielens in Feuer zu setzen. Der, großen wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meister, von dem Krespel sprach, führte von selbst die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Gesang sich nach den erkünstelten Sprüngen und Läufen der Instrumentalisten verbilde. Was ist unsinniger, rief ich, vom Stuhle aufspringend, hin zum Pianoforte laufend, und es schnell öffnend: Was ist unsinniger als solche vertrackte Manieren, welche, statt Musik zu seyn, dem Tone über den Boden hingeschütteter Erbsen gleichen. Ich sang manche der modernen Fermaten, die hin- und herlaufen, und schnurren wie ein tüchtig losgeschnürter Kreisel, einzelne schlechte Accorde dazu anschlagend. Uebermäßig lachte Krespel und schrie: „Haha! mich dünkt, ich höre unsere deutschen Italiäner oder unsere italiänischen Deutschen, wie sie sich in einer Arie von Pu-

città oder Portogallo, oder sonst einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo übernehmen." Nun, dachte ich, ist der Zeitpunkt da. „Nicht wahr," wandte ich mich zu Antonien, „von dieser Singerei weiß Antonie nichts?" und zugleich intonirte ich ein herrliches, seelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo. Da glühten Antonien's Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeseelten Augen, sie sprang an das Pianoforte, sie öffnete die Lippen — Aber in demselben Augenblick drängte sie Krespel fort, ergriff mich bei den Schultern, und schrie im kreischenden Tenor — „Söhnchen — Söhnchen — Söhnchen." — Und gleich fuhr er fort, sehr leise singend, und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchst verehrungswürdiger Herr Studiosus, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anstoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunsch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der höllische Satan mit glühenden Krallenfäusten sanft das Genick abstieße, und Sie auf die Weise gewissermaßen kurz expedirte; aber davon abgesehen, müssen Sie eingestehen, Liebwerthester! daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch gerade nicht die Treppe herab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hause, und erinnern Sie Sich freundschaftlichst Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verstehen Sie wohl? — nie mehr zu Hause antreffen sollten?" — Damit umarmte er mich, und drehte sich, mich festhaltend, langsam mit mir zur Thüre heraus, so daß ich Antonien mit keinem Blick mehr anschauen konnte. — Ihr gesteht, daß es in meiner Lage nicht möglich war, den Rath zu prügeln, welches doch eigentlich hätte geschehen müssen. Der Professor lachte mich sehr aus, und versicherte, daß ich es nun mit dem

Rath auf immer verdorben hätte. Den schmachtenden ans Fenster hinaufblickenden Amoroso, den verliebten Abentheurer zu machen, dazu war Antonie mir zu werth, ich möchte sagen zu heilig. Im Innersten zerrissen, verließ ich H— aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Phantasiegebildes verblaßten, und Antonie — ja selbst Antonien's Gesang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefstes Gemüth hinein, wie ein sanfter tröstender Rosenschimmer.

Nach zwei Jahren war ich schon in B** angestellt, als ich eine Reise nach dem südlichen Deutschland unternahm. Im duftigen Abendroth erhoben sich die Thürme von H—; so wie ich näher und näher kam, ergriff mich ein unbeschreibliches Gefühl der peinlichsten Angst; wie eine schwere Last hatte es sich über meine Brust gelegt, ich konnte nicht athmen; ich mußte hinaus aus dem Wagen ins Freie. Aber bis zum physischen Schmerz steigerte sich meine Beklemmung. Mir war es bald, als hörte ich die Akkorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte schweben — die Töne wurden deutlicher, ich unterschied Männerstimmen, die einen geistlichen Choral absangen. — „Was ist das? — was ist das?" rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Brust fuhr! — „Sehen Sie denn nicht," erwiederte der neben mir fahrende Postillon, „sehen Sie es denn nicht? da drüben auf dem Kirchhof begraben sie einen!" In der That befanden wir uns in der Nähe des Kirchhofes, und ich sah einen Kreis schwarzgekleideter Menschen um ein Grab stehen, das man zuzuschütten im Begriff stand. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, es war als begrübe man dort alle Lust, alle Freude des Lebens. Rasch vorwärts von dem Hügel herabgeschritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinsehen, der Choral schwieg, und ich bemerkte unfern des Thores

schwarzgekleidete Menschen, die von dem Begräbniß zurückkamen. Der Professor mit seiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer, schritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und schluchzte heftig. Es war mir unmöglich in die Stadt hineinzugehen, ich schickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gasthofe, und lief in die mir wohl bekannte Gegend hinaus, um so eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur physische Ursachen, Erhizzung auf der Reise u. s. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Lustorte führt, ging vor mir das sonderbarste Schauspiel auf. Rath Krespel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei seltsame Sprünge entrinnen zu wollen schien. Er war, wie gewöhnlich, in seinen wunderlichen grauen, selbst zugeschnittenen Rock gekleidet, nur hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialisch auf ein Ohr gedrückt, ein sehr langer schmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin- und her flatterte. Um den Leib hatte er ein schwarzes Degengehenk geschnallt, doch statt des Degens einen langen Violinbogen hineingesteckt. Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder. Der ist wahnsinnig, dacht' ich, indem ich langsam folgte. Die Männer führten den Rath bis an sein Haus, da umarmte er sie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel sein Blick auf mich, der dicht neben ihm stand. Er sah mich lange starr an, dann rief er dumpf: „Willkommen Herr Studiosus! Sie verstehen es ja auch — damit packte er mich beim Arm, und riß mich fort in das Haus — die Treppe hinauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit schwarzem Flor umhüllt, die Violine des alten Meisters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypressenkranz. — Ich wußte, was geschehen — Antonie! ach Antonie!

schrie ich auf in trostlosem Jammer. Der Rath stand wie erstarrt mit übereinandergeschlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypressenkranz. „Als sie starb," sprach der Rath sehr dumpf und feierlich: „Als sie starb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmstock in jener Geige, und der Resonanzboden riß sich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr leben, sie liegt bei ihr im Sarge, sie ist mit ihr begraben worden." — Tief erschüttert sank ich in einen Stuhl; aber der Rath fing an, mit rauhem Ton ein lustig Lied zu singen, und es war recht graulich anzusehen, wie er auf einem Fuße dazu herumsprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumstrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raschen Wendung des Rathes über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt hinabziehen in den schwarzen entsetzlichen Abgrund des Wahnsinns. Da stand der Rath plötzlich stille, und sprach in seinem singenden Ton: „Söhnchen? — Söhnchen? — warum schreist du so? hast du den Todtenengel geschaut? — das geht allemal der Ceremonie vorher!" — Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf, und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zersplitterte. Laut lachend rief Krespel: „Nun ist der Stab über mich gebrochen, meinst du Söhnchen? nicht wahr? Mit Nichten, mit Nichten, nun bin ich frei — frei — frei — Heisa frei! — Nun bau ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr, heisa! keine Geigen mehr." — Das sang der Rath nach einer schauerlich lustigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumsprang. Voll Grauen wollte ich schnell zur Thüre hinaus, aber der Rath hielt mich fest, indem er sehr gelassen sprach: „Bleiben Sie, Herr Studiosus, hal-

ten Sie diese Ausbrüche des Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnsinn, aber es geschieht nur alles deshalb, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich aussehen wollte, wie das Schicksal oder wie Gott! — Der Rath schwatzte tolles graulisches Zeug durch einander, bis er ganz erschöpft zusammensank. Auf mein Rufen kam die alte Haushälterin herbei, und ich war froh, als ich mich nur wieder im Freien befand. Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnsinnig geworden, der Professor behauptete jedoch das Gegentheil. „Es giebt Menschen," sprach er, „denen die Natur oder ein besonderes Verhängniß die Decke wegzog, unter der wir andern unser tolles Wesen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünn gehäuteten Insekten, die im regen sichtbaren Muskelspiel mißgestaltet erscheinen, ungeachtet sich alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel alles zur That. Den bittern Hohn, wie der, in das irdische Thun und Treiben eingeschachtete Geist ihn wohl oft bei der Hand hat, führt Krespel aus in tollen Gebehrden und geschickten Hasensprüngen. Das ist aber sein Blitzableiter. Was aus der Erde steigt, giebt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und so steht es mit seinem innern Bewußtsein recht gut, glaub' ich, unerachtet der scheinbaren nach außen herausspringenden Tollheit. Antonien's plötzlicher Tod mag freilich schwer auf ihm lasten, aber ich wette, daß der Rath schon morgenden Tages seinen Eselstritt im gewöhnlichen Geleise weiter forttrabt." — Beinahe geschahe es so, wie der Professor es vorausgesagt. Der Rath schien andern Tages ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen, und auch auf keiner jemals mehr spielen wolle. Das hat er, wie ich später erfuhr, gehalten.

Des Professors Andeutungen bestärkten meine innere Ueberzeugung, daß das nähere so sorgfältig verschwiegene Verhältniß Antoniens zum Rath, ja daß selbst ihr Tod eine schwer auf ihn lastende, nicht abzubüßende Schuld seyn könne. Nicht wollte ich H— verlassen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnete, vorzuhalten; ich wollte ihn bis in's Innerste hinein erschüttern, und so das offene Geständniß der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, desto klarer wurde es mir, daß Krespel ein Bösewicht sein müsse, und desto feuriger, eindringlicher wurde die Rede, die sich, wie von selbst zu einem wahren rhetorischen Meisterstück formte. So gerüstet und ganz erhitzt lief ich zu dem Rath. Ich fand ihn, wie er mit sehr ruhiger lächelnder Miene Spielsachen drechselte. „Wie kann nur," fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in Ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbissen peinigen muß?" — Der Rath sah mich verwundert an, den Meißel bei Seite legend. „Wie so? mein Bester," fragte er; — „sezzen Sie Sich doch gefälligst auf jenen Stuhl!" — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich, mich selbst immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonien ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen Macht drohte. Ja, als nicht längst eingeweihte Justizperson, erfüllt von meinem Beruf, ging ich so weit, ihn zu versichern, daß ich alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, und so ihn dem weltlichen Richter schon hienieden in die Hände zu liefern. — Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schlusse meiner gewaltigen pomphaften Rede der Rath, ohne ein Wort zu erwiedern, mich sehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müsse noch weiter fortfahren. Das versuchte ich auch in der That, aber es kam nun alles so schief, ja so albern heraus,

daß ich gleich wieder schwieg. Krespel weidete sich an meiner Verlegenheit, ein boshaftes ironisches Lächeln flog über sein Gesicht. Dann wurde er aber sehr ernst, und sprach mit feierlichem Tone: „Junger Mensch! Du magst mich für närrisch, für wahnsinnig halten, das verzeihe ich Dir, da wir beide in demselben Irrenhause eingesperrt sind, und Du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu sein wähne, nur deshalb schiltst, weil Du Dich für Gott den Sohn hältst; wie magst Du Dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, seine geheimsten Fäden erfassend, das Dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie ist dahin, und das Geheimniß gelöst!“ — Krespel hielt inne, stand auf, und schritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er sah mich starr an, faßte mich bei der Hand, und führte mich an das Fenster, beide Flügel öffnend. Mit aufgestützten Armen legte er sich hinaus, und so in den Garten hinabblickend, erzählte er mir die Geschichte seines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beschämt.

Mit Antonien verhielt es sich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenschaft gesteigerte Liebhaberei, die besten Geigen alter Meister aufzusuchen und zu kaufen, den Rath nach Italien. Selbst baute er damals noch keine, und unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerin Angela — i, welche damals auf dem Theatro di S. Benedetto in den ersten Rollen glänzte. Sein Enthusiasmus galt nicht der Kunst allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichste Weise übte, sondern auch wohl ihrer Engelsschönheit. Der Rath suchte Angela's Bekanntschaft, und trotz aller seiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch sein keckes und dabei höchst ausdrucksvolles Violinspiel sie ganz für sich

zu gewinnen. Das engste Verhältniß führte in wenigen Wochen zur Heirath, die deshalb verborgen blieb, weil Angela sich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerin bezeichnete, trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel" hinzufügen wollte. — Mit der tollsten Ironie beschrieb Krespel die ganz eigene Art, wie Signora Angela, sobald sie seine Frau worden, ihn marterte und quälte. Aller Eigensinn, alles launische Wesen sämmtlicher ersten Sängerinnen sey, wie Krespel meinte, in Angela's kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er sich einmal in Positur setzen, so schickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maestro's, Akademiko's über den Hals, die, unbekannt mit seinem eigentlichen Verhältniß, ihn als den unerträglichsten, unhöflichsten Liebhaber, der sich in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu schicken wisse, ausfilzten. Gerade nach einem solchen stürmischen Auftritt war Krespel auf Angela's Landhaus geflohen, und vergaß, auf seiner Cremoneser Geige phantasirend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rath schnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu spielen, sie umarmte den Rath mit süßen schmachtenden Blikken, sie legte das Köpfchen auf seine Schulter. Aber der Rath, in die Welt seiner Akkorde verstiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab sich, daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unsanft berührte. Die sprang aber voller Furie zurück, „bestia tedesca" schrie sie auf, riß dem Rath die Geige aus der Hand, und zerschlug sie an dem Marmortisch in tausend Stücke. Der Rath blieb erstarrt zur Bildsäule vor ihr stehen, dann aber wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Riesenstärke, warf sie durch das Fenster ihres eigenen Lusthauses, und floh, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern,

nach Venedig — nach Deutschland zurück. Erst nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan. Obschon er wußte, daß die Höhe des Fensters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Nothwendigkeit, Signora bei obbenannten Umständen durch's Fenster zu werfen, ganz einleuchtete; so fühlte er sich doch von peinlicher Unruhe gequält, um so mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie guter Hoffnung sei. Er wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraschte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin sie jenes Vorganges im Landhause mit keiner Sylbe erwähnte, und der Nachricht, daß sie von einem herzallerliebsten Töchterchen entbunden, die herzlichste Bitte hinzufügte, daß der Marito amato e padre felicissimo doch nur gleich nach Venedig kommen möge. Das that Krespel nicht, erkundigte sich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umständen, und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in das weiche Gras herabgesunken sey, und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als psychische Folgen gehabt habe. Signora sey nämlich nach Krespels heroischer That wie umgewandelt; von Launen, närrischen Einfällen, von irgend einer Quälerlei ließe sie durchaus nichts mehr verspüren, und der Maestro, der für das nächste Carneval componirt, sey der glücklichste Mensch unter der Sonne, weil Signora seine Arien ohne hunderttausend Abänderungen, die er sich sonst gefallen lassen müssen, singen wolle. Uebrigens habe man alle Ursache, meinte der Freund, es sorgfältig zu verschweigen, wie Angela kurirt worden, da sonst jedes Tages Sängerinnen durch die Fenster fliegen würden. Der Rath gerieth in nicht geringe Bewegung, er bestellte Pferde, er setzte sich in den Wagen. „Halt!" rief er plötzlich. — „Wie," murmelte er dann in sich

hinein: „ist's denn nicht ausgemacht, daß, sobald ich mich blicken lasse, der böse Geist wieder Kraft und Muth erhält über Angela? — Da ich sie schon zum Fenster hinausgeworfen, was soll ich nun in gleichem Falle thun? was ist mir noch übrig?" — Er stieg wieder aus dem Wagen, schrieb einen zärtlichen Brief an seine genesene Frau, worin er höflich berührte, wie zart es von ihr sey, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mahl hinter dem Ohre trage, und — blieb in Deutschland. Der Briefwechsel dauerte sehr lebhaft fort. Versicherungen der Liebe, Einladungen, Klagen über die Abwesenheit der Geliebten, verfehlte Wünsche, Hoffnungen u. s. w. flogen hin und her von Venedig nach H—, von H— nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutschland, und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F**. Ungeachtet sie gar nicht mehr jung war, riß sie doch alles hin mit dem unwiderstehlichen Zauber ihres wunderbar herrlichen Gesanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindesten verloren. Antonie war indessen herangewachsen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater schreiben, wie in Antonien eine Sängerin vom ersten Range aufblühe. In der That bestätigten dies die Freunde Krespels in F**, die ihm zusetzten, doch nur einmal nach F** zu kommen, um die seltne Erscheinung zwei ganz sublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahneten nicht, in welchem nahen Verhältniß der Rath mit diesem Paare stand. Krespel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in seinem Innersten lebte, und die ihm öfters als Traumbild erschien, mit leiblichen Augen gesehen, aber so wie er an seine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er blieb zu Hause unter seinen zerschnittenen Geigen sitzen.

Ihr werdet von dem hoffnungsvollen jungen Componisten B.. in F** gehört haben, der plötzlich verscholl, man wußte nicht wie; (oder kanntet Ihr ihn vielleicht selbst?) Dieser verliebte sich in Antonien so sehr, daß er, da Antonie seine Liebe recht herzlich erwiederte, der Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunst heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rath stimmte um so lieber bei, als des jungen Meisters Compositionen Gnade gefunden vor seinem strengen Richterstuhl. Krespel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirath zu erhalten, statt derselben kam ein schwarzgesiegelter Brief von fremder Hand überschrieben. Der Doctor R... meldete dem Rath, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt, und gerade in der Nacht, als am andern Tage Antonie getraut werden sollen, gestorben sey. Ihm, dem Doctor, habe Angela entdeckt, daß sie Krespels Frau, und Antonie seine Tochter sey; er möge daher eilen, sich der Verlassenen anzunehmen. So sehr auch der Rath von Angela's Hinscheiden erschüttert wurde, war es ihm doch bald, als sey ein störendes unheimliches Princip aus seinem Leben gewichen, und er könne nun erst recht frei athmen. Noch denselben Tag reiste er ab nach F**. — Ihr könnt nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rath den Moment schilderte, als er Antonien sah. Selbst in der Bizarrerie seines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darstellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im Stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmuth Angela's wurde Antonien zu Theil, der aber die häßliche Kehrseite ganz fehlte. Es gab kein zweideutig Pferdefüßchen, das hin und wieder hervorgucken konnte. Der junge Bräutigam fand sich ein, Antonie mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefsten Innern richtig auffassend, sang eine jener Motetten des alten Padre

Martini, von denen sie wußte, daß Angela sie dem Rath in der höchsten Blüthe ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorsingen müssen. Der Rath vergoß Ströme von Thränen, nie hatte er selbst Angela so singen hören. Der Klang von Antonien's Stimme war ganz eigenthümlich, und, seltsam, oft dem Hauch der Aeolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne schienen nicht Raum haben zu können in der menschlichen Brust. Antonie vor Freude und Liebe glühend, sang und sang alle ihre schönsten Lieder und B... spielte dazwischen, wie es nur die wonnetrunkene Begeisterung vermag. Krespel schwamm erst in Entzücken, dann wurde er nachdenklich, still — in sich gekehrt. Endlich sprang er auf, drückte Antonien an seine Brust, und bat sehr leise und dumpf: „Nicht mehr singen, wenn Du mich liebst, es drückt mir das Herz ab — die Angst — die Angst — Nicht mehr singen. —

„Nein," sprach der Rath andern Tages zum Doctor R.., „als während des Gesanges ihre Röthe sich zusammenzog in zwei dunkelrothe Flecke auf den blassen Wangen, da war es nicht mehr dumme Familienähnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet." — Der Doctor, dessen Miene vom Anfang des Gesprächs von tiefer Bekümmerniß zeigte, erwiederte: „Mag es seyn, daß es von zu früher Anstrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verschuldet, genug Antonie leidet an einem organischen Fehler in der Brust, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den seltsamen, ich möchte sagen über die Sphäre des menschlichen Gesanges hinaustönenden Klang giebt. Aber auch ihr früher Tod ist die Folge davon, denn singt sie fort, so gebe ich ihr noch höchstens sechs Monate Zeit. Den Rath zerschnitt es im Innern wie mit hundert Schwerdtern. Es war ihm, als hinge zum ersten Male ein schöner Baum die wun-

derherrlichen Blüthen in sein Leben hinein, und der solle recht an der Wurzel zersägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entschluß war gefaßt. Er sagte Antonien Alles, er stellte ihr die Wahl, ob sie dem Bräutigam folgen und seiner und der Welt Verlockung nachgeben, so aber früh untergehen, oder ob sie dem Vater noch in seinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, so aber noch Jahre lang leben wolle. Antonie fiel dem Vater schluchzend in die Arme, er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts deutlicheres vernehmen. Er sprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieser versicherte, daß nie ein Ton über Antonien's Lippen gehen solle, so wußte der Rath doch wohl, daß selbst B.. nicht der Versuchung würde widerstehen können, Antonien singen zu hören, wenigstens von ihm selbst componirte Arien. Auch die Welt, das musikalische Publikum, mocht' es auch unterrichtet sein von Antonien's Leiden, gab gewiß die Ansprüche nicht auf, denn dies Volk ist ja, kommt es auf Genuß an, egoistisch und grausam. Der Rath verschwand mit Antonien aus F** und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm B... die Abreise. Er verfolgte die Spur, holte den Rath ein, und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur ein Mal ihn sehen und dann sterben," flehte Antonie. „Sterben? — sterben?" rief der Rath in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte sein Inneres. — Die Tochter, das einzige Wesen auf der weiten Welt, das nie gekannte Lust in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben versöhnte, riß sich gewaltsam los von seinem Herzen, und er wollte, daß das Entsetzliche geschehe. — B... mußte an den Flügel, Antonie sang, Krespel spielte lustig die Geige, bis sich jene rothen Flecke auf Antonien's Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber B... Abschied nahm von Antonien,

sank sie plötzlich mit einem lauten Schrei zusammen. „Ich glaubte (so erzählte mir Krespel), sie wäre, wie ich es vorausgesehen, nun wirklich todt, und blieb, da ich ein Mal mich selbst auf die höchste Spitze gestellt hatte, sehr gelassen und mit mir einig. Ich faßte den B..., der in seiner Erstarrung schaafsmäßig und albern anzusehen war, bei den Schultern, und sprach: (der Rath fiel in seinen singenden Ton) da Sie, verehrungswürdigster Claviermeister, wie Sie gewollt und gewünscht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, so können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten so lange gütigst verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirschfänger durch das Herz renne, damit so meine Tochter, die, wie Sie sehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch Ihr sehr werthes Blut. Rennen Sie nur geschwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Messerchen nachwerfen! — Ich muß wohl bei diesen Worten etwas graulich ausgesehen haben; denn mit einem Schrei des tiefsten Entsetzens sprang er, sich von mir losreißend, fort durch die Thüre, die Treppe hinab. — Wie der Rath nun, nachdem B... fortgerannt war, Antonien, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete sie tiefseufzend die Augen, die sich aber wieder zum Tode zu schließen schienen. Da brach Krespel aus in lautes, trostloses Jammern. Der von der Haushälterin herbeigerufene Arzt erklärte Antonien's Zustand für einen heftigen, aber nicht im mindesten gefährlichen Zufall, und in der That erholte sich diese auch schneller, als der Rath es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie schmiegte sich nun mit der innigsten kindlichsten Liebe an Krespel, sie ging ein in seine Lieblingsneigungen, in seine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen aus einander legen, und neue zusammen leimen. „Ich will nicht mehr singen, aber für Dich leben," sprach sie oft sanft lä-

chelnd zum Vater, wenn jemand sie zum Gesange aufgefordert und sie es abgeschlagen hatte. Solche Momente suchte der Rath indessen ihr so viel möglich zu ersparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Gesellschaft ging, und alle Musik sorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie schmerzlich es Antonien seyn mußte, der Kunst, die sie in solch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entsagen. Als der Rath jene wunderbare Geige, die er mit Antonien begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie sehr wehmüthig an, und sprach leise bittend: „Auch diese?“ — Der Rath wußte selbst nicht, welche unbekannte Macht ihn nöthigte, die Geige unzerschnitten zu lassen, nnd darauf zu spielen. Kaum hatte er die ersten Töne angestrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach das bin ich ja — ich singe ja wieder.“ Wirklich hatten die silberhellen Glockentöne des Instruments etwas ganz eigenes wundervolles, sie schienen in der menschlichen Brust erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerste gerührt, er spielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf- und niederstieg, dann schlug Antonie die Hände zusammen, und rief entzückt: „Ach das hab' ich gut gemacht, das hab' ich gut gemacht!“ — Seit dieser Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft sprach sie zum Rath: „Ich möchte wohl etwas singen, Vater!“ Dann nahm Krespel die Geige von der Wand, und spielte Antonien's schönste Lieder, sie war recht aus dem Herzen froh. — Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rath so, als höre er im Nebenzimmer auf seinem Pianoforte spielen, und bald unterschied er deutlich, daß B... nach gewöhnlicher Art präludire. Er wollte aufstehen, aber wie eine schwere Last lag es auf ihm, wie mit eisernen Banden gefesselt, vermochte er sich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leisen hinge-

hauchten Tönen, die immer steigend und steigend zum schmetternden Fortissimo wurden, dann gestalteten sich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches B... einst ganz im frommen Styl der alten Meister für Antonie componirt hatte. Krespel sagte, unbegreiflich sey der Zustand gewesen, in dem er sich befunden, denn eine entsetzliche Angst habe sich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derselben erblickte er B... und Antonien, die sich umschlungen hielten, und sich voll seligen Entzückens anschauten. Die Töne des Liedes und des begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie sichtbar sang, oder B... das Fortepiano berührte. Der Rath fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen versank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angst aus dem Traume geblieben. Er sprang in Antonien's Zimmer. Sie lag mit geschlossenen Augen, mit holdselig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sopha, als schliefe sie, und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber todt. —

Während Theodor dies alles erzählte, bewies Lothar auf mancherlei Weise seine Ungeduld, ja seinen lebhaften Widerwillen. Bald stand er auf und schritt im Zimmer auf und ab, bald setzte er sich wieder hin, ein Glas nach dem andern leerend, und sich wieder einschenkend, dann trat er an Theodors Schreibtisch, wühlte unter den Papieren und Büchern und holte endlich nichts geringeres hervor, als Theodor's großen mit weißem Papier durchschossenen Hauskalender, den er eifrig durchblätterte, und endlich mit einer Miene, als habe er das merkwürdigste interessanteste darin gefunden, aufgeschlagen vor sich hin auf den Tisch legte.

„Nein das ist nicht auszuhalten,“ rief nun, als Theodor schwieg, Lothar, „nein, das ist nicht auszu-

halten! Du willst nichts zu thun haben mit dem gutmüthigen Schwärmer, den uns unser Cyprianus vor Augen führte, Du warnst vor Blicken in die schauerliche Tiefe der Natur, Du magst von derlei Dingen nicht reden, nicht reden hören, und fällst selbst mit einer Geschichte herein, die in ihrer kecken Tollheit mir wenigstens das Herz zerschneidet. Was ist der sanfte glückliche Serapion gegen den spleenischen, und in seinem Spleen grauenhaften Krespel! Du wolltest einen sanften Uebergang vom Wahnsinn durch den Spleen zur gesunden Vernunft bewirken, und stellst Bilder auf, über die man, faßt man sie recht scharf ins Auge, alle gesunde Vernunft verlieren könnte. Mag Cyprianus bei seiner Erzählung unbewußt von dem Seinigen hinzugefügt haben, Du thatest das gewiß noch vielmehr, denn ich weiß es ja, sobald nur die Musik im Spiele ist, geräthst Du in einen somnambulen Zustand, und hast die seltsamsten Erscheinungen. Nach Deiner gewöhnlichen Weise hast Du dem Ganzen einen geheimnißvollen Anstrich zu geben gewußt, der wie alles Wunderbare, sey es auch noch so korrupt, unwiderstehlich fortreißt, aber Maaß und Ziel muß jedes Ding haben und nicht ins Blaue hinein Verstand und Geist verwirren. Antonien's Zustand, ihre Sympathie mit jenem alterthümlichen Instrument Krespels ist rührend, wer wird das nicht gestehen — aber auf eine Weise rührend, daß man heißes Herzblut rinnen fühlt, und es liegt im Schluß ein Jammer, eine Trostlosigkeit, die durchaus keine Beruhigung zuläßt, und das ist abscheulig — abscheulich sage ich und kann das harte Wort nicht zurücknehmen."

„Habe ich denn," sprach Theodor lächelnd, „habe ich denn, lieber Lothar, eine fingirte, nach der Kunst geformte Erzählung Euch vortragen wollen? War nicht blos von einem seltsamen Mann die Rede, an den

ich durch den wahnsinnigen Serapion erinnert wurde? Sprach ich nicht von einer Begebenheit, die ich wirklich erlebt, und sollte Dir, lieber Lothar! manches unwahrscheinlich vorgekommen seyn, so magst Du bedenken, daß das, was sich wirklich begiebt, beinahe immer das Unwahrscheinlichste ist.“

„Das alles,“ erwiederte Lothar, „kann Dich nicht entschuldigen, schweigen hättest Du sollen von deinem fatalen Krespel, ganz schweigen, oder vermöge der besonderen Kunst des Kolorits, die Du wohl besitzest, dem barocken Mann aus dem Grauen heraus eine anmuthigere Farbe geben. Doch nur zu viel schon von dem Ruhe verstörenden Baumeister, Diplomatiker und Instrumentenmacher, den wir hiemit der Vergessenheit übergeben wollen. — Aber nun, mein Cyprian, ich beuge meine Knie vor Dir! Nicht mehr nenne ich Dich einen phantastischen Geisterseher. Du beweisest, daß es mit Rückerinnerungen ein ganz eignes geheimnißvolles Ding ist. Dir kommt heute der arme Serapion nicht aus Sinn und Gedanken. Ich merke Dir's an, daß nun, da Du nur von ihm erzählt hast, Du freier im Geiste geworden! Schaue her in dieses merkwürdige Buch, in diesen herrlichen Hauskalender, der Aufschluß giebt über Alles! Haben wir denn nicht heute den vierzehnten November? War es nicht am vierzehnten November, als Du Deinen einsiedlerischen Freund todt in seiner Hütte fandest? Und wenn Du ihn auch nicht, wie Ottmar vorhin meinte, mit Hülfe zweier Löwen begrubst, und eben so wenig andere Wunder auf Dich zutraten, so wurdest Du doch gewiß bei dem Anblick Deines sanft entschlafenen Freundes bis ins Innerste getroffen. Der Eindruck blieb unauslöschlich, und wohl mag es seyn, daß der innere Geist mittelst einer geheimnißvollen, Dir selbst unbewußten Operation das Bild des verlornen Freundes an seinem Todestage frischer gefärbt,

vorschiebt als sonst. — Thu mir den Gefallen Cyprianus und füge Serapions Tode noch einige wunderbare Erscheinungen hinzu, damit dem zu einfachen Schluß der Begebenheiten etwas abgeholfen werde."

Als ich, sprach Cyprian, tief bewegt, ja erschüttert von dem Anblick des Todten aus der Hütte trat, sprang mir das zahme Reh, dessen ich früher gedachte, entgegen, helle Thränen perlten in seinen Augen und die wilden Tauben umschwirrten mich mit ängstlichem Geschrei, mit banger Todesklage. Da ich aber zum Dorfe hinabstieg, um den Tod des Einsiedlers kund zu thun, kamen mir die Bauern schon mit einer Todtenbahre entgegen. Sie sagten, an dem Anziehen der Glocke zur ungewöhnlichen Stunde hätten sie gemerkt, daß der fromme Herr sich hingelegt habe, zum Sterben und wohl schon wirklich gestorben sey. — Dies ist Alles, lieber Lothar, was ich Dir auftischen kann, damit Du Deine Neckerei daran übest.

Was sprichst Du, rief Lothar mit lauter Stimme, indem er sich vom Stuhle erhob, was sprichst Du von Neckerei, was glaubst Du von mir, o mein Cyprianus? Bin ich nicht ein ehrliches Gemüth, ein rechtschaffener Charakter, fern von Lug und Trug — eine treuherzige Seele? schwärme ich nicht mit den Schwärmern? phantasire ich nicht mit den Phantasten? weine ich nicht mit den Weinenden, jubilire ich nicht mit den Jubelnden? — Aber schaue her, o mein Cyprianus, schaue nochmals in dies herrliche Werk voll unumstößlicher Wahrheit, in diesen sehr stattlichen Hauskalender. Bei dem vierzehnten November findest Du zwar den schnöden Namen L e v i n verzeichnet; aber wirf Deinen Blick in diese katholische Colonne! — Da steht mit rothen Buchstaben: S e r a p i o n, Märtyrer! Also an dem Tage des Heiligen, für den er sich selbst hielt, starb Dein Serapion! Heut

ist Serapionstag! Auf! ich leere dieses Glas zum Gedächtniß des Einsiedlers Serapion: thut, meine Freunde! desgleichen!

Aus ganzer Seele, rief Cyprian, und die Gläser erklangen.

Ueberhaupt, fuhr nun Lothar fort, bin ich jetzt, nachdem ich mich recht besonnen, oder vielmehr, nachdem mich Theodor mit dem häßlichen widrigen Krespel recht in Harnisch gebracht hat, mit Cyprians Serapion ganz ausgesöhnt. Noch mehr als das: ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten, oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Ich will mich nicht darauf als auf etwas Altes, zum Ueberdruß wiederholtes beziehen, daß sonst den Dichter und den Seher dasselbe Wort bezeichnete, aber gewiß ist es, daß man oft an der wirklichen Existenz der Dichter eben so sehr zweifeln möchte, als an der Existenz verzückter Seher, welche die Wunder eines höheren Reichs verkünden! — Woher kommt es denn, daß so manches Dichterwerk, das keinesweges schlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung die Rede, doch so ganz wirkungslos bleibt, wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingerissen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient, den inneren Frost, der uns durchgleitet, zu vermehren. Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht, daß die That, die Begebenheit vor seinen geistigen Augen sich darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströmen durften in feurigen Worten: Vergebens ist das Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Was können die Gestalten eines

solchen Dichters, der jenem alten Wort zu Folge nicht auch wahrhafter Seher ist, anderes seyn als trügerische Puppen, mühsam zusammengeleimt aus fremdartigen Stoffen! —

Dein Einsiedler, mein Cyprianus, war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth. Armer Serapion, worin bestand dein Wahnsinn anders, als daß irgend ein feindlicher Stern dir die Erkenntniß der Duplizität geraubt hatte, von der eigentlich allein unser irdisches Seyn bedingt ist. Es giebt eine innere Welt, und die geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regesten Lebens zu schauen; aber es ist unser irdisches Erbtheil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeschachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt. Die innern Erscheinungen gehen auf in dem Kreise, den die äußeren um uns bilden und den der Geist nur zu überfliegen vermag in dunklen geheimnißvollen Ahnungeu, die sich nie zum deutlichen Bilde gestalten. Aber du, o mein Einsiedler! statuirtest keine Außenwelt, du sahst den versteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft; und wenn du mit grauenhaftem Scharfsinn behauptetest, daß es nur der Geist sey, der sehe, höre, fühle, der That und Begebenheit fasse, und daß also anch sich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, so vergaßest du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geist zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkühr. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein steter Traum, aus dem du in dem Jenseits gewiß nicht schmerzlich erwachtest. — Auch dieses Glas sey noch deinem Gedächtniß dargebracht.

Findet Ihr nicht, sprach nun Ottmar, daß Lothar seine Miene ganz verändert hat? Dank sey es

Deinem wohl bereiteten Getränk Theodor! das alles sauertöpfische Wesen gänzlich niedergekämpft hat.

Schreibt nur nicht, nahm Lothar wieder das Wort, mein erheitertes Wesen, lediglich dem begeisternden Inhalt jener Vase zu, ihr wißt ja, daß die bessere Stimmung mir kommen muß, ehe ich ein Glas anrühre. Aber in der That, erst jetzt fühle ich mich wieder wohl und heimisch unter Euch. Die seltsame Spannung, in der ich mich, zugestanden sey es, erst befand, ist vorüber, und da ich unserm Cyprian den wahnsinnigen Serapion verziehen nicht allein, sondern diesen auch in der That liebgenommen habe, so mag auch dem Freunde Theodor sein fataler Krespel hingehen. Aber nun habe ich noch mancherlei zu reden mit Euch! — Mich bedünkt, es sey nun ausgemacht, daß, wie schon vorhin Theodor erwähnte, wir alle von einander glauben, es sey etwas an uns daran, und daß jeder es werth hält, mit dem andern die alte Verbindung zu erneuern. Aber das Gewühl der großen Stadt, die Entfernung unserer Wohnungen, unser verschiedenartiges Geschäft wird uns auseinander treiben. Bestimmen wir daher heute Tag, Stunde und Ort, wo wir uns wöchentlich zusammenfinden wollen. Noch mehr! Es kann nicht fehlen, daß wir, einer dem andern nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Laßt uns nun dabei des Einsiedlers Serapion eingedenk seyn! Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Wenigstens strebe jeder recht ernstlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen, recht zu fassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten, und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen. So muß unser Verein auf tüchtige Grundpfeiler gestützt dauern, und

für jeden von uns allen sich gar erquicklich gestalten. Der Einsiedler Serapion sey unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder! —

Ist denn, sprach Cyprian, unser Lothar nicht der verwunderlichste von allen verwunderlichen Menschen? Erst ist er es allein, der gegen Ottmars ganz vernünftigen Vorschlag, uns wöchentlich an einem bestimmten Tage zusammen zufinden, wüthet und tobt, der ohne Ursache in das Capitel von Clubs und Ressourcen geräth, sich über Gebühr ereifernd, und nun ist er es wieder, der die verworfenen Zusammenkünfte nicht allein nöthig und ersprießlich findet, sondern auch schon an die Tendenz unsers Vereins denkt und an seine Regel!

Mag es seyn, erwiederte Lothar, daß ich mich erst gegen alles Förmliche, oder nur Bestimmte unserer Zusammenkünfte auflehnte, es geschah in mißmüthiger Stimmung, die vorübergegangen. Sollte denn bei uns poetischen Gemüthern und gemüthlichen Poeten jemals eine Art Philistrismus einbrechen können? Einen gewissen Hang dazu tragen wir wohl in uns, streben wir nur wenigstens nach der sublimsten Sorte; ein kleiner Beischmack davon ist zuweilen nicht ganz übel! Schweigen wir aber über alles Verfängliche unseres Vereins, das der Teufel schon von selbst hineintragen wird bei guter Gelegenheit, und sprechen wir von dem Serapionischen Prinzip! Was haltet Ihr davon? —

Theodor, Ottmar und Cyprian waren darin einig, daß ohne alle weitere Abrede sich die literarische Tendenz von selbst bei Ihren Zusammenkünften eingefunden haben würde, und gaben sich das Wort der Regel des Einsiedlers Serapion, wie sie Lothar sehr richtig angegeben, nachzuleben, wie es nur in ihren

Kräften stehe, welches dann, wie Theodor sehr richtig bemerkte, eben nichts weiter heißen wollte, als daß sie überein gekommen, sich durchaus niemals mit schlechtem Machwerk zu quälen.

In voller Fröhlichkeit stießen sie die Gläser zusammen und umarmten sich als getreue Serapions-Brüder.

Die Mitternachtsstunde, sprach nun Ottmar, ist noch lange, lange nicht herangekommen, und es wäre in der That ganz hübsch, wenn jemand von uns noch irgend etwas heiteres auftischen wollte, um all' das Trübe, ja Grauenhafte, das über uns kam, in den Hintergrund zurückzustellen. Eigentlich wär' es Theodors Pflicht seinen versprochenen Uebergang zur gesunden Vernunft zu vollenden.

Ist es Euch recht, sprach Theodor, so gebe ich Euch eine kleine Erzählung zum Besten, die ich vor einiger Zeit aufschrieb, und zu der mich ein Bild anregte. So wie ich nehmlich dieses Bild anschaute, würde mir eine Bedeutung klar, an die der Künstler gewiß nicht gedacht hatte, nicht hatte denken können, da Rückerinnerungen aus meinem früheren Leben auf seltsame Weise aufgingen, und eben erst jene Bedeutung schufen.

Ich hoffe, sprach Lothar, daß kein Wahnsinniger auftritt, dessen ich nun heute ein für allemal überhoben seyn will, und daß sich Deine Erzählung vor unserm Schutzpatron verantworten lassen wird.

Für das Erste stehe ich ein, erwiederte Theodor, was aber das letzte betrifft, so muß ich es auf das Urtheil meiner würdigen Serapions-Brüder ankommen lassen, die ich aber im Voraus bitte, nicht zu strenge zu seyn, da mein Werklein nur auf die Bedingnisse eines leichten, lustigen, scherzhaften Gebildes basirt ist, und keine hö-

here Ansprüche macht, als für den Moment zu belustigen.

Die Freunde versprachen um so mehr Nachsicht, als die erst heute eingeführte Regel des Einsiedlers Serapion eigentlich nur auf künftige Produkte bezogen werden könne.

Theodor holte sein Manuskript hervor, und begann in folgender Art:

Die Fermate.

Hummel's heiteres lebenskräftiges Bild, die Gesellschaft in einer italienischen Lokanda, ist bekannt worden durch die Berliner Kunstausstellung im Herbst 1814, auf der es sich befand, Aug' und Gemüth gar vieler erlustigend. — Eine üppig verwachsene Laube, ein mit Wein und Früchten besetzter Tisch, an demselben zwei italienische Frauen einander gegenübersizzend, die eine singt, die andere spielt Chitarra, zwischen beiden hinterwärts stehend ein Abbate, der den Musikdirector macht. Mit aufgehobener Battuta paßt er auf den Moment, wenn Signora die Cadenz, in der sie mit himmelwärts gerichtetem Blick begriffen, endigen wird im langen Trillo, dann schlägt er nieder und die Chitarristin greift keck den Dominanten Akkord. Der Abbate ist voll Bewunderung, voll seligen Genusses, und dabei ängstlich gespannt. Nicht um der Welt Willen möchte er den richtigen Niederschlag verpassen. Kaum wagt er zu athmen. Jedem Bienchen, jedem Mücklein möchte er Maul und Flügel verbinden, damit nichts sumse. Um so mehr ist ihm der geschäftige Wirth fatal, der den bestellten Wein gerade jetzt im wichtigsten höchsten Moment herbeiträgt. Aussicht in einen Laubgang, den glänzende Streiflichter durchbrechen. Dort hält ein Reiter, aus

der Lokanda wird ihm ein frischer Trunk auf's Pferd gereicht. —

Vor diesem Bilde standen die beiden Freunde Eduard und Theodor. „Je mehr ich, sprach Eduard, diese zwar etwas ältliche, aber wahrhaft virtuosisch begeisterte Sängerin in ihren bunten Kleidern anschaue, jemehr ich mich an dem ernsten ächt römischen Profil, an dem schönen Körperbau der Chitarrspielerin ergötze, jemehr mich der höchst vortreffliche Abbate belustigt, desto freier und stärker tritt mir das Ganze ins wirkliche rege Leben. Es ist offenbar karrikirt im höhern Sinn, aber voll Heiterkeit und Anmuth! Ich möchte nur gleich hineinsteigen in die Laube, und eine von den den allerliebsten Korbflaschen öffnen, die mich dort vom Tische herab anlächeln. Wahrhaftig, mir ist es, als spüre ich schon etwas von dem süßen Duft des edlen Weins. Nein, diese Anregung darf nicht verhauchen in der kalten nüchternen Luft, die uns hier umweht. Dem herrlichen Bilde, der Kunst, dem heitern Italia, wo hoch die Lebenslust aufglüht, zu Ehren, laß uns hingehen und ein Flasche italienischen Weins ausstechen. —

Theodor hatte, während Eduard dies in abgebrochenen Sätzen sprach, schweigend und tief in sich gekehrt da gestanden. „Ja, das laß uns thun!" fuhr er jetzt auf, wie aus einem Traum erwachend. Aber kaum loskommen konnte er von dem Bilde, und als er, dem Freunde mechanisch folgend, sich schon an der Thür befand, warf er noch sehnsüchtige Blicke zurück, nach den Sängerinnen und nach dem Abbate. Eduard's Vorschlag ließ sich leicht ausführen. Sie gingen quer über die Straße, und bald stand in dem blauen Stübchen bei Sala Tarone eine Korbflasche, ganz denen in der Weinlaube ähnlich, vor ihnen. „Es scheint mir aber," sprach Eduard, nachdem schon einige Gläser geleert waren, und Theodor noch immer still und in sich

gekehrt blieb, „es scheint mir, als habe Dich das Bild auf ganz besondere und gar nicht so lustige Weise angeregt, als mich?" „Ich kann versichern," erwiederte Theodor, „daß auch ich alles Heitere und Anmuthige des lebendigen Bildes in vollem Maaße genossen, aber ganz wunderbar ist es doch, daß das Bild getreu eine Szene aus meinem Leben mit völliger Portraitähnlichkeit der handelnden Personen darstellt. Du wirst mir aber zugestehen, daß auch heitere Erinnerungen dann den Geist gar seltsam zu erschüttern vermögen, wenn sie auf solche ganz unerwartete ungewöhnliche Weise plötzlich, wie durch einen Zauberschlag geweckt, hervorspringen. Dies ist jetzt mein Fall." „Aus Deinem Leben," fiel Eduard ganz verwundert ein, „eine Szene aus Deinem Leben soll das Bild darstellen? Für gut getroffene Portraits habe ich die Sängerinnen und den Abbate gleich gehalten, aber daß sie Dir im Leben vorgekommen seyn konnten? Nun so erzähle nur gleich, wie das Alles zusammenhängt, wir bleiben allein, niemand kommt um diese Zeit her." „Ich möchte das wohl thun," sprach Theodor, „aber leider muß ich sehr weit ausholen — von meiner Jugendzeit her." „Erzähle nur getrost," erwiederte Eduard, „ich weiß so noch nicht viel von Deinen Jugend-Jahren. Dauert es lange, so folgt nichts schlimmeres daraus, als daß wir eine Flasche mehr ausstechen, als wir uns vorgenommen; das nimmt aber kein Mensch übel, weder wir, noch Herr Tarone."

Daß ich nun endlich, fing Theodor an, alles andere bei Seite geworfen, und mich der edlen Musica ganz und gar ergeben, darüber wundere sich niemand, denn schon als Knabe mochte ich ja kaum was anderes treiben, und klimperte Tag und Nacht auf meines Onkels altem, knarrenden, schwirrenden Flügel. Es war an dem kleinen Orte recht schlecht bestellt um die

Musik, niemanden gab es, der mich hätte unterrichten können, als einen alten eigensinnigen Organisten, der war aber ein todter Rechenmeister, und quälte mich sehr mit finstern übelklingenden Tokkaten und Fugen. Ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, hielt ich treulich aus. Manchmal schalt der Alte gar ärgerlich, aber er durfte nur wieder ein Mal einen wackern Satz in seiner starken Manier spielen, und versöhnt war ich mit ihm und der Kunst. Ganz wunderbar wurde mir dann oft zu Muthe, mancher Satz vorzüglich von dem alten Sebastian Bach glich beinahe einer geisterhaften graulichen Erzählung, und mich erfaßten die Schauer, denen man sich so gern hingiebt in der phantastischen Jugendzeit. Ein ganzes Eden erschloß sich mir aber, wenn, wie es im Winter zu geschehen pflegte, der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen, unterstützt von ein paar schwächlichen Dilettanten, ein Konzert gab, und ich in der Symphonie die Pauken schlug, welches mir vergönnt wurde, wegen meines richtigen Takts. Wie lächerlich und toll diese Konzerte oft waren, habe ich erst später eingesehen. Gewöhnlich spielte mein Lehrer zwei Flügel-Konzerte von Wolff oder Emanuel Bach, ein Kunstpfeifer-Gesell quälte sich mit Stamitz, und der Accise-Einnehmer blies auf der Flöte gewaltig und übernahm sich im Athem so, daß er beide Lichter am Pult ausbließ, die immer wieder angezündet werden mußten. An Gesang war nicht zu denken, das tadelte mein Onkel, ein großer Freund und Verehrer der Tonkunst, sehr. Er gedachte noch mit Entzücken der älteren Zeit, als die vier Kantoren der vier Kirchen des Orts sich verbanden zur Aufführung von: Lottchen am Hofe, im Konzertsaal. Vorzüglich pflegte er die Toleranz zu rühmen, womit die Sänger sich zum Kunstwerk vereinigt, da außer der katholischen und evangelischen noch die reformirte Gemeinde sich in zwei Zungen, die deutsche und französische, spaltete.

der französische Kantor ließ sich des Lottchen nicht nehmen, und trug, wie der Onkel versicherte, brillbewaffnet die Parthie mit dem anmuthigsten Falset vor, der jemals aus einer menschlichen Kehle herauspfiff. Nun verzehrte aber bei uns (am Orte, mein' ich) eine fünf und funfzigjährige Demoiselle, Namens Meibel, die karge Pension, welche sie als jubilirte Hofsängerin aus der Residenz erhielt, und mein Onkel meinte richtig, die Meibel könne für das Geld noch wirklich was weniges jubiliren im Konzerte. Sie that vornehm, und ließ sich lange bitten, doch endlich gab sie nach, und so kam es im Konzerte auch zu Bravour-Arien. Es war eine wunderliche Person, die Demoiselle Meibel. Ich habe die kleine hagere Gestalt noch lebhaft in Gedanken. Sehr feierlich und ernst pflegte sie mit ihrer Parthie in der Hand in einem buntstoffnen Kleide vorzutreten, und mit einer sanften Beugung des Oberleibes die Versammlung zu begrüßen. Sie trug einen ganz sonderbaren Kopfputz, an dessen Vorderseite ein Strauß von italiänischen Porzellain-Blumen befestigt war, der, indem sie sang, seltsam zitterte und nickte. Wenn sie geendigt und die Gesellschaft nicht wenig applaudirt hatte, gab sie ihre Parthie mit stolzem Blick meinem Lehrer, dem es vergönnt war, in die kleine Porzellain-Dose zu greifen, die einen Mops vorstellte, und die sie hervorgezogen, um daraus mit vieler Behaglichkeit Tabak zu nehmen. Sie hatte eine garstige quäkende Stimme, machte allerlei skurrile Schnörkel und Colloraturen, und Du kannst denken, wie dies, verbunden mit dem lächerlichen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung auf mich wirken wußte. Mein Onkel ergoß sich in Lobeserhebungen, ich konnte das nicht begreifen, und gab mich um so eher meinem Organisten hin, der, überhaupt ein Verächter des Gesanges, in seiner hypochondrischen boshaften Laune die alte possirliche Demoiselle gar ergötzlich zu parodiren wußte.

Je lebhafter ich jene Verachtung des Gesanges mit meinem Lehrer theilte, desto höher schlug er mein musikalisches Genie an. Mit dem größesten Eifer unterrichtete er mich im Contrapunkt und bald setzte ich die künstlichsten Fugen und Tokkaten. Eben solch ein künstliches Stück von meiner Arbeit spielte ich einst an meinem Geburtstage, (neunzehn Jahr war ich alt worden) dem Onkel vor, als der Kellner aus unserm vornehmsten Gasthause ins Zimmer trat, zwei ausländische eben gekommene Damen ankündigend. Noch ehe der Onkel den großgeblümten Schlafrock abwerfen und sich ankleiden konnte, traten die Gemeldeten schon hinein. — Du weißt, wie jede fremde Erscheinung auf den in kleinstädtischer Beengtheit Erzogenen electrisch wirkt; — zumahl diese, welche so unerwartet in mein Leben trat, war ganz dazu geeignet, mich wie ein Zauberschlag zu treffen. Denke Dir zwei schlanke hochgewachsene Italiänerinnen, nach der letzten Mode phantastisch bunt gekleidet, recht virtuosisch keck und doch gar anmuthig auf meinen Onkel zuschreitend und auf ihn hineinredend mit starker aber wohltönender Stimme. — Was sprechen sie denn für eine sonderbare Sprache? — nur zuweilen klingt es beinahe wie deutsch! — Der Onkel versteht kein Wort — verlegen zurücktretend — ganz verstummt zeigt er nach dem Sopha. Sie nehmen Platz — sie reden unter einander, das tönt wie lauter Musik. — Endlich verständigen sie sich dem Onkel, es sind reisende Sängerinnen, sie wollen Konzert geben am Orte und wenden sich an ihn, der solche musikalische Operationen einzuleiten vermag.

Wie sie mit einander sprachen, hatte ich ihre Vornamen herausgehorcht, und es war mir, als könne ich, da zuvor mich die Doppelerscheinung verwirrt, jetzt besser und deutlicher jede einzeln erfassen. Lauretta, anscheinend die ältere, mit strahlenden Augen

umherblitzend, sprach mit überwallender Lebhaftigkeit und heftiger Gestikulation auf den ganz verlegenen Onkel hinein. Nicht eben zu groß war sie üppig gebaut, und mein Auge verlor sich in manchen mir noch fremden Reizen. Teresina, größer, schlanker, länglichen ernsten Gesichts, sprach nur wenig, indessen verständlicher dazwischen. Dann und wann lächelte sie ganz seltsam, es war beinahe als ergötze sie sehr der gute Onkel, der sich in seinen seidenen Schlafrock wie in ein Gehäuse einzog, und vergebens suchte, ein verrätherisches gelbes Band zu verstecken, womit die Nachtjacke zugebunden, und das immer wieder ellenlang aus dem Busen hervorwedelte. Endlich standen sie auf, der Onkel versprach für den dritten Tag das Konzert anzuordnen, und wurde sammt mir, den er als einen jungen Virtuosen vorgestellt, höflichst auf Nachmittag zur Ciocolata von den Schwestern eingeladen. Wir stiegen ganz feierlich und schwer die Treppen hinan, es war uns beiden ganz seltsam zu Muthe, als sollten wir irgend ein Abentheuer bestehen, dem wir nicht gewachsen. Nachdem der Onkel gehörig dazu vorbereitet, über die Kunst viel schönes gesprochen, welches niemand verstand, weder er, noch wir andern, nachdem ich mit der brühheißen Chokolade mir zwei Mal die Zunge versengt, aber ein Skävola an stoischem Gleichmuth, gelächelt hatte zum wüthenden Schmerz, sagte Lauretta, sie wolle uns etwas vorsingen. Teresina nahm die Chitarra, stimmte und griff einige volle Akkorde. Nie hatte ich das Instrument gehört, ganz wunderbar erfaßte mich tief im Innersten der dumpfe geheimnißvolle Klang, in dem die Saiten erbebten. Ganz leise fing Laurette den Ton an, den sie aushielt bis zum Fortissimo und dann schnell losbrach in eine kecke krause Figur durch anderthalb Oktaven. Noch weiß ich die Worte des Anfangs: „Sento l'amica speme.“ — Mir schnürte es die

Brust zusammen, nie hatte ich das geahnet. Aber so wie Lauretta immer kühner und freier des Gesanges Schwingen regte, wie immer feuriger funkelnd der Töne Strahlen mich umfingen, da ward meine innere Musik, so lange todt und starr, entzündet und schlug empor in mächtigen herrlichen Flammen. Ach! — ich hatte ja zum erstenmal in meinem Leben Musik gehört. — Nun sangen beide Schwestern jene ernste tief gehaltene Duetten vom Abbate Steffani. Teresina's volltönender himmlisch reiner Alt drang mir durch die Seele. Nicht zurückhalten konnte ich meine innere Bewegung, mir stürzten die Thränen aus den Augen. Der Onkel räusperte sich, mir mißfällige Blicke zuwerfend, das half nichts, ich war wirklich außer mir. Den Sängerinnen schien das zu gefallen, sie erkundigten sich nach meinen musikalischen Studien, ich schämte mich meines musikalischen Treibens und mit der Dreistigkeit, die die Begeisterung mir gegeben, erklärte ich geradezu heraus: erst heute hätte ich Musik gehört! „Il bon fanciullo,“ lispelte Lauretta recht süß und lieblich. Als ich nach Hause gekommen, befiel mich eine Art von Wuth, ich ergriff alle Tokkaten und Fugen, die ich zusammengedrechselt, ja sogar fünf und vierzig Variationen über ein kanonisches Thema, die der Organist komponirt und mir verehrt in sauberer Abschrift, warf alles ins Feuer und lachte recht hämisch, als der doppelte Contrapunkt so dampfte und knisterte. Nun setzte ich mich ans Instrument und versuchte erst die Töne der Chitarra nachzuahmen, dann, die Melodien der Schwestern nachzuspielen, ja endlich nachzusingen. „Man quäcke nicht so schrecklich und lege sich fein auf's Ohr,“ rief um Mitternacht endlich der Onkel, löschte mir beide Lichter aus und kehrte in sein Schlafzimmer zurück, aus dem er hervorgetreten. Ich wußte gehorchen. Der Traum brachte mir das Geheimniß des Gesanges — so glaubte ich — denn

ich sang vortrefflich „sento l'amica speme." — Den andern Morgen hatte der Onkel alles, was nur geigen und pfeifen konnte, zur Probe bestellt. Stolz wollte er zeigen, wie herrlich unsere Musik beschaffen, es lief indessen höchst unglücklich ab. Lauretta legte eine große Szene auf, aber gleich im Recitativ tobten sie alle durcheinander, keiner hatte eine Idee vom Akkompagniren. Lauretta schrie — wüthete — weinte vor Zorn und Ungeduld. Der Organist saß am Flügel, über den fiel sie her mit den bittersten Vorwürfen. Er stand auf und ging in stummer Verstocktheit zur Thüre hinaus. Der Stadtpfeifer, dem Lauretta ein: Asino maledetto, an den Kopf geworfen, hatte die Violine unter den Arm genommen und den Hut trotzig auf den Kopf geworfen. Er bewegte sich ebenfalls nach der Thüre, die Gesellen, Bogen in die Saiten gesteckt, Mundstücke abgeschraubt, folgten. Blos die Dilettanten schauten umher mit weinerlichen Blicken und der Accis-Einnehmer rief tragisch: „O Gott, wie alterirt mich das!" — Alle meine Schüchternheit hatte mich verlassen, ich warf mich dem Stadtpfeifer in den Weg, ich bat, ich flehte, ich versprach ihm in der Angst sechs neue Menuetts mit doppeltem Trio für den Stadtball. — Es gelang mir ihn zu besänftigen. Er kehrte zurück zum Pulte, die Gesellen traten heran, bald war das Orchester hergestellt, nur der Organist fehlte. Langsam wandelte er über den Markt, kein Winken, kein Zurufen lenkte seine Schritte zurück. Teresina hatte alles mit verbissenem Lachen angesehen, Lauretta, so zornig sie erst gewesen, so heiter war sie jetzt. Sie lobte über Gebühr meine Bemühungen, sie fragte mich, ob ich den Flügel spiele und ehe ich mir's versah, saß ich an des Organisten Stelle vor der Partitur. Noch nie hatte ich den Gesang begleitet oder gar ein Orchester dirigirt. Teresina setzte sich mir zur Seite an den Flügel und gab mir jedes Tempo an, ich be-

kam ein aufmunterndes Bravo nach dem andern von Lauretta, das Orchester fügte sich, es ging immer besser. In der zweiten Probe wurde alles klar und die Wirkung des Gesanges der Schwestern im Konzerte war unbeschreiblich. Es sollten in der Residenz bei der Rückkunft des Fürsten viele Feierlichkeiten statt finden, die Schwestern waren hinüberberufen, um auf dem Theater und im Konzerte zu singen; bis zur Zeit, wenn ihre Gegenwart nothwendig, hatten sie sich entschlossen, in unserm Städtchen zu verweilen, und so kam es denn, daß sie noch ein paar Konzerte gaben. Die Bewunderung des Publikums ging über in eine Art Wahnsinn. Nur die alte Meibel nahm bedächtig eine Prise aus dem Porzellan-Mops und meinte: solch impertinentes Geschrei sey kein Gesang, man müsse hübsch d.u.se singen. Mein Organist ließ sich gar nicht mehr sehen, und ich vermißte ihn auch nicht. Ich war der glückseligste Mensch auf Erden! — Den ganzen Tag saß ich bei den Schwestern, akkompagnirte und schrieb die Stimmen aus den Partituren zum Gebrauch in der Residenz. Lauretta war mein Ideal, alle bösen Launen, die entsetzlich aufbrausende Heftigkeit — die virtuosische Quälerei am Flügel — alles ertrug ich mit Geduld! — Sie, nur sie hatte mir ja die wahre Musik erschlossen. Ich fing an das Italiänische zu studiren und mich in Kanzonetten zu versuchen. Wie schwebte ich im höchsten Himmel, wenn Lauretta meine Composition sang und sie gar lobte! Oft war es mir, als habe ich das gar nicht gedacht und gesetzt, sondern in Lauretta's Gesange strahle erst der Gedanke hervor. An Teresina konnte ich mich nicht recht gewöhnen, sie sang nur selten, schien nicht viel auf mein ganzes Treiben zu geben und zuweilen war es mir sogar, als lache sie mich hinterrücks aus. Endlich kam die Zeit der Abreise heran. Nun erst fühlte ich, was mir Lauretta gewor-

den und die Unmöglichkeit mich von ihr zu trennen. Oft, wenn sie recht smorfiosa gewesen, liebkoste sie mich, wie wohl auf ganz unverfängliche Weise, aber mein Blut kochte auf und nur die seltsame Kälte, die sie mir entgegen zu setzen wußte, hielt mich ab, hell auflodernd in toller Liebeswuth sie in meine Arme zu fassen. — Ich hatte einen leidlichen Tenor, den ich zwar nie geübt, der sich aber jetzt schnell ausbildete. Häufig sang ich mit Lauretta jene zärtliche italiänische Duettini, deren Zahl unendlich ist. Eben ein solches Duett sangen wir, die Abreise war nahe — „senza di te ben mio, vivere non poss'io“ — Wer vermochte das zu ertragen! — Ich stürzte zu Lauretta's Füßen — ich war in Verzweiflung! Sie hob mich auf „aber mein Freund! dürfen wir uns denn trennen?“ — Ich horchte voll Erstaunen hoch auf. Sie schlug mir vor, mit ihr und Teresina nach der Residenz zu gehen, denn aus dem Städtchen heraus müßte ich doch ein Mal, wenn ich mich der Musik ganz widmen wolle. Denke Dir einen, der in den schwärzesten bodenlosen Abgrund stürzt, er verzweifelt am Leben, aber in dem Augenblick, wo er den Schlag, der ihn zerschmettert, zu empfinden glaubt, sitzt er in einer herrlichen hellen Rosenlaube und hundert bunte Lichterchen umhüpfen ihn und rufen: Liebster bis dato leben sie noch! — So war mir jetzt zu Muthe. Mit nach der Residenz! das stand fest in meiner Seele! — Nicht ermüden will ich Dich damit, wie ich es anfing dem Onkel zu beweisen, daß ich nun durchaus nach der ohnehin nicht sehr entfernten Residenz müßte. Er gab endlich nach, versprach sogar mitzureisen. Welch ein Strich durch die Rechnung! — Meine Absicht mit den Sängerinnen zu reisen, durfte ich ja nicht laut werden lassen. Ein tüchtiger Katarrh, der den Onkel befiel, rettete mich. Mit der Post fuhr ich von dannen, aber nur bis auf die nächste Station, wo ich

blieb, um meine Göttin zu erwarten. Ein wohlgespickter Beutel setzte mich in den Stand, alles gehörig vorzubereiten. Recht romantisch wollte ich die Damen, wie ein beschützender Paladin zu Pferde begleiten; ich wußte mir einen nicht besonders schönen, aber nach der Versicherung des Verkäufers geduldigen Gaul zu verschaffen, und ritt zur bestimmten Zeit den Sängerinnen entgegen. Bald kam der kleine zweisitzige Wagen langsam heran. Den Hintersitz hatten die Schwestern eingenommen, auf dem kleinen Rücksitz saß ihr Kammermädchen, die kleine dicke Gianna, eine braune Neapolitanerin. Außerdem war noch der Wagen mit allerlei Kisten, Schachteln und Körben, von denen reisende Damen sich nie trennen, vollgepackt. Von Gianna's Schooße bellten mir zwei kleine Mopse entgegen, als ich froh die Erwarteten begrüßte. Alles ging glücklich von statten, wir waren schon auf der letzten Station, da hatte mein Pferd den besondern Einfall nach der Heimath zurückkehren zu wollen. Das Bewußtsein, in dergleichen Fällen nicht mit sonderlichem Erfolg Strenge brauchen zu können, rieth mir, alle nur mögliche sanfte Mittel zu versuchen, aber der starrsinnige Gaul blieb ungerührt bei meinem freundlichen Zureden. Ich wollte vorwärts, er rückwärts, alles, was ich mit Mühe über ihn erhielt, war, daß, statt rückwärts auszureißen, er sich nur im Kreise drehte. Teresina bog sich zum Wagen heraus und lachte sehr, während Lauretta beide Hände vor dem Gesicht, laut aufschrie, als sey ich in größter Lebensgefahr. Das gab mir den Muth der Verzweiflung, ich drückte beide Sporen dem Gaul in die Rippen, lag aber auch in demselben Augenblick unsanft hinabgeschleudert auf dem Boden. Das Pferd blieb ruhig stehen, und schaute mich mit lang vorgerecktem Halse ordentlich verhöhnend an. Ich vermochte nicht aufzustehen, der Kutscher eilte mir zu helfen, Lauretta war herausgesprun-

gen und weinte und schrie, Teresina lachte unaufhörlich. Ich hatte mir den Fuß verstaucht und konnte nicht wieder auf's Pferd. Wie sollte ich fort? Das Pferd wurde an den Wagen gebunden, in den ich hineinkriechen mußte. Denke Dir zwei ziemlich robuste Frauenzimmer, eine dicke Magd, zwei Möpse, ein Dutzend Kisten, Schachteln und Körbe, und nun noch mich dazu in einem kleinen zweisitzigen Wagen zusammengepackt. — Denke Dir Lauretta's Jammern über den unbequemen Sitz — das Heulen der Möpse — das Geschnatter der Neapolitanerin — Teresina's Schmollen — meinen unsäglichen Schmerz am Fuße, und Du wirst das Anmuthige meiner Lage ganz empfinden. Teresina konnte es, wie sie sagte, nicht länger aushalten. Man hielt, mit einem Satz war sie aus dem Wagen heraus. Sie band mein Pferd los, setzte sich quer über den Sattel und trabte und kourbettirte vor uns her. Gestehen mußte ich, daß sie sich gar herrlich ausnahm. Die ihr in Gang und Stellung eigene Hoheit und Grazie zeigte sich noch mehr auf dem Pferde. Sie ließ sich die Chitarra hinausreichen, und, die Zügel um den Arm geschlungen, sang sie stolz spanische Romanzen, volle Akkorde dazu greifend. Ihr helles seidenes Kleid flatterte, im schimmernden Faltenwurf spielend, und wie in den Tönen kosende Luftgeister, nickten und wehten die weißen Federn auf ihrem Hute. Die ganze Erscheinung war hoch romantisch, ich konnte kein Auge von Teresina wenden, unerachtet Lauretta sie eine phantastische Närrin schalt, der die Keckheit übel bekommen würde. Es ging aber glücklich, das Pferd hatte allen Starrsinn verloren, oder es war ihm die Sängerin lieber als der Paladin, kurz — erst vor den Thoren der Residenz, kroch Teresina wieder ins Wagengehäuse hinein.

Sieh mich jetzt in Konzerten und Opern, in aller möglichen Musik schwelgen — sieh mich

als fleißigen Correpetitore am Flügel, Arien, Duetten, und was weiß ich sonst einzustudiren. Du merkst es dem ganz veränderten Wesen an, daß ein wunderbarer Geist mich durchdringt. Alle kleinstädtische Scheu ist abgeworfen, wie ein Maestro sitze ich am Flügel vor der Partitur, die Szenen meiner Donna dirigirend. — Mein ganzer Sinn — meine Gedanken sind süße Melodie. — Ich schreibe unbekümmert um kontrapunktische Künste, allerlei Kanzonetten und Arien, die Lauretta singt, wie wohl nur im Zimmer. — Warum will sie nie etwas von mir im Konzert singen? — Ich begreife es nicht! — Aber Teresina erscheint mir zuweilen auf stolzem Roß mit der Lyra, wie die Kunst selbst in kühner Romantik — unwillkührlich schreib' ich manch' hohes ernstes Lied! — Es ist wahr, Lauretta spielt mit den Tönen, wie eine launische Feenkönigin. Was darf sie wagen, das ihr nicht glücke? Teresina bringt keine Roulade heraus — ein simpler Vorschlag, ein Mordent höchstens, aber ihr langgehaltener Ton leuchtet durch den finstern Nachtgrund und wunderbare Geister werden wach und schauen mit ernsten Augen tief hinein in die Brust. — Ich weiß nicht, wie ich so lange dafür verschlossen seyn konnte. —

Das den Schwestern bewilligte Benefiz = Konzert war herangekommen, Lauretta sang mit mir eine lange Szene von Anfossi. Ich saß wie gewöhnlich am Flügel. Die letzte Fermate trat ein. Lauretta bot alle ihre Kunst auf, Nachtigalltöne wirbelten auf und ab — aushaltende Noten — dann bunte krause Rouladen, ein ganzes Solfeggio! In der That schien mir das Ding diesmal beinahe zu lang, ich fühlte einen leisen Hauch; Teresina stand hinter mir. In demselben Augenblick holte Lauretta aus, zum anschwellenden Harmonika = Triller, mit ihm wollte sie in das a Tempo hinein. Der Satan regierte mich, nieder schlug ich mit beiden Händen den Akkord, das Orchester folgte,

geschehen war es um Lauretta's Triller, um den höchsten Moment, der alles in Staunen setzen sollte. Lauretta, mit wüthenden Blicken mich durchbohrend, riß die Parthie zusammen, warf sie mir an den Kopf, daß die Stücke um mich her flogen, und rannte wie rasend durch das Orchester in das Nebengemach. So wie das Tutti geschlossen, eilte ich nach. Sie weinte, sie tobte. „Mir aus den Augen Frevler," schrie sie mir entgegen — „Teufel, der hämisch mich um alles gebracht — um meinen Ruhm, um meine Ehre — ach um meinen Trillo. — Mir aus den Augen verruchter Sohn der Hölle!" — Sie fuhr auf mich los, ich entsprang durch die Thüre. Während des Konzerts, das eben jemand vortrug, gelang es endlich Teresinen und dem Kapellmeister die Wüthende so weit zu besänftigen, daß sie wieder vorzutreten sich entschloß; ich durfte aber nicht mehr an den Flügel. Im letzten Duett, das die Schwestern sangen, brachte Lauretta noch wirklich den anschwellenden Harmonikatriller an, wurde über die Maaßen beklatscht und gerieth in die beste Stimmung. Ich konnte indessen die üble Behandlung, die ich in Gegenwart so vieler fremder Personen von Lauretta erduldet, nicht verwinden, und war fest entschlossen den andern Morgen nach meiner Vaterstadt zurück zu reisen. Eben packte ich meine Sachen zusammen, als Teresina in mein Stübchen trat. Mein Beginnen gewahrend, rief sie voll Erstaunen: „Du willst uns verlassen?" ich erklärte, daß, nachdem ich solche Schmach von Lauretta erduldet, ich länger in ihrer Gesellschaft nicht bleiben könne. „Also die tolle Aufführung einer Närrin," sprach Teresina, „die sie schon herzlich bereut, treibt Dich fort? Kannst Du denn aber besser leben in Deiner Kunst, als bei uns? Nur auf Dich kommt es ja an, durch Dein Betragen Lauretta von ähnlichem Beginnen abzuhalten. Du bist zu nachgiebig, zu süß,

zu sanft. Ueberhaupt schlägst Du Lauretta's Kunst zu hoch an. Sie hat keine üble Stimme und viel Umfang, das ist wahr, aber alle diese sonderbaren wirblichten Schnörkel, die ungemessenen Läufe, diese ewigen Triller, was sind sie anders, als blendende Kunststückchen, die so bewundert werden, wie die waghalsigen Sprünge des Seiltänzers? Kann denn so etwas tief in uns eindringen und das Herz rühren? Den Harmonika-Triller, den Du verdorben, kann ich nun gar nicht leiden, es wird mir ängstlich und weh dabei. Und dann dies hoch hinauf Klettern in die Region der drei Striche, ist das nicht ein erzwungenes Uebersteigen der natürlichen Stimme, die doch nur allein wahrhaft rührend bleibt? Ich lobe mir die Mittel- und die tiefen Töne. Ein in das Herz dringender Laut, ein wahrhaftes Portamento di voce geht mir über alles. Keine unnütze Verzierung, ein fest und stark gehaltener Ton — ein bestimmter Ausdruck, der Seele und Gemüth erfaßt, das ist der wahre Gesang und so singe ich. Magst Du Lauretta nicht mehr leiden, so denke an Teresina, die Dich so gern hat, weil Du nach Deiner eigentlichen Art und Weise eben mein Maestro und Compositore werden wirst. — Nimm mir's nicht übel! Alle Deine zierlichen Kanzonetten und Arien sind gar nichts werth gegen das einzige." — Teresina sang mit ihrer sonoren vollen Stimme einen einfachen kirchenmäßigen Kanzone, den ich vor wenigen Tagen gesetzt. Nie hatte ich geahnt, daß das so klingen könnte. Die Töne drangen mit wunderbarer Gewalt in mich hinein, die Thränen standen mir in den Augen vor Lust und Entzücken, ich ergriff Teresina's Hand, ich drückte sie tausend Mal an den Mund, ich schwur, mich niemals von ihr zu trennen. — Lauretta sah mein Verhältniß mit Teresina mit neidischem verbissenem Aerger an, indessen sie bedurfte meiner, denn trotz ihrer Kunst war sie nicht im Stande, Neues

ohne Hülfe einzustudiren, sie las schlecht und war auch nicht taktfest. Teresina las alles vom Blatt, und daneben war ihr Taktgefühl ohne Gleichen. Nie ließ Lauretta ihren Eigensinn und ihre Heftigkeit mehr aus als beim Accompagniren. Nie war ihr die Begleitung recht — sie behandelte das als ein nothwendiges Uebel — man sollte den Flügel gar nicht hören, immer pianissimo — immer nachgeben und nachgeben — jeder Takt anders, so wie es in ihrem Kopfe sich nun gerade gestaltet hatte im Moment. Jetzt setzte ich mich ihr mit festem Sinn entgegen, ich bekämpfte ihre Unarten, ich bewies ihr, daß ohne Energie keine Begleitung denkbar sey, daß Tragen des Gesanges sich merklich unterscheide von taktloser Zerflossenheit. Teresina unterstützte mich treulich. Ich komponirte nur Kirchensachen und gab alle Soli der tiefen Stimme. Auch Teresina hofmeisterte mich nicht wenig, ich ließ es mir gefallen, denn sie hatte mehr Kenntniß und (so glaubte ich) mehr Sinn für deutschen Ernst als Lauretta.

Wir durchzogen das südliche Deutschland. In einer kleinen Stadt trafen wir auf einen italiänischen Tenor, der von Mailand nach Berlin wollte. Meine Damen waren entzückt über den Landsmann; er trennte sich nicht von ihnen, vorzüglich hielt er sich an Teresina, und zu meinem nicht geringen Aerger spielte ich eine ziemlich untergeordnete Rolle. Einst wollte ich mit einer Partitur unter dem Arm gerade ins Zimmer treten, als ich drinnen ein lebhaftes Gespräch zwischen meinen Damen und dem Tenor vernahm. Mein Name wurde genannt — ich stutzte, ich horchte. Das Italiänische verstand ich jetzt so gut, daß mir kein Wort entging. Lauretta erzählte eben den tragischen Vorfall im Konzert, wie ich ihr durch unzeitiges Niederschlagen den Triller abgeschnitten. „Asino tedesco,“ rief der Tenor — es war mir zu Muthe, als müßte ich hinein, und den luftigen Theaterhelden zum

Fenster hinauswerfen — ich hielt an mich. Lauretta sprach weiter, daß sie mich gleich fortjagen wollen, indessen sey sie durch mein flehendliches Bitten bewogen worden, mich noch ferner um sich zu dulden aus Mitleid, da ich bei ihr den Gesang studiren wollen. Teresina bestätigte dies zu meinem nicht geringen Erstaunen. „Es ist ein gutes Kind," fügte sie hinzu, „jetzt ist er in mich verliebt, und setzt alles für den Alt. Einiges Talent ist in ihm, aber er muß sich aus dem Steifen und Ungelenken herausarbeiten, das den Deutschen eigen. Ich hoffe mir aus ihm einen Compositore zu bilden, der mir, da wenig für den Alt geschrieben wird, einige tüchtige Sachen setzt, nachher lasse ich ihn laufen. Er ist mit seinem Liebeln und Schmachten sehr langweilig, auch quält er mich zu sehr mit seinen leidigen Compositionen, die zur Zeit ganz erbärmlich sind." „Wenigstens bin ich ihn jetzt los," fiel Lauretta ein, „was hat mich der Mensch verfolgt mit seinen Arien und Duetten, weißt Du wohl noch Teresina?" — Nun fing Lauretta ein Duett an, das ich komponirt, und das sie sonst hoch gerühmt hatte. Teresina nahm die zweite Stimme auf und beide parodirten in Stimme und Vortrag mich auf das grausamste. Der Tenor lachte, daß es im Zimmer schallte, ein Eisstrom goß sich durch meine Glieder — mein Entschluß war gefaßt unwiderruflich. Leise schlich ich mich fort von der Thür in mein Zimmer zurück, dessen Fenster in die Seitenstraße gingen. Gegen über war die Post gelegen, eben fuhr der Bamberger Postwagen vor, der gepackt werden sollte. Die Passagiere standen schon vor dem Thorwege, doch hatte ich noch eine Stunde Zeit. Schnell raffte ich meine Sachen zusammen, bezahlte großmüthig die ganze Rechnung im Gasthofe und eilte nach der Post. Als ich durch die breite Straße fuhr, sah ich meine Damen, die mit dem Tenor noch am Fenster standen,

und sich auf den Schall des Posthorns heraus-bückten. Ich drückte mich zurück in den Hintergrund, und dachte recht mit Lust an die tödtende Wirkung des gallbittern Billets, das ich für sie im Gasthofe zurückgelassen hatte. —

Mit vieler Behaglichkeit schlürfte Theodor die Neige des glühenden Eleatiko aus, die ihm Eduard eingeschenkt. „Der Teresina," sprach dieser, indem er eine neue Flasche öffnete und geschickt den oben schwimmenden Oeltropfen wegschüttete, „der Teresina hätte ich solche Falschheit und Tücke nicht zugetraut. Das anmuthige Bild, wie sie zu Pferde, das in zierlichen Courbetten daher tanzt, spanische Romanzen singt, kommt mir nicht aus den Gedanken." „Das war ihr Culminations-Punkt," fiel Theodor ein. „Noch erinnere ich mich des seltsamen Eindrucks, den die Szene auf mich machte. Ich vergaß meine Schmerzen; Teresina kam mir in der That, wie ein höheres Wesen vor. Daß solche Momente tief in's Leben greifen, und urplötzlich manches eine Form gewinnt, die die Zeit nicht verdüstert, ist nur zu wahr. Ist mir jemals eine kecke Romanze gelungen, so trat gewiß in dem Augenblick des Schaffens Teresina's Bild recht klar und farbigt aus meinem Innern hervor."

„Doch," sprach Eduard, „laß uns auch die kunstreiche Lauretta nicht vergessen, und gleich, allen Groll bei Seite gesetzt, auf das Wohl beider Schwestern anstoßen." — Es geschah! — „Ach" sprach Theodor: „wie wehen doch aus diesem Wein die holden Düfte Italiens mich an — wie glüht mir doch frisches Leben durch Nerven und Adern! — Ach warum mußte ich doch das herrliche Land so schnell wieder verlassen!" „Aber" fiel Eduard ein: „noch fand ich in Allem, was Du erzähltest, keinen Zusammenhang mit dem himmlischen Bilde, und so, glaube ich, hast Du noch mehr

von den Schwestern zu sagen. Wohl merke ich, daß die Damen auf dem Bilde keine anderen sind, als eben Lauretta und Teresina selbst.“ „So ist es in der That,“ erwiederte Theodor: „und meine sehnsüchtigen Stoßseufzer nach dem herrlichen Lande leiten sehr gut das ein, was ich noch zu erzählen habe. Kurz vorher, als ich vor zwei Jahren Rom verlassen wollte, machte ich zu Pferde einen kleinen Abstecher. Vor einer Lokanda stand ein recht freundliches Mädchen, und es fiel mir ein, wie behaglich es seyn müsse, mir von dem niedlichen Kinde einen Trunk edlen Weins reichen zu lassen. Ich hielt vor der Hausthüre, in dem von glühenden Streiflichtern durchglänzten Laubgange. Mir schallten aus der Ferne Gesang und Chitarratöne entgegen. Ich horchte hoch auf, denn die beiden weiblichen Stimmen wirkten ganz sonderbar auf mich, seltsam gingen dunkle Erinnerungen in mir auf, die sich nicht gestalten wollten. Ich stieg vom Pferde und näherte mich langsam und auf jeden Ton lauschend der Weinlaube, aus der die Musik zu ertönen schien. Die zweite Stimme hatte geschwiegen. Die erste sang allein eine Kanzonetta. Je näher ich kam, desto mehr verlor sich das Bekannte, das mich erst so angeregt hatte. Die Sängerin war in einer bunten krausen Fermate begriffen. Das wirbelte auf und ab — auf und ab — endlich hielt sie einen langen Ton — aber nun brach eine weibliche Stimme plötzlich in tolles Zanken aus — Verwünschungen, Flüche, Schimpfreden! — Ein Mann protestirt, ein anderer lacht. — Eine zweite weibliche Stimme mischt sich in den Streit. Immer toller und toller braust der Zank mit aller italiänischen Rabbia! — Endlich stehe ich dicht vor der Laube, ein Abbate stürzt heraus und rennt mich beinahe über den Haufen, er sieht sich nach mir um, ich erkenne meinen guten Signor Ludovico, meinen musikalischen Neuigkeitsträger aus Rom! — „Was

um des Himmelswillen rufe ich" — „Ah Signor Maestro! — Signor Maestro" schreit er: „Retten Sie mich, schützen Sie mich vor dieser Wüthenden, vor diesem Krokodill, diesem Tiger, dieser Hyäne, diesem Teufel von Mädchen. — Es ist wahr, es ist wahr, ich gab den Takt zu Anfossis Kanzonetta, und schlug zu unrechter Zeit mitten in der Fermate nieder, ich schnitt ihr den Trillo ab, aber warum sah ich ihr in die Augen, der satanischen Göttin! — Hole der Teufel alle Fermaten!" — In ganz besonderer Bewegung trat ich mit dem Abbate rasch in die Weinlaube und erkannte auf den ersten Blick die Schwestern, Lauretta und Teresina. Noch schrie und tobte Lauretta, noch sprach Teresina heftig in sie hinein — der Wirth, die nackten Arme über einander geschlagen, schaute lachend zu, während ein Mädchen den Tisch mit neuen Flaschen besetzte. So wie mich die Sängerinnen erblickten, stürzten sie über mich her. „Ah Signor Teodoro!" und überhäuften mich mit Liebkosungen. Aller Streit war vergessen. „Seht hier," sprach Lauretta zum Abbate: „einen Compositore, graziös wie ein Italiäner, stark wie ein Deutscher!" — Beide Schwestern, sich mit Heftigkeit ins Wort fallend, erzählten nun von den glücklichen Tagen unsers Beisammenseyns, von meinen tiefen musikalischen Kenntnissen, schon als Jüngling, von unsern Uebungen, von der Vortrefflichkeit meiner Compositionen, nie hätten sie etwas anderes singen mögen, als was ich gesetzt. — Teresina verkündigte mir endlich, daß sie von einem Impressario zum nächsten Carneval als erste tragische Sängerin engagirt worden, sie wolle aber erklären, daß sie nur unter der Bedingung singen werde, wenn mir wenigstens die Composition einer tragischen Oper übertragen würde. — Das ernste Tragische sey doch nun ein Mal mein Fach u. s. w. Lauretta meinte dagegen: Schade sey es, wenn ich

nicht meinem Hange zum Zierlichen, Anmuthigen, kurz zur Opera buffa nachgeben wollte. Für diese sey sie als erste Sängerin engagirt, und daß niemand anders als ich die Oper, in der sie zu singen hätte, componiren solle, verstehe sich von selbst. Du kannst denken, mit welchen besonderen Gefühlen ich zwischen beiden stand. Uebrigens siehst Du, daß die Gesellschaft, zu der ich trat, eben diejenige ist, welche Hummel mahlte, und zwar in dem Moment, als der Abbate eben im Begriff ist in Lauretta's Fermate hineinzuschlagen. „Aber dachten sie denn," sprach Eduard: „gar nicht an dein Scheiden, an das gallbittre Billet?" „Auch nicht mit einem Worte," erwiederte Theodor, „und ich eben so wenig, denn längst war aller Groll aus meiner Seele gewichen, und mein Abentheuer mit den Schwestern mir spaßhaft geworden. Das einzige, was ich mir erlaubte, war, dem Abbate zu erzählen, wie vor mehreren Jahren mir auch in einer Anfossischen Arie ein ganz gleicher Unfall begegnet, wie heute ihm. Ich drängte mein ganzes Beisammenseyn mit den Schwestern in die tragikomische Szene hinein, und ließ, kräftige Seitenhiebe austheilend, die Schwestern das Uebergewicht fühlen, das die an mancher Lebens- und Kunsterfahrung reichen Jahre mir über sie gegeben hatten. Und gut war es doch, schloß ich, daß ich hineinschlug in die Fermate, denn das Ding war angelegt auf ewige Zeiten, und ich glaube, ließ ich die Sängerin gewähren, so säß' ich noch am Flügel." „Doch! Signor," erwiederte der Abbate: „welcher Maestro darf sich anmaßen, der Prima donna Gesetze zu geben, und dann war ihr Vergehen viel größer als das meinige, im Konzertsaal, und hier in der Laube — eigentlich war ich nur Maestro in der Idee, niemand durfte was darauf geben — und hätte mich dieser himmlischen Augen süßer Feuerblick nicht bethört so wär' ich nicht ein Esel gewesen." Des Abbate

letzte Worte waren heilbringend, denn Lauretta, deren Augen während der Abbate sprach, wieder zornig zu funkeln anfingen, wurde dadurch ganz besänftigt.

Wir blieben den Abend über beisammen. Vierzehn Jahre, so lange war es her, als ich mich von den Schwestern trennte, ändern viel. Lauretta hatte ziemlich gealtert, indessen war sie noch jetzt nicht ohne Reiz. Teresina hatte sich besser erhalten und ihren schönen Wuchs nicht verloren. Beide gingen ziemlich bunt gekleidet, und ihr ganzer Anstand war wie sonst, also vierzehn Jahre jünger als sie selbst. Teresina sang auf meine Bitte einige der ernsten Lieder, die mich sonst tief ergriffen hatten, aber es war mir, als hätten sie anders in meinem Innern wieder geklungen und so war auch Lauretta's Gesang, hatte ihre Stimme auch weder an Stärke und Höhe zu merklich verloren, ganz von dem verschieden, der als der ihrige in meinem Innern lebte. Schon dieses Aufdringen der Vergleichung einer innern Idee, mit der nicht eben erfreulichen Wirklichkeit, mußte mich noch mehr verstimmen, als es das Betragen der Schwestern gegen mich, ihre erheuchelte Extase, ihre unzarte Bewunderung, die doch sich wie gnädige Protektion gestaltete, schon vorher gethan hatte. — Der drollige Abbate, der mit aller nur erdenklichen Süßigkeit den Amoroso von beiden Schwestern machte, der gute Wein reichlich genossen, gaben mir endlich meinen Humor wieder, so daß der Abend recht froh in heller Gemüthlichkeit verging. Auf das eifrigste luden mich die Schwestern zu sich ein, um gleich mit ihnen das nöthige über die Parthien zu verabreden, die ich für sie setzen sollte. — Ich verließ Rom ohne sie weiter aufzusuchen. —

„Und doch,“ sprach Eduard: „hast Du ihnen das Erwachen Deines innern Gesanges zu verdanken.“

„Allerdings,“ erwiederte Theodor: „und eine Menge

guter Melodien dazu, aber eben deshalb hätte ich sie nie wiedersehen sollen. Jeder Komponist erinnert sich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geist sprach, und das war das Schöpfungswort, welches urplötzlich den ihm verwandten, im Innern ruhenden Geist weckte; mächtig strahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß ist es, daß, so angeregt, alle Melodien, die aus dem Innern hervorgehen, uns nur der Sängerin zu gehören scheinen, die den ersten Funken in uns warf. Wir hören sie und schreiben es nur auf, was sie gesungen. Es ist aber das Erbtheil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdscholle klebend, so gern das Ueberirdische hinabziehen wollen in die irdische ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unsere Geliebte — wohl gar unsere Frau! — Der Zauber ist vernichtet und die innere Melodie, sonst herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenschüssel oder einen Tintenfleck in neuer Wäsche. Glücklich ist der Komponist zu preisen, der niemals mehr im irdischen Leben die wiederschaut, die mit geheimnißvoller Kraft seine innere Musik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling sich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geschieden, ihre Gestalt wird ein himmelherrlicher Ton, und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit, und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur sie und wieder sie sind. Was ist sie denn nun aber anders als das höchste Ideal, das aus dem Innern heraus sich in der äußeren fremden Gestalt spiegelte.

„Sonderbar aber ziemlich plausibel," sagte Eduard, als die Freunde Arm in Arm aus dem Taronischen Laden hinausschritten ins Freie.

Die Freunde stimmten darin überein, daß wenn auch Theodors Erzählung nicht im eigentlichsten Sinn, wie er einmal angenommen, serapiontisch zu nennen, da er Bild und Gestalten, die er beschrieben, wohl auch mit leiblichen Augen geschaut, ihr doch eine gewisse frohe und freie Gemüthlichkeit nicht abzusprechen, und sie daher des Serapionsclubs nicht ganz unwürdig zu nennen sey. „Du hast,“ sprach Ottmar, „mein lieber Freund Theodor! mir durch Deine Erzählung Deine Bestrebungen in der herrlichen Kunst der Musik recht vor Augen gebracht. Ein jeder von Uns trachtete Dich hin zu verlocken in ein anderes Gebiet. Während Lothar nur Instrumentalsachen von Dir hören wollte, bestand ich auf komische Opern, und während Cyprian in, wie er jetzt eingestehen wird, gänzlich form= und regellosen Gedichten, die Du komponiren solltest, Dir das Unerhörte zutraute, gefielst Du Dir nur in ernster Kirchenmusik. So wie die Sachen nun einmal stehen, möchte doch wohl die ernste tragische Oper die höchste Stufe seyn, die zu ersteigen der Komponist streben muß, und es ist mir unbegreiflich, daß Du nicht schon längst ein solches Werk unternommen und etwas tüchtiges geleistet hast.“

„Wer anders,“ erwiederte Theodor, „ist denn Schuld an meiner Säumniß, als Du, Ottmar, eben so wie Cyprian und Lothar? Hat sich wohl einer von Euch entschließen können, mir eine Oper zu schreiben, alles Bittens, Flehens, Andringens unerachtet?“

„Wunderlicher Mensch,“ sprach Cyprian, „hab' ich nicht genug mit Dir über Operntexte gesprochen, verwarfst Du nicht die sublimsten Ideen als gänzlich unausführbar? — Verlangtest Du nicht zuletzt sonderbarer Weise, daß ich förmlich Musik studiren solle, um Deine Bedürfnisse verstehen und sie befriedigen zu kön-

nen? — Da mußte mir ja wohl alle Lust zur Poesie der Art vergehen, als Du, von dem ich das nimmermehr geglaubt, zeigtest, daß Du eben so gut, wie alle handwerksmäßige Komponisten, Kapellmeister und Musikdirektoren an der hergebrachten Form klebst, und davon auf keine Weise abweichen willst."

„Was aber," nahm Lothar das Wort, „gar nicht zu erklären ist. — Sagt, warum in aller Welt schreibt sich Theodor, der des Wortes, des poetischen Ausdrucks mächtig ist, nicht selbst eine Oper? — Warum muthet er uns zu, daß wir Musiker werden sollen, und unser dichterisches Talent verschwenden nur um ein Ding zu schaffen, dem er erst Leben und Regung giebt? Kennt er nicht am besten sein Bedürfniß? — Liegt es nicht bloß an der Imbezillität der mehrsten Komponisten, an ihrer einseitigen Ausbildung, daß sie anderer Hülfe bedürfen zu ihrem Werk? — Ist denn nicht vollkommene Einheit des Textes und der Musik nur denkbar, wenn Dichter und Komponist eine und dieselbe Person ist?"

„Das klingt," sprach Theodor, „alles ganz erstaunlich plausibel, und ist doch so ganz und gar nicht wahr. Es ist, wie ich behaupte, unmöglich, daß irgend einer allein ein Werk schaffe, gleich vortrefflich im Wort und Ton."

„Das," fuhr Lothar fort, „lieber Theodor, bildest Du Dir nur ein, entweder wegen unbilliger Muthlosigkeit, oder wegen — angeborner Faulheit. Der Gedanke, Dich erst durch die Verse durcharbeiten zu müssen, um zu den Tönen zu gelangen, ist Dir so fatal, daß Du Dich gar nicht darauf einlassen magst, unerachtet ich doch glaube, daß dem begeisterten Dichter und Komponisten Ton und Wort in einem Moment zuströmt."

„Ganz gewiß," riefen Cyprian und Ottmar.

„Ihr treibt mich in die Enge," sprach Theodor, „erlaubt, daß ich statt aller Wiederlegung Euch ein Gespräch zweier Freunde über die Bedingnisse der Oper vorlese, das ich vor mehreren Jahren aufschrieb. — Die verhängnißvolle Zeit, die wir erlebt, war damals im Beginnen. Ich glaubte meine Existenz in der Kunst gefährdet, ja vernichtet, und mich überfiel eine Muthlosigkeit, die auch wohl in körperlichem Kränkeln ihren Grund haben mochte. — Ich schuf mir damals einen serapiontischen Freund, der statt des Kiels das Schwerdt ergriffen. Er richtete mich auf in meinem Schmerz, er stieß mich hinein in das bunteste Gewühl der großen Ereignisse und Thaten jener glorreichen Zeit.

Ohne weiteres begann Theodor:

Der Dichter und der Komponist.

Der Feind war vor den Thoren, das Geschütz donnerte rings umher, und feuersprühende Granaten durchschnitten zischend die Luft. Die Bürger rannten mit von Angst gebleichten Gesichtern in ihre Wohnungen, und die öden Straßen erhallten von dem Pferde-Getrappel der Reiter-Patrouillen, die daher sprengten, und fluchend die zurückgebliebenen Soldaten in die Schanzen trieben. Nur Ludwig saß in seinem Hinterstübchen, ganz vertieft und versunken in die herrliche, bunte, phantastische Welt, die ihm vor dem Flügel aufgegangen; er hatte so eben eine Symphonie vollendet, in der er alles das, was in seinem Innersten erklungen, in sichtbarlichen Noten festzuhalten gestrebt, und es sollte das Werk, wie Beethovens Compositionen der Art, in göttlicher Sprache von den herrlichen Wundern des fernen, romantischen Landes reden, in dem wir in unaussprechlicher Sehnsucht untergehend leben; ja es sollte selbst, wie eines jener Wunder, in

das beengte dürftige Leben treten, und mit holden Syrenenstimmen die sich willig Hingebenden hinauslocken. Da trat die Wirthin ins Zimmer, scheltend, wie er in dieser allgemeinen Angst und Noth nur auf dem Flügel spielen könne, und ob er sich denn in seinem Dachstübchen todtschießen lassen wolle. Ludwig begriff die Frau eigentlich nicht, bis in dem Augenblick eine daher brausende Granate ein Stück des Dachs wegriß, und die Fensterscheiben klirrend hineinwarf; da rannte die Wirthin schreiend und jammernd die Treppe hinab, und Ludwig eilte, sein Liebstes, was er nun besaß, nehmlich die Partitur der Symphonie, unter dem Arm tragend, ihr nach in den Keller. Hier war die ganze Hausgenossenschaft versammelt. In einem Anfall von Liberalität, die ihm sonst gar nicht eigen, hatte der im untern Stock wohnende Weinwirth ein paar Dutzend Flaschen seines besten Weins Preis gegeben, die Frauen brachten, unter Zittern und Zagen, doch, wie immer auf des Leibes Nahrung und Nothdurft sorglich bedacht, manches köstliche Stück aus ihrem Küchenvorrath im zierlichen Strickkörbchen herbei; man aß, man trank — man ging aus dem durch Angst und Noth exaltirten Zustand bald über in das gemüthliche Behagen, wo Nachbar an Nachbar sich schmiegend, Sicherheit sucht und zu finden glaubt, und gleichsam jeder kleinliche künstliche Pas, den die Convenienz gelehrt, in dem großen Dreher untergeht, zu dem des Schicksals eherne Faust den gewaltigen Takt schlägt. Vergessen war der bedrängte Zustand, ja die augenscheinliche Lebensgefahr, und muntere Gespräche ergossen sich von begeisterten Lippen. Hausbewohner, die, sich auf der Treppe begegnend, kaum den Hut gerückt, saßen Hand in Hand bei einander, ihr Innerstes in wechselseitiger, herzlicher Theilnahme aufschließend. Sparsamer fielen die Schüsse, und mancher sprach schon vom Heraussteigen, da die Straße sicher zu werden

scheine. Ein alter Militair ging weiter, und bewies so eben, nachdem er zuvor über die Befestigungskunst der alten Römer und über die Wirkung der Katapulte ein paar lehrreiche Worte fallen lassen, auch aus neuerer Zeit des Vauban mit Ruhm erwähnt, daß alle Furcht unnütz sey, da das Haus ganz außer der Schußlinie liege — als eine anschlagende Kugel die Ziegelsteine, womit man die Zuglöcher verwahrt, in den Keller schleuderte. Niemand wurde indessen beschädigt, und als der Militair mit dem vollen Glase auf den Tisch sprang, von dem die Ziegelsteine die Flaschen hinabgeworfen, und jeder fernern Kugel Hohn sprach, kehrte allen der Muth wieder. — Dies war indessen auch der letzte Schreck; die Nacht verging ruhig, und am andern Morgen erfuhr man, daß die Armee eine andere Stellung genommen, und dem Feinde freiwillig die Stadt geräumt habe. Als man den Keller verließ, durchstreiften schon feindliche Reiter die Stadt, und ein öffentlicher Anschlag sagte den Einwohnern Ruhe und Sicherheit des Eigenthums zu. Ludwig warf sich in die bunte Menge, die, auf das neue Schauspiel begierig, dem feindlichen Heerführer entgegenzog, der unter dem lustigen Klange der Trompeten, umgeben von glänzend gekleideten Garden, eben durch das Thor ritt. — Kaum traute er seinen Augen, als er unter den Adjutanten seinen innig geliebten akademischen Freund Ferdinand erblickte, der in einfacher Uniform, den linken Arm in einer Binde tragend, auf einem herrlichen Falben dicht bei ihm vorüber courbettirte. „Er war es — er war es wahr und wahrhaftig selbst!“ rief Ludwig unwillkührlich aus. Vergebens suchte er dem Freunde zu folgen, den das flüchtige Roß schnell davon trug, und gedankenvoll eilte Ludwig in sein Zimmer zurück: aber keine Arbeit wollte von Statten gehn, die Erscheinung des alten Freundes, den er seit Jahren ganz aus dem Gesichte

verloren, erfüllte sein Inneres, und wie in hellem Glanz trat die glückselige Jugendzeit hervor, die er mit dem gemüthlichen Ferdinand verlebt. Ferdinand hatte damals keinesweges irgend eine Tendenz zum Soldatenstande gezeigt; er lebte ganz den Musen, und manches geniale Erzeugniß beurkundete seinen Beruf zum Dichter. Um so weniger begreiflich war daher Ludwigen die Umformung seines Freundes, und er brannte vor Begierde, ihn zu sprechen, ohne zu wissen, wie er es anfangen solle, ihn aufzufinden. — Immer lebendiger und lebendiger wurde es nun am Orte, ein großer Theil der feindlichen Armeen zog durch, und an ihrer Spitze kamen die verbündeten Fürsten, welche sich daselbst einige Tage Ruhe gönnten. Je größer aber nun das Gedränge im Hauptquartier wurde, desto mehr schwand Ludwigen die Hoffnung, den Freund wieder zu sehen, bis dieser endlich in einem entlegenen, wenig besuchten Kaffeehause, wo Ludwig sein frugales Abendbrod zu verzehren pflegte, ihm ganz unerwartet mit einem lauten Ausruf der innigsten Freude in die Arme fiel. Ludwig blieb stumm, denn ein gewisses unbehagliches Gefühl verbitterte ihm den ersehnten Augenblick des Wiederfindens. Es war ihm, wie manchmal im Traume man die Geliebten umarmt, und diese sich nun schnell fremdartig umgestalten, so daß die schönsten Freuden schnell untergehen, im höhnenden Gaukelspiel. — Der sanfte Sohn der Musen, der Dichter manches romantischen Liedes, das Ludwig in Klang und Ton gekleidet hatte, stand vor ihm im hohen Helmbusch, den gewaltigen, klirrenden Säbel an der Seite, und verleugnete selbst seine Stimme im harten, rauhen Ton aufjauchzend! Ludwigs düsterer Blick fiel auf den verwundeten Arm und glitt hinauf zu dem Ehren-Orden, den Ferdinand auf der Brust trug. Da umschlang ihn Ferdinand mit dem rechten Arm, und drückte ihn heftig und stark an sein

Bayerische Staatsbibliothek München

Herz. „Ich weiß," sagte er: „was Du jetzo denkst, was Du empfindest bei unserm Zusammentreffen! — Das Vaterland rief mich, und ich durfte nicht zö-gern, dem Rufe zu folgen. Mit der Freude, mit dem glühenden Enthusiasmus, den die heilige Sache entzündet hat in jedes Brust, den die Feigherzig-keit nicht zum Sklaven stempelt, ergriff diese Hand, sonst nur gewohnt den leichten Kiel zu führen, das Schwerdt! Schon ist mein Blut geflossen, und nur der Zufall, der es wollte, daß ich unter den Augen des Fürsten meine Pflicht that, erwarb mir den Or-den. Aber glaube mir, Ludwig! die Saiten, die so oft in meinem Innern erklungen, und deren Töne so oft zu Dir gesprochen, sind noch unverletzt; ja, nach grausamer, blutiger Schlacht, auf einsamen Posten, wenn die Reiter im Bivouac um das Wachtfeuer la-gen, da dichtete ich in hoher Begeisterung manches Lied, das in meinem herrlichen Beruf, zu streiten für Ehre und Freiheit, mich erhob und stärkte." Ludwig fühlte, wie sein Inneres sich aufschloß bei diesen Wor-ten, und als Ferdinand mit ihm in ein kleines Sei-tengemach getreten, und Kasket und Säbel abgelegt, war es ihm, als habe der Freund ihn nur in wun-derlicher Verkleidung geneckt, die er jetzt abgeworfen. Als beide Freunde nun das kleine Mahl verzehrten, das ihnen indessen aufgetragen war, und die Gläser an einander gestoßen, lustig erklangen, da erfüllte sie froher Muth und Sinn, die alte, herrliche Zeit um-fing sie mit allen ihren bunten Farben und Lichtern, und alle jene holdseligen Erscheinungen, die ihr verein-tes Kunststreben, wie mit mächtigem Zauber hervorge-rufen, kamen wieder in herrlichem Glanze erneuter Jugend. Ferdinand erkundigte sich angelegentlich nach dem, was Ludwig unter der Zeit komponirt habe, und war höchlich verwundert, als dieser ihm gestand, daß er noch immer nicht dazu gekommen sey, eine Oper zu

Bayerische Staatsbibliothek München

setzen und auf das Theater zu bringen, da ihn bis jetzt durchaus kein Gedicht, was Sujet und Ausarbeitung anbelange, zur Composition habe begeistern können.

Ich begreife nicht, sagte Ferdinand, daß Du selbst, dem es bei einer höchst lebendigen Phantasie durchaus nicht an der Erfindung des Stoffs fehlen kann, und dem die Sprache hinlänglich zu Gebote steht, Dir nicht längst eine Oper gedichtet hast!

Ludwig. Ich will Dir zugestehen, daß meine Phantasie wohl lebendig genug seyn mag, manches gute Opernsujet zu erfinden; ja, daß, zumal, wenn Nachts ein leichter Kopfschmerz mich in jenen träumerischen Zustand versetzt, der gleichsam der Kampf zwischen Wachen und Schlafen ist, mir nicht allein recht gute, wahrhaft romantische Opern vorkommen, sondern wirklich vor mir aufgeführt werden mit meiner Musik. Was indessen die Gabe des Festhaltens und Aufschreibens betrifft, so glaube ich, daß sie mir fehlt, und es ist uns Komponisten auch in der That kaum zuzumuthen, daß wir uns jenen mechanischen Handgriff, der in jeder Kunst zum Gelingen des Werks nöthig, und den man nur durch steten Fleiß und anhaltende Uebung erlangt, aneignen sollen, um unsere Verse selbst zu bauen. Hätte ich aber auch die Fertigkeit erworben, ein gedachtes Sujet richtig und mit Geschmack in Szenen und Verse zu setzen, so würde ich mich doch kaum entschließen können, mir selbst eine Oper zu dichten.

Ferdinand. Aber niemand könnte ja in Deine musikalischen Tendenzen so eingehen, als Du selbst.

Ludwig. Das ist wohl wahr; mir kommt es indessen vor, als müsse dem Komponisten, der sich hinsetzte, ein gedachtes Opernsujet in Verse zu bringen, so zu Muthe werden, wie dem Mahler, der von dem

Bilde, das er in der Phantasie empfangen, erst einen mühsamen Kupferstich zu verfertigen genöthigt würde, ehe man ihm erlaubte, die Mahlerei mit lebendigen Farben zu beginnen.

Ferdinand. Du meinst, das zum Komponiren nöthige Feuer würde verknistern oder verdampfen bei der Versifikation?

Ludwig. In der That, so ist es! Und am Ende würden mir meine Verse selbst nur armselig vorkommen, wie die papiernen Hülsen der Raketen, die gestern noch in feurigem Leben prasselnd in die Lüfte fuhren. — Im Ernste aber, mir scheint zum Gelingen des Werks es in keiner Kunst so nöthig, das Ganze mit allen seinen Theilen bis in das kleinste Detail im ersten, regsten Feuer zu ergreifen, als in der Musik: denn nirgends ist das Feilen und Aendern untauglicher und verderblicher, so wie ich aus Erfahrung weiß, daß die zuerst gleich bei dem Lesen eines Gedichts, wie durch einen Zauberschlag erweckte Melodie allemal die beste, ja vielleicht im Sinn des Komponisten die einzig wahre ist. Ganz unmöglich würde es dem Musiker seyn, sich nicht gleich bei dem Dichten mit der Musik, die die Situation hervorgerufen, zu beschäftigen. Ganz hingerissen und nur arbeitend in den Melodien, die ihm zuströmten, würde er vergebens nach den Worten ringen, und gelänge es ihm, sich mit Gewalt dazu zu treiben, so würde jener Strom, brauste er auch noch so gewaltig in hohen Wellen daher, gar bald, wie im unfruchtbaren Sande versiegen. Ja, um noch bestimmter meine innere Ueberzeugung auszusprechen: in dem Augenblick der musikalischen Begeisterung würden ihm alle Worte, alle Phrasen ungenügend, matt, ja erbärmlich vorkommen, und er müßte von seiner Höhe herabsteigen, um in der untern Region der Worte für das Bedürfniß seiner Existenz betteln zu können. Würde aber hier ihm nicht

bald, wie dem eingefangenen Adler, der Fittig gelähmt werden, und er vergebens den Flug zur Sonne versuchen?

Ferdinand. Das läßt sich allerdings hören: aber weißt Du wohl, mein Freund, daß Du mehr Deine Unlust, Dir erst durch all die nöthigen Szenen, Arien, Duette ꝛc. den Weg zum musikalischen Schaffen zu bahnen, entschuldigst, als mich überzeugst?

Ludwig. Mag das seyn; aber ich erneuere einen alten Vorwurf: Warum hast Du schon damals, als gleiches Kunststreben uns so innig verband, nie meinem sehnlichen Wunsche genügen wollen, mir eine Oper zu dichten?

Ferdinand. Weil ich es für die undankbarste Arbeit von der Welt halte. — Du wirst mir eingestehen, daß niemand eigensinniger in seinen Forderungen seyn kann, als ihr es seyd, ihr Komponisten; und wenn Du behauptest, daß es dem Musiker nicht zuzumuthen sey, daß er sich den Handgriff, den die mechanische Arbeit der Versifikation erfordert, aneigne, so meine ich dagegen, daß es dem Dichter wohl gar sehr zur Last fallen dürfe, sich so genau um eure Bedürfnisse, um die Struktur eurer Terzetten, Quartetten, Finalen ꝛc. zu bekümmern, um nicht, wie es denn leider uns nur zu oft geschieht, jeden Augenblick gegen die Form, die ihr nun einmal angenommen, mit welchem Recht mögt ihr selbst wissen, zu sündigen. Haben wir in der höchsten Spannung darnach getrachtet, jede Situation unseres Gedichts in wahrer Poesie zu ergreifen und in den begeistertsten Worten, den geründetsten Versen zu mahlen, so ist es ja ganz erschrecklich, daß ihr oft unsere schönsten Verse unbarmherzig wegstreicht, und unsere herrlichsten Worte oft durch Verkehren und Umwenden mißhandelt, ja im Gesange ersäufet. — Das will ich nur von der vergeblichen

Mühe des sorglichen Ausarbeitens sagen. Aber selbst manches herrliche Sujet, das uns in dichterischer Begeisterung aufgegangen, und mit dem wir stolz in der Meinung, euch hoch zu beglücken, vor euch treten, verwerft ihr geradezu als untauglich und unwürdig des musikalischen Schmuckes. Das ist denn doch oft purer Eigensinn, oder was weiß ich sonst: denn oft macht ihr euch an Texte, die unter dem Erbärmlichen stehen, und —

Ludwig. Halt, lieber Freund! — Es giebt freilich Komponisten, denen die Musik so fremd ist, wie manchen Versdrechslern die Poesie: die haben denn oft jene, wirklich in jeder Hinsicht unter dem Erbärmlichen stehende Texte in Noten gesetzt. Wahrhafte, in der herrlichen, heiligen Musik lebende und webende Komponisten wählten nur poetische Texte.

Ferdinand. Aber Mozart ...?

Ludwig. Wählte nur der Musik wahrhaft zusagende Gedichte zu seinen classischen Opern, so parador dies manchen scheinen mag. — Doch davon hier jetzt abgesehen, meine ich, daß es sich sehr genau bestimmen ließe, was für ein Sujet für die Oper paßt, so daß der Dichter nie Gefahr laufen könnte, darin zu irren.

Ferdinand. Ich gestehe, nie darüber nachgedacht zu haben, und bei dem Mangel musikalischer Kenntnisse würden mir auch die Prämissen gefehlt haben.

Ludwig. Wenn Du unter musikalischen Kenntnissen die sogenannte Schule der Musik verstehst, so bedarf es deren nicht, um richtig über das Bedürfniß der Komponisten zu urtheilen: denn ohne diese kann man das Wesen der Musik so erkannt haben, und so in sich tragen, daß man in dieser Hinsicht ein viel besserer Musiker ist, als der, der im Schweiße seines An-

gesichts die ganze Schule in ihren mannigfachen Irrgängen durcharbeitend, die todte Regel, wie den selbstgeschnitzten Fetisch, als den lebendigen Geist verherrlicht, und den dieser Götzendienst um die Seligkeit des höhern Reichs bringt.

Ferdinand. Und Du meinst, daß der Dichter in jenes wahre Wesen der Musik eindringe, ohne daß ihm die Schule jene niedrigeren Weihen ertheilt hat?

Ludwig. Allerdings! — Ja, in jenem fernen Reiche, das uns oft in seltsamen Ahnungen umfängt, und aus dem wunderbare Stimmen zu uns herabtönen, und alle die Laute wecken, die in der beengten Brust schliefen, und die, nun erwacht, wie in feurigen Strahlen freudig und froh heraufschießen, so daß wir der Seligkeit jenes Paradieses theilhaftig werden — da sind Dichter und Musiker die innigst verwandten Glieder einer Kirche: denn das Geheimniß des Worts und des Tons ist ein und dasselbe, das ihnen die höchste Weihe erschlossen.

Ferdinand. Ich höre meinen lieben Ludwig, wie er in tiefen Sprüchen das geheimnißvolle Wesen der Kunst zu erfassen strebt, und in der That, schon jetzt sehe ich den Raum schwinden, der mir sonst den Dichter vom Musiker zu trennen schien.

Ludwig. Laß mich versuchen, meine Meinung über das wahre Wesen der Oper auszusprechen. In kurzen Worten: Eine wahrhaft Oper scheint mir nur die zu seyn, in welcher die Musik unmittelbar aus der Dichtung als nothwendiges Erzeugniß derselben entspringt.

Ferdinand. Ich gestehe, daß mir das noch nicht ganz einleuchtet.

Ludwig. Ist nicht die Musik die geheimnißvolle Sprache eines fernen Geisterreichs, deren wun-

derbare Accente in unserm Innern wiederklingen, und ein höheres, intensives Leben erwecken? Alle Leidenschaften kämpfen schimmernd und glanzvoll gerüstet miteinander, und gehen unter in einer unaussprechlichen Sehnsucht, die unsere Brust erfüllt. Dies ist die unnennbare Wirkung der Instrumentalmusik. Aber nun soll die Musik ganz ins Leben treten, sie soll seine Erscheinungen ergreifen, und Wort und That schmückend, von bestimmten Leidenschaften und Handlungen sprechen. Kann man denn vom Gemeinen in herrlichen Worten reden? Kann denn die Musik etwas anderes verkünden, als die Wunder jenes Landes, von dem sie zu uns herübertönt? — Der Dichter rüste sich zum kühnen Fluge in das ferne Reich der Romantik; dort findet er das Wundervolle, das er in das Leben tragen soll, lebendig und in frischen Farben erglänzend, so daß man willig daran glaubt, ja daß man, wie in einem beseligenden Traume, selbst dem dürftigen, alltäglichen Leben entrückt in den Blumengängen des romantischen Landes wandelt, und nur seine Sprache, das in Musik ertönende Wort versteht.

Ferdinand. Du nimmst also ausschließlich die romantische Oper mit ihren Feen, Geistern, Wundern und Verwandlungen in Schutz?

Ludwig. Allerdings halte ich die romantische Oper für die einzig wahrhafte, denn nur im Reich der Romantik ist die Musik zu Hause. Du wirst mir indessen wohl glauben, daß ich diejenigen armseligen Produkte, in denen läppische, geistlose Geister erscheinen, und ohne Ursache und Wirkung Wunder auf Wunder gehäuft werden, nur um das Auge des müßigen Pöbels zu ergötzen, höchlich verachte. Eine wahrhaft romantische Oper dichtet nur der geniale, begeisterte Dichter: denn nur dieser führt die wunderbaren Erscheinungen des Geisterreichs ins Leben; auf seinem

Fittig schwingen wir uns über die Kluft, die uns sonst davon trennte, und einheimisch geworden in dem fremden Lande, glauben wir an die Wunder, die als nothwendige Folgen der Einwirkung höherer Naturen auf unser Seyn sichtbarlich geschehen, und alle die starken, gewaltsam ergreifenden Situationen entwickeln, welche uns bald mit Grausen und Entsetzen, bald mit der höchsten Wonne erfüllen. Es ist, mit einem Wort die Zauberkraft der poetischen Wahrheit, welche dem, das Wunderbare darstellenden Dichter zu Gebote stehen muß, denn nur diese kann uns hinreißen, und eine bloß grillenhafte Folge zweckloser Feereien, die, wie in manchen Produkten der Art, oft nur da sind, um den Pagliasso im Knappenkleide zu necken, wird uns als albern und possenhaft immer kalt und ohne Theilnahme lassen. — Also mein Freund, in der Oper soll die Einwirkung höherer Naturen auf uns sichtbarlich geschehen, und so vor unsern Augen sich ein romantisches Seyn erschließen, in dem auch die Sprache höher potenzirt, oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Musik Gesang ist, ja wo selbst Handlung und Situation in mächtigen Tönen und Klängen schwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf diese Art soll, wie ich vorhin behauptete, die Musik unmittelbar und nothwendig aus der Dichtung entspringen.

Ferdinand. Jetzt verstehe ich Dich ganz, und denke an den Ariost und den Tasso; doch glaube ich, daß es eine schwere Aufgabe sey, nach Deinen Bedingnissen das musikalische Drama zu formen.

Ludwig. Es ist das Werk des genialen, wahrhaft romantischen Dichters. — Denke an den herrlichen Gozzi. In seinen dramatischen Mährchen hatte er das ganz erfüllt, was ich von dem Operndichter verlange, und es ist unbegreiflich, wie diese reiche Fund-

grube vortrefflicher Opernsujets bis jetzt nicht mehr benutzt worden ist.

Ferdinand. Ich gestehe, daß mich der Gozzi, als ich ihn vor mehreren Jahren las, auf das lebhafteste ansprach, wiewohl ich ihn von dem Punkte, von dem Du ausgehst, natürlicherweise nicht beachtet habe.

Ludwig. Eins seiner schönsten Mährchen ist unstreitig der Rabe. — Millo, König von Frattombrosa, kennt kein anderes Vergnügen, als die Jagd. Er erblickt im Walde einen herrlichen Raben, und durchbohrt ihn mit dem Pfeil. Der Rabe stürzt herab auf ein Grabmahl vom weißesten Marmor, das unter dem Baume aufgerichtet ist, und bespritzt es, im Tode erstarrend, mit seinem Blute. Da erbebt der ganze Wald, und aus einer Grotte schreitet ein fürchterliches Ungeheuer hervor, das dem armen Millo den Fluch zudonnert: Findest Du kein Weib, weiß, wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, schwarz, wie des Raben Federn, so stirb in wüthendem Wahnsinn. — Vergebens sind alle Nachforschungen nach einem solchenWeibe. Da beschließt des Königs Bruder, Jennaro, der ihn auf das zärtlichste liebt, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er die Schöne, die den Bruder rettet vom verzehrenden Wahnsinn, gefunden. Er durchstreicht Länder und Meere, endlich sieht er, von einem in der Negromantik erfahrnen Greise auf die Spur geleitet, Armilla, die Tochter des mächtigen Zauberers Norand. Ihre Haut ist weiß, wie des Grabmahls Marmor, roth, wie des Raben Blut, schwarz, wie des Raben Federn sind Haare und Augenbraunen; es gelingt ihm, sie zu rauben, und bald sind sie nach ausgestandenem Sturm, in der Nähe von Frattombrosa gelandet. — Ein herrliches Roß, und einen Falken von den seltensten Eigenschaften, spielt ihm, als er kaum ans Ufer getreten, der Zufall in die

Hände, und er ist voll Entzücken, nicht allein den Bruder retten, sondern ihn überdem auch mit Geschenken, die ihm so werth seyn müssen, erfreuen zu können. Jennaro will in einem Zelt, das man unter einem Baume aufgeschlagen, ausruhen: da setzen sich zwei Tauben in die Zweige und fangen an zu sprechen: „Weh Dir, Jennaro, daß Du geboren bist! Der Falke wird dem Bruder die Augen auspicken; überreichst Du ihn nicht, oder verräthst Du, was Du weißt, so wirst Du zu Stein. — Besteigt Dein Bruder das Roß, so wird es ihn augenblicklich tödten; giebst Du es ihm nicht, oder verräthst Du, was Du weißt, so wirst Du zu Stein. Vermählt sich Millo mit Armilla, so wird ihn in der Nacht ein Ungeheuer zerfleischen; übergiebst Du ihm Armilla nicht, oder verräthst Du, was Du weißt, so wirst Du zu Stein." — Norand erscheint, und bestätigt den Ausspruch der Tauben, der die Strafe für Armilla's Raub enthält. — In dem Augenblick, als Millo Armilla sieht, ist er von dem Wahnsinn, der ihn ergriffen, geheilt. Das Roß und der Falke werden gebracht, und der König ist entzückt über die Liebe des Bruders, der durch herrliche Geschenke seinen Lieblings-Neigungen schmeichelt. Jennaro trägt ihm den Falken entgegen, aber als Millo ihn ergreifen will, haut Jennaro dem Falken den Kopf ab, und des Bruders Augen sind gerettet. Eben so, als Millo schon den Fuß in den Bügel setzt, um daß Roß zu besteigen, zieht Jennaro das Schwerdt, und haut dem Pferde auf einen Streich beide Vorderbeine ab, daß es zusammenstürzt. Millo glaubt nun überzeugt zu seyn, daß eine wahnsinnige Liebe den Bruder zu diesem Betragen reize, und Armilla bestätigt die Vermuthung, da Jennaro's heimliche Seufzer und Thränen, sein zerstreutes unerklärliches Betragen, in ihr längst den Argwohn erzeugt haben, daß er sie liebe. Sie versichert dem Könige

ihre innigste Neigung, die schon früher dadurch entstanden sey, daß Jennaro während der Reise von ihm, dem geliebten Bruder, auf die lebhafteste und rührendste Weise gesprochen. Sie bittet nun ihrer Seits, um jeden Verdacht zu entfernen, die Verbindung zu beschleunigen, die denn auch vor sich geht. Jennaro sieht seines Bruders Untergang vor Augen; er ist in Verzweiflung, sich so verkannt zu sehen, und doch droht ihm ein gräßliches Verhängniß, wenn nur ein Wort des fürchterlichen Geheimnisses seinen Lippen entflieht. Da beschließt er, es koste, was es wolle, seinen Bruder zu retten, und dringt in der Nacht durch einen unterirdischen Gang in das Schlafzimmer des Königs. Ein fürchterlicher, feuersprühender Drache erscheint; Jennaro fällt ihn an, aber seine Streiche sind fruchtlos. Das Ungeheuer nähert sich dem Schlafzimmer; da faßt er in höchster Verzweiflung das Schwerdt mit beiden Händen, und der fürchterliche Streich, der das Ungeheuer tödten soll, spaltet die Thüre. Millo kommt aus dem Schlafzimmer, und da das Ungeheuer verschwunden, sieht er in dem Bruder den Meineidigen, den der Wahnsinn einer verrätherischen Liebe zum Brudermorde treibt. Jennaro kann sich nicht entschuldigen; er wird von den herbeigerufenen Wachen entwaffnet und ins Gefängniß geschleppt. Er soll die ihm aufgebürdete That mit dem Leben auf dem Richtplatze büßen: aber noch vor dem Tode will er den heißgeliebten Bruder sprechen. Millo giebt ihm Gehör; Jennaro erinnert ihn in den rührendsten Worten an die innige Liebe, die sie seit ihrer Geburt verband: aber als er fragt, ob er ihn wohl für fähig halte, den Bruder zu morden? verlangt Millo Beweise der Unschuld, und nun entdeckt Jennaro unter wüthendem Schmerz die verhängnißvollen gräßlichen Prophezeihungen der Tauben und des Negromanten Norand. Aber zum starren Entsetzen Millo's steht er nach den letzten

Worten in eine Marmorstatue verwandelt da. Nun erkennt Millo Jennaro's Bruderliebe, und von den herzzerreißendsten Vorwürfen gemartert, beschließt er die Statue des geliebten Bruders nie mehr zu verlassen, sondern zu ihren Füßen in Reue und Verzweiflung zu sterben. Da erscheint Norand. „In des Schicksals ewigem Gesetzbuch," spricht er, „war des Raben Tod, Dein Fluch, Armillens Raub geschrieben. Dem Bruder giebt nur eine That das Leben wieder, aber diese That ist gräßlich. — Durch diesen Dolch sterbe Armilla an der Seite der Statue, und im Leben erglüht der kalte Marmor, von ihrem Blut bespritzt. Hast Du Muth, Armilla zu morden; thu' es! Jammere, klage, so wie ich!" — Er verschwindet. Armilla entreißt dem unglücklichen Millo das Geheimniß von Norands schrecklichen Worten. Millo verläßt sie in Verzweiflung; und von Grausen und Entsetzen erfüllt, das Leben nicht mehr achtend, durchstößt sich Armilla selbst mit dem Dolch, den Norand hingeworfen. So wie ihr Blut die Statue bespritzt, kehrt Jennaro in das Leben zurück. Millo kommt — er sieht den Bruder belebt, aber die Geliebte todt daliegend. Verzweiflungsvoll will er sich mit demselben Dolche, der Armilla tödtete, ermorden. Da verwandelt sich plötzlich die finstere Gruft in einen weiten glänzenden Saal. Norand erscheint: das große, geheimnißvolle Verhängniß ist erfüllt, alle Trauer geendet; Armilla lebt, von Norand berührt, wieder auf, und alles endet glücklich.

Ferdinand. Ich erinnere mich jetzt ganz genau des herrlichen, phantastischen Stücks, und noch fühle ich den tiefen Eindruck, den es auf mich machte. Du hast Recht, das Wunderbare erscheint hier als nothwendig, und ist so poetisch wahr, daß man willig daran glaubt. Es ist Millo's That, der Mord des Raben, die gleichsam an die eherne Pforte des

dunklen Geisterreichs anschlägt, und nun geht sie klingend auf, und die Geister schreiten hinein in das Leben, und verstricken die Menschen in das wunderbare, geheimnißvolle Verhängniß, das über sie waltet.

Ludwig. So ist es, und nun betrachte die starken, herrlichen Situationen, die der Dichter aus diesem Conflict mit der Geisterwelt zu ziehen wußte. Jennaro's heroische Aufopferung, Armilla's Heldenthat — es liegt eine Größe darin, von der unsere moralischen Schauspieldichter, in den Armseligkeiten des alltäglichen Lebens, wie in dem Auskehricht, der aus dem Prunksaal in den Schuttkarren geworfen, wühlend, gar keine Idee haben. Wie herrlich sind nun auch die komischen Parthien der Masken eingeflochten.

Ferdinand. Ja wohl! — Nur im wahrhaft Romantischen mischt sich das Komische mit dem Tragischen so gefügig, daß beides zum Totaleffekt in Eins verschmilzt, und das Gemüth des Zuhörers auf eine eigene, wunderbare Weise ergreift.

Ludwig. Das haben selbst unsere Opernfabrikanten dunkel gefühlt. Denn daher sind wohl die sogenannten heroisch-komischen Opern entstanden, in denen oft das Heroische wirklich komisch, das Komische aber nur insofern heroisch ist, als es sich mit wahrem Heroismus über alles wegsetzt, was Geschmack, Anstand und Sitte fordern.

Ferdinand. So wie Du das Bedingniß des Operngedichts feststellst, haben wir in der That sehr wenig wahre Opern.

Ludwig. So ist es! — Die mehrsten sogenannten Opern sind nur leere Schauspiele mit Gesang, und der gänzliche Mangel dramatischer Wirkung, den man bald dem Gedicht, bald der Musik zur Last legt, ist nur der todten Masse aneinander gereihter

Szenen, ohne innern poetischen Zusammenhang und ohne poetische Wahrheit zuzuschreiben, die die Musik nicht zum Leben entzünden konnte. Oft hat der Komponist unwillkührlich ganz für sich gearbeitet, und das armselige Gedicht läuft nebenher, ohne in die Musik hineinkommen zu können. Die Musik kann dann in gewissem Sinn recht gut seyn, das heißt, ohne durch innere Tiefe mit magischer Gewalt den Zuhörer zu ergreifen, ein gewisses Wohlbehagen erregen, wie ein munteres, glänzendes Farbenspiel. Alsdann ist die Oper ein Konzert, das auf dem Theater mit Costum und Decorationen gegeben wird.

Ferdinand. Da Du auf diese Weise nur die, im eigentlichsten Sinne romantischen Opern gelten lässest, wie ist es nun mit den musikalischen Tragödien, und dann vollends mit den komischen Opern im modernen Costum? Die mußt Du ganz verwerfen?

Ludwig. Keinesweges! — In den mehrsten älteren, tragischen Opern, wie sie leider nun nicht mehr gedichtet und komponirt werden, ist es ja auch das wahrhaft Heroische der Handlung, die innere Stärke der Charaktere und der Situationen, die den Zuschauer so gewaltig ergreift. Die geheimnißvolle dunkle Macht, die über Götter und Menschen waltet, schreitet sichtbarlich vor seinen Augen daher, und er hört, wie in seltsamen, ahnungsvollen Tönen, die ewigen, unabänderlichen Rathschlüsse des Schicksals, das selbst die Götter beherrscht, verkündet werden. Von diesen rein tragischen Stoffen ist das eigentlich Phantastische ausgeschlossen; aber in der Verbindung mit den Göttern, die den Menschen zum höheren Leben, ja zu göttlicher That erweckt, muß auch eine höhere Sprache in den wundervollen Accenten der Musik erklingen. Wurden, beiläufig gesagt, nicht schon die antiken Tragödien musikalisch declamirt? und sprach sich

nicht darin das Bedürfniß eines höhern Ausdrucksmittels, als es die gewöhnliche Rede gewähren kann, recht eigentlich aus? — Unsere musikalischen Tragödien haben den genialen Komponisten auf eine ganz eigene Weise zu einem hohen, ich möchte sagen, heiligen Styl begeistert, und es ist, als walle der Mensch in wunderbarer Weihe auf den Tönen, die den goldenen Harfen der Cherubim und Seraphim entklingen, in das Reich des Lichts, wo sich ihm das Geheimniß seines eigenen Seyns erschließt. — Ich wollte, Ferdinand, nichts Geringeres andeuten, als die innige Verwandtschaft der Kirchenmusik mit der tragischen Oper, aus der sich die älteren Komponisten einen eigenen herrlichen Styl bildeten, von dem die Neueren keine Idee haben, den in üppiger Fülle überbrausenden Spontini nicht ausgenommen. Des herrlichen Gluck, der, wie ein Heros dasteht, mag ich gar nicht erwähnen; um aber zu fühlen, wie auch geringere Talente jenen wahrhaft großen, tragischen Styl erfaßten, so denke an den Chor der Priester der Nacht in Piccini's Dido.

Ferdinand. Es geht mir jetzt eben so, wie in den früheren, goldenen Tagen unsers Zusammenseyns: indem Du von Deiner Kunst begeistert sprichst, erhebst Du mich zu Ansichten, die mir sonst verschlossen waren, und Du kannst mir glauben, daß ich mir in dem Augenblicke einbilde, recht viel von der Musik zu verstehen. — Ja, ich glaube, kein guter Vers könne in meinem Innern erwachen, ohne in Klang und Sang hervorzugehen.

Ludwig. Ist das nicht die wahre Begeisterung des Operndichters? — Ich behaupte, der muß eben so gut gleich alles im Innern komponiren, wie der Musiker, und es ist nur das deutliche Bewußtseyn bestimmter Melodien, ja bestimmter Töne der mitwirkenden Instrumente, mit einem Worte, die bequeme Herr-

schaft über das innere Reich der Töne, die diesen von jenem unterscheidet. Doch ich bin Dir meine Meinung über die Opera buffa noch schuldig.

Ferdinand. Du wirst sie, wenigstens im modernen Costum, kaum gelten lassen?

Ludwig. Und ich, meines Theils, lieber Ferdinand gestehe, daß sie mir grade im Costum der Zeit nicht allein am liebsten ist, sondern in dieser Art, eben in ihrem Charakter, nach dem Sinn, wie sie die beweglichen reizbaren Italiäner schufen, mir nur allein wahr dazustehen scheint. Hier ist es nun das Phantastische, das zum Theil aus dem abentheuerlichen Schwunge einzelner Charaktere, zum Theil aus dem bizarren Spiel des Zufalls entsteht, und das keck in das Alltagsleben hineinfährt, und alles oberst dann zu unterst dreht. Man muß zugestehen: „Ja, es ist der Herr Nachbar, im bekannten, zimmtfarbenen Sonntagskleide, mit goldbesponnenen Knöpfen, und was in aller Welt muß nur in den Mann gefahren seyn, daß er sich so närrisch gebehrdet?" — Denke Dir eine ehrbare Gesellschaft von Vettern and Muhmen mit dem schmachtenden Töchterlein, und einige Studenten dazu, die die Augen der Cousine besingen, und vor den Fenstern auf der Guitarre spielen. Unter diese fährt der Geist Droll in neckhaftem Spuk, und nun bewegt in tollen Einbildungen, in allerlei seltsamen Sprüngen und abentheuerlichen Grimassen sich alles durcheinander. Ein besonderer Stern ist aufgegangen, und überall stellt der Zufall seine Schlingen auf, in denen sich die ehrbarsten Leute verfangen, strekken sie die Nase nur 'was weniges vor. — Eben in diesem Hineinschreiten des Abenteuerlichen in das gewöhnliche Leben, in den daraus entstehenden Widersprüchen liegt, nach meiner Meinung, das Wesen der eigentlichen Opera buffa; und eben dieses Auffassen des sonst fern liegenden Phantastischen, das nun ins

Leben gekommen, ist es, was das Spiel der italiänischen Komiker so unnachahmlich macht. Sie verstehen die Andeutungen des Dichters, und durch ihr Spiel wird das Skelett, was er nur geben durfte, mit Fleisch und Farben belebt.

Ferdinand. Ich glaube Dich ganz verstanden zu haben. — In der Opera buffa wäre es also recht eigentlich das Phantastische, was in die Stelle des Romantischen tritt, das Du als unerläßliches Bedingniß der Oper aufstellst, und die Kunst des Dichters müßte darin bestehen, die Personen nicht allein vollkommen gerundet, poetisch wahr, sondern recht aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen, so individuell auftreten zu lassen, daß man sich augenblicklich selbst sagt: Sieh da! das ist der Nachbar, mit dem ich alle Tage gesprochen! Das ist der Student, der alle Morgen ins Kollegium geht, und vor den Fenstern der Cousine erschrecklich seufzt u. s. w. Und nun soll das Abentheuerliche, was sie, wie in seltsamer Krise begriffen, beginnen, oder was ihnen begegnet, auf uns so wundersam wirken, als gehe ein toller Spuk durchs Leben, und treibe uns unwiderstehlich in den Kreis seiner ergötzlichen Neckereien.

Ludwig. Du sprichst meine innigste Meinung aus, und kaum hinzusetzen darf ich, wie sich nun auch, nach meinem Prinzip, die Musik willig der Opera buffa fügt, und wie auch hier ein besonderer Styl, der auf seine Weise das Gemüth der Zuhörer ergreift, von selbst hervorgeht.

Ferdinand. Sollte aber die Musik das Komische in allen seinen Nuancen ausdrücken können.

Ludwig. Davon bin ich auf das innigste überzeugt, und geniale Künstler haben es hundertfältig bewiesen. So kann z. B. in der Musik der Ausdruck der ergötzlichen Ironie liegen, wie er in Mozarts herrlicher Oper Cosi fan tutte, vorwaltet.

Ferdinand. Da dringt sich mir die Bemerkung auf, daß, nach Deinem Prinzip, der verachtete Text dieser Oper eben wahrhaft opernmäßig ist.

Ludwig. Und eben daran dachte ich, als ich vorher behauptete, daß Mozart zu seinen klassischen Opern nur der Oper ganz zusagende Gedichte gewählt habe, wiewohl Figaro's Hochzeit mehr Schauspiel mit Gesang, als wahre Oper ist. Der heillose Versuch, das weinerliche Schauspiel auch in die Oper zu übertragen, kann nur mißlingen, und unsere Waisenhäuser, Augenärzte u. s. w. gehen gewiß bald der Vergessenheit entgegen. So war auch nichts erbärmlicher und der wahren Oper widerstrebender, als jene ganze Reihe von Singspielen, wie sie Dittersdorf gab, wogegen ich Opern, wie das Sonntagskind und die Schwestern von Prag, gar sehr in Schutz nehme. Man könnte sie ächt deutsche Opere buffe nennen.

Ferdinand. Wenigstens haben mich diese Opern bei guter Darstellung, immer recht innig ergötzt, und mir ist das recht zu Herzen gegangen, was Tieck im gestiefelten Kater den Dichter zum Publikum sprechen läßt: „Sollten sie daran Gefallen finden, so müßten sie alle ihre etwanige Bildung bei Seite setzen, und recht eigentlich zu Kindern werden, um sich kindlich erfreuen und ergötzen zu können.“

Ludwig. Leider fielen diese Worte, wie so manche andere der Art, auf einen harten, sterilen Boden, so daß sie nicht eindringen und Wurzel fassen konnten. Aber die vox populi, welche in Sachen des Theaters meistens eine wahre vox Dei ist, übertäubt die einzelnen Seufzer, welche die superfeinen Naturen über die entsetzlichen Unnatürlichkeiten und Abgeschmacktheiten, die in solchen, nach ihrem Begriff, läppischen Sachen enthalten, ausstoßen, und man hat

sogar Beispiele, daß, wie hingerissen, von dem Wahnsinn, der das Volk ergriffen, mancher mitten in seinem Vornehmthun in ein entsetzliches Lachen ausgebrochen, und dabei versichert, er könne sein eigenes Lachen gar nicht begreifen.

Ferdinand. Sollte Tieck nicht der Dichter seyn, der, wenn es ihm gefiele, gewiß dem Componisten romantische Opern, ganz nach den Bedingnissen, die Du aufgestellt, schreiben würde?

Ludwig. Ganz zuverlässig, da er ein ächt romantischer Dichter ist; und ich erinnere mich wirklich, eine Oper in Händen gehabt zu haben, die wahrhaft romantisch angelegt, aber im Stoff überfüllt und zu ausgedehnt war. Wenn ich nicht irre, hieß sie das Ungeheuer und der bezauberte Wald.

Ferdinand. Du selbst bringst mich auf eine Schwierigkeit, die ihr dem Operndichter entgegenstellt. — Ich meine die unglaubliche Kürze, welche ihr uns vorschreibt. Alle Mühe diese oder jene Situation, den Ausbruch dieser oder jener Leidenschaft, recht in bedeutenden Worten aufzufassen und darzustellen, ist vergebens: denn alles muß in ein paar Versen abgethan seyn, die sich noch dazu rücksichtslos nach euerm Gefallen drehen und wenden lassen sollen.

Ludwig. Ich möchte sagen, der Operndichter müsse, dem Decorations-Maler gleich, das ganze Gemälde nach richtiger Zeichnung, in starken, kräftigen Zügen hinwerfen, und es ist die Musik, die nun das Ganze so in richtiges Licht und gehörige Perspektive stellt, daß Alles lebendig hervortritt, und sich einzelne, willkührlich scheinende Pinselstriche zu kühn herausschreitenden Gestalten vereinen.

Ferdinand. Also nur eine Skizze sollen wir geben, statt eines Gedichts?

Ludwig. Keinesweges. Daß der Operndichter, rücksichtlich der Anordnung, der Oekonomie des Gan-

zen, den aus der Natur der Sache genommenen Regeln des Drama treu bleiben müsse, versteht sich wohl von selbst: aber er hat es wirklich nöthig, ganz vorzüglich bemüht zu seyn, die Szenen so zu ordnen, daß der Stoff sich klar und deutlich vor den Augen des Zuschauers entwickele. Beinahe, ohne ein Wort zu verstehen, muß der Zuschauer sich aus dem, was er geschehen sieht, einen Begriff von der Handlung machen können. Kein dramatisches Gedicht hat diese Deutlichkeit so im höchsten Grade nöthig, als die Oper, da, ohne dem, daß man bei dem deutlichsten Gesange die Worte doch immer schwerer versteht, als sonst, auch die Musik gar leicht den Zuhörer in andere Regionen entführt, und nur durch das beständige Hinlenken auf den Punkt, in dem sich der dramatische Effekt concentriren soll, gezügelt werden kann. Was nun die Worte betrifft, so sind sie dem Komponisten am liebsten, wenn sie kräftig und bündig die Leidenschaft, die Situation, welche dargestellt werden soll, aussprechen; es bedarf keines besondern Schmuckes, und ganz vorzüglich keiner Bilder.

Ferdinand. Aber der gleichnißreiche Metastasio?

Ludwig. Ja, der hatte wirklich die sonderbare Meinung, daß der Komponist, vorzüglich in der Arie, immer erst durch irgend ein poetisches Bild begeistert werden müßte. Daher denn auch seine ewig wiederholten Anfangsstrophen: Come una tortorella etc., come spuma in tempesa etc., und es kam auch wirklich oft, wenigstens im Accompagnement, das Girren des Täubchens, das schäumende Meer u. s. w. vor.

Ferdinand. Sollen wir uns aber nicht allein des poetischen Schmuckes enthalten, sollen wir auch jedes ferneren Ausmalens interessanter Situationen überhoben seyn? z. B. der junge Held zieht in den

Kampf, und nimmt von dem gebeugten Vater, dem alten Könige, dessen Reich ein siegreicher Tyrann in seinen Grundvesten erschüttert, Abschied; oder ein grausames Verhängniß trennt den liebenden Jüngling von der Geliebten: sollen denn nun beide nichts sagen, als: Lebe wohl?

Ludwig. Mag der erste noch in kurzen Worten von seinem Muth, von seinem Vertrauen auf die gerechte Sache reden, mag der Andere noch der Geliebten sagen: daß das Leben ohne sie nur ein langsamer Tod sey; aber auch das einfache Lebewohl wird dem Komponisten, den nicht Worte, sondern Handlung und Situation begeistern müssen, genug seyn, in kräftigen Zügen den innern Seelenzustand des jungen Helden oder des scheidenden Geliebten zu malen. Um recht in Deinem Beispiel zu bleiben: in welchen, bis tief in das Innerste dringenden Accenten haben schon unzähligemal die Italiäner das Wörtchen Addio gesungen! Welcher tausend und abermal tausend Nuancen ist der musikalische Ausdruck fähig! Und das ist ja eben das wunderbare Geheimniß der Tonkunst, daß sie da, wo die arme Rede versiegt, erst eine unerschöpfliche Quelle der Ausdrucksmittel öffnet!

Ferdinand. Auf diese Weise müßte der Operndichter, rücksichtlich der Worte nach der höchsten Einfachheit streben, und es würde hinlänglich seyn, die Situation nur auf edle und kräftige Weise anzudeuten.

Ludwig. Allerdings: denn, wie gesagt, der Stoff, die Handlung, die Situation, nicht das prunkende Wort, muß den Komponisten begeistern, und außer den sogenannten poetischen Bildern, sind alle und jede Reflexionen für den Musiker eine wahre Mortifikation.

Ferdinand. Glaubst Du aber wohl, daß ich es recht lebhaft fühle, wie schwer es ist, nach Deinen Bedingnissen eine gute Oper zu schreiben? Vorzüglich jene Einfachheit der Worte —

Ludwig. Mag euch, die ihr so gern mit Worten malt, schwer genug werden. Aber wie Metastasio, meines Bedünkens, durch seine Opern recht gezeigt hat, wir Operntexte nicht gedichtet werden müssen, so giebt es auch viele italiänische Gedichte, die als wahre Muster recht eigentlicher Gesangtexte aufgestellt werden können. Was kann einfacher seyn, als Strophen, wie folgende weltbekannte:

Almen so non possio
seguir l'amato bene
affetti del cor mio
seguite lo per me!

Wie liegt in diesen wenigen, einfachen Worten die Andeutung des von Liebe und Schmerz ergriffenen Gemüths, die der Komponist auffassen, und nun in der ganzen Stärke des musikalischen Ausdrucks den innern angedeuteten Seelenzustand darstellen kann. Ja die besondere Situation, in der jene Worte gesungen werden sollen, wird seine Phantasie so anregen, daß er dem Gesange den individuellsten Charakter giebt. Eben daher wirst Du auch finden, daß oft die poetischsten Komponisten sogar herzlich schlechte Verse gar herrlich in Musik setzten. Da war es aber der wahrhaft opernmäßige, romantische Stoff, der sie begeisterte. Als Beispiel führe ich Dir Mozarts Zauberflöte an.

Ferdinand war im Begriff zu antworten, als auf der Straße dicht vor den Fenstern der Generalmarsch geschlagen wurde. Er schien betroffen, Ludwig drückte tief seufzend des Freundes Hand an seine Brust. Ach Ferdinand, theurer, innig geliebter Freund! rief er aus: was soll aus der Kunst werden in dieser rau-

hen, stürmischen Zeit? Wird sie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr welkes Haupt nach den finstern Wolken wendet, hinter denen die Sonne verschwand, dahin sterben? — Ach, Ferdinand, wo ist die goldene Zeit unserer Jünglingsjahre hin! Alles Bessere geht unter in dem reißenden Strom, der die Felder verheerend dahin stürzt; aus seinen schwarzen Wellen blicken blutige Leichname hervor, und in dem Grausen, das uns ergreift, gleiten wir aus — wir haben keine Stütze — unser Angstgeschrei verhallt in der öden Luft — Opfer der unbezähmbaren Wuth sinken wir rettungslos hinab!" — Ludwig schwieg, in sich versunken. Ferdinand stand auf; er nahm Säbel und Kaskett; wie der Kriegsgott zum Kampf gerüstet, stand er vor Ludwig, der ihn verwundernd anblickte. Da überflog eine Glut Ferdinands Gesicht; sein Auge erstralte in brennendem Feuer, und er sprach mit erhöhter Stimme: „Ludwig, was ist aus Dir geworden; hat die Kerkerluft, die Du hier so lange eingeathmet haben magst, denn so in Dich hineingezehrt, daß Du krank und siech nicht mehr den glühenden Frühlingshauch zu fühlen vermagst, der draußen durch die, in goldener Morgenröthe erglänzenden Wolken streicht? — In träger Unthätigkeit schwelgten die Kinder der Natur, und die schönsten Gaben, die sie ihnen bot, achteten sie nicht, sondern traten sie in einfältigem Muthwillen mit Füßen. Da weckte die zürnende Mutter den Krieg, der im duftenden Blumengarten lange geschlafen; der trat, wie ein eherner Riese, unter die Verwahrlosten, und vor seiner schrecklichen Stimme, von der die Berge wiederhallten, fliehend, suchten sie den Schutz der Mutter, an die sie nicht mehr geglaubt hatten. Aber mit dem Glauben kam auch die Erkenntniß: nur die Kraft bringt das Gedeihen — dem Kampfe entstrahlt das Göttliche, wie dem Tode das Leben! — Ja, Ludwig, es ist eine verhängniß-

volle Zeit gekommen, und wie in der schauerlichen Tiefe der alten Sagen, die, gleich in ferner Dämmerung wunderbar murmelnden Donnern zu uns herübertönen, vernehmen wir wieder deutlich die Stimme der ewig waltenden Macht — ja sichtbarlich in unser Leben schreitend, erweckt sie in uns den Glauben, dem sich das Geheimniß unsers Seyns erschließt. — Die Morgenröthe bricht an und schon schwingen sich begeisterte Sänger in die duftigen Lüfte und verkünden das Göttliche, es im Gesange lobpreisend. Die goldenen Thore sind geöffnet, und in Einem Strahl entzünden Wissenschaft und Kunst das heilige Streben, das die Menschen zu einer Kirche vereinigt. Drum, Freund, den Blick aufwärts gerichtet — Muth — Vertrauen — Glauben!" — Ferdinand drückte den Freund an sich. Dieser nahm das gefüllte Glas: „Ewig verbunden zum höhern Seyn im Leben und Tode!" wiederholte Ferdinand, und in wenig Minuten trug ihn sein flüchtiges Roß schon zu den Schaaren, die in wilder Kampflust hoch jubelnd dem Feinde entgegenzogen.

Die Freunde fühlten sich tief bewegt. Jeder gedachte der Zeit, als der Druck des feindseligsten Verhängnisses auf ihn lastete, und aller Lebensmuth dahin zu sterben, unwiederbringlich verloren zu seyn schien. — Wie dann durch die finstern Wolken die ersten Strahlen des schönen Hoffnungssterns brachen, der immer heller und herrlicher aufging, erquickend und zum neuen Leben stärkend. — Wie im freudigen Kampf sich alles jauchzend regte und bewegte. — Wie den Muth — den Glauben, der herrlichste Sieg krönte! —

„In der That," sprach Lothar, „jeder von Uns hat wohl in sich selbst hinein gesprochen auf dieselbe Weise, wie es der serapiontische Ferdinand that, und

wohl uns, daß das bedrohliche Gewitter, das über unsern Häuptern donnerte, statt uns zu vernichten, uns nur gestärkt hat, und erkräftigt wie ein tüchtiges Schwefelbad. Es ist mir so, als fühle ich erst jetzt unter Euch meine vollkommene Gesundheit und neue Lust, mich nun, da jenes Gewitter sich ganz verzogen, wieder recht zu rühren in Kunst und Wissenschaft. Theodor thut das, wie ich weiß, recht tapfer, er ergiebt sich nun wieder ganz und gar der alten Musik, wobei er denn doch das Dichten ganz und gar nicht verschmäht, weshalb ich glaube, daß er uns nächstens mit einer trefflichen Oper, die ihm, was Gedicht und Musik betrifft, ganz allein angehört, überraschen wird. Alles, was er sophistischer Weise über die Unmöglichkeit selbst eine Oper zu dichten und zu komponiren vorgebracht, mag recht plausibel klingen, es hat mich aber nicht überzeugt."

„Ich bin," sprach Cyprian, „der entgegengesetzten Meinung. Doch lassen wir den unnützen Streit, der um so unnützer ist, als Theodor, leuchtet ihm jene Möglichkeit, die er bestreitet, ein, der erste seyn wird, der sie mit der That beweiset. — Viel besser, wenn Theodor sein Pianoforte öffnet, und, nachdem er uns mit ganz artigen Erzählungen ergötzt, uns auch von seinen neuesten Kompositionen irgend etwas zum Besten giebt."

„Oefters," nahm Theodor das Wort, „hat mir Cyprian vorgeworfen, daß ich zu sehr an der Form hänge, daß ich jedes Gedicht verwerfe, welches sich nicht in die gewöhnlichsten Formen der Musik einschachten läßt. Ich bestreite das, und will es jetzt dadurch beweisen, daß ich ein Gedicht in Musik zu sezzen unternommen, welches auf eine von jeder gewöhnlichen Art, von jeder verbrauchten Form abweichende Behandlung Anspruch macht. Ich meine nichts anders, als den Nachtgesang aus der Genovefa des Mah-

ler Müller. Alle süße Schwermuth, aller Schmerz, alle Sehnsucht, alle geisterhafte Ahnung des von hoffnungsloser Liebe zerrissenen Herzens liegt in den Worten dieses herrlichen Gedichts. Kommt nun noch hinzu, daß die Verse einen alterthümlichen, recht in's Herz dringenden Charakter tragen, so glaube ich, daß die Komposition ohne allen Prunk irgend eines begleitenden Instruments bloß für Singstimmen in dem Styl des alten Alessandro Scarlatti oder des spätern Benedetto Marcello gehalten seyn müsse. Das ganze Werk ist fertig im Innern, aber nur den Anfang schrieb ich auf, habt Ihr nun die Musik, das Singen nicht ganz bei Seite gestellt, fühlt Ihr noch den Nuzzen unserer ergötzlichen Uebungen, nach unsichtbaren Noten zu singen, und trefft Ihr noch wacker, so möchte ich wohl, daß wir das, was ich von dem Gedicht aufgeschrieben, absängen."

„Ha! —" rief Ottmar, „ich erinnere mich wohl jener Uebung, die Du meinst mit dem Singen nach unsichtbaren Noten. — Du zeigtest die Akkorde aus den Tasten des Pianofortes, ohne sie anzuschlagen, und jeder gab den Ton der ihm zugetheilten Stimme an, ohne sie vorher auf dem Instrumente zu hören. Denen, die jene Operation des Bezeichnens der Tasten nicht bemerkten, war es unbegreiflich, wie wir aus dem Stegreif mehrstimmige Sachen singen konnten, und für die, die das Talent haben, sich höchlich zu verwundern, ist das Ding auch wirklich eine ergötzliche, musikalische Gaukelei. — Ich für mein Theil singe noch immer, wie sonst, meinen mittelmäßigen knurrigen Bariton, und habe eben so wenig das Treffen verlernt als Lothar, der mit seinem Baß noch immer tüchtige Fundamente legt auf denen Tenoristen, wie Du und Cyprian mit Sicherheit in die Höhe bauen können."

„Für den schönen weichen Tenor meines Cyprian,“ sprach Theodor, „ist nun mein Werk ganz und gar geeignet, ihm theile ich daher die erste Tenorstimme zu, indem ich selbst die zweite übernehme.“ Ottmar, der immer die Noten tüchtig traf, mag den ersten, Lothar aber den zweiten Baß singen, doch bei Leibe nicht donnern, sondern die Töne leise und zart tragen, wie es der Charakter des Stücks erfordert. — Theodor schlug auf dem Pianoforte einige einleitende Akkorde an, dann begannen die vier Stimmen in langen gehaltenen Tönen den Chor aus dem Asdur:

Klarer Liebesstern
Du leuchtest fern und fern
Am blauen Himmelsbogen.
Dich rufen wir heut Alle an
Wir sind der Liebe zugethan,
Die hat uns gar und gar zu sich gezogen.

Die beiden Tenore traten nun im Duett F moll ein:

Still und hehr die Nacht,
Des Himmels Augen-Pracht
Hat nun den Reihn begangen.
Schweb hoch hinauf wie Glockenklang,
Der Liebe sanfter Nachtgesang
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünstigem Verlangen.

Der Gesang hatte sich bei den Worten: Schweb hoch ꝛc. nach Des dur gewandt, in B moll begannen Lothar und Ottmar:

Die ihr dort oben brennt
Und keusche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen
Ach benedeiet unser Herz,
Wir dulden — dulden bittern Schmerz,
Wir haben schon gerungen.

Nun sangen die vier Stimmen in F dur:

Klopft sanft mit beiden Flügeln an
Klopft sanft und Euch wird aufgethan! —

Alle, Lothar, Ottmar und Cyprian fühlten sich von Theodors in der That wundervoll ganz im einfachen ins Innerste dringenden Styl der alten Meister gehaltner Musik tief ergriffen. Die Thränen standen ihnen in den Augen, sie umarmten den Herz- und Gemüthreichen Tonsetzer, sie drückten ihn an ihre Brust. Die Mitternachtsstunde schlug. — „Gebendeit," rief Lothar, „sey unser Wiederfinden! O der herrlichen Serapions Verwandtschaft, die uns mit einem ewigen Band umschlingt! — Ja, Du trefflicher Serapions-Club, grüne und blühe immerdar! — So wie heute, wollen Wir uns fortan auf allerlei geistreiche Weise jedem Zwange fremd, erquicken und erheben, zunächst aber über acht Tage uns hier bei unserm Theodor einfinden."

Darauf gaben sich die Freunde, als sie schieden, das Wort.

Zweiter Abschnitt.

Es schlug sieben Uhr. Mit Ungeduld erwartete Theodor die Freunde. Endlich trat Ottmar hinein. „Eben," sprach er, „war Leander bei mir, er hielt mich auf bis jetzt. Ich versicherte, wie leid es mir thäte, daß mich ein unaufschiebbares Geschäft abrufe. Er wollte mich begleiten bis an den Ort meiner Bestimmung, mit Mühe entschlüpfte ich ihm in der finstern Nacht. Recht gut mocht' er wissen, daß ich zu Dir ging, seine Absicht war mit herzukommen." „Und," fiel Theodor ein, „Du brachtest ihn nicht zu mir? Er wäre willkommen gewesen." — „Nein," erwiederte Ottmar, „mein lieber Feund Theodor, das ging nun ganz und gar nicht an. Für's erste getraue ich mir nicht ohne die Zustimmung sämmtlicher Serapions-Brüder einen Fremden, oder da Leander gerade kein Fremder zu nennen, überhaupt einen Fünften einzuführen. Dann ist es aber auch mit Leander eine mißliche Sache worden durch Lothars Schuld. — Lothar hat mit ihm, nach seiner gewöhnlichen Weise, mit Begeisterung von unserm herrlichen Sera-

pions-Club gesprochen. Er hat mit vollen Backen die vortreffliche Tendenz, das serapiontische Prinzip gerühmt, und nichts weniger versichert, als daß wir immer jenes Prinzip im Auge, an uns selbst untereinander bildende Hand legen, und so uns zu allerlei sublimen Werken entzünden würden. Da fing nun Leander an, längst sey eine solche Verbindung mit litterarischen Freunden sein innigster Wunsch gewesen, und er hoffe, wollten wir ihm den Beitritt nicht versagen, sich als höchst würdiger Serapions-Bruder zu beweisen. — Vieles, vieles habe er in Petto." — Bei diesen Worten machte er eine unwillkührliche Bewegung mit der Hand nach der Rocktasche. „Sie war dick aufgeschwollen, und zu meinem nicht geringen Schreck bemerkte ich, daß es mit der andern Tasche derselbe Fall war. Beide strotzten von Manuskripten, ja selbst aus der Busentasche ragten bedrohliche Papiere hervor. —"

Ottmar wurde durch Lothar unterbrochen, der geräuschvoll eintrat und dem Cyprian folgte. „Eben," sprach Theodor, „zog eine kleine Gewitterwolke auf über unsern Serapions-Club, Ottmar hatte sie aber geschickt abgeleitet. Leander wollte uns heimsuchen, er ist dem armen Ottmar nicht vom Leibe gegangen, bis dieser sich durch heimliche Flucht in der finstern Nacht gerettet."

„Wie," rief Lothar, „warum hat Ottmar meinen lieben Leander nicht hergebracht? Er ist verständig, geistreich, witzig, wer taugt besser zu uns Serapions-Brüdern?" — „So bist Du nun einmal Lothar," nahm Ottmar das Wort. „Du bleibst Dir immer gleich, indem Du ewig die Meinung wechselnd, immer die Opposition bildest. Hätte ich Leander wirklich hergebracht, von wem hätte ich bittrere Vorwürfe hören müssen, als eben von Dir! — Du nennest Leander verständig, geistreich, witzig, er ist das alles, ja,

noch mehr! — Alles, was er produzirt, hat eine gewisse Ründe und Vollendung, die von gesunder Kritik, scharfsinnigem Urtheil zeigt! — Aber! — Fürs erste, denk' ich, kann niemanden weniger unser serapiontisches Prinzip inwohnen, als eben unserm Leander. Alles, was er schafft, hat er gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geschaut. Der Verstand beherrscht nicht die Phantasie, sondern drängt sich an ihre Stelle. Und dabei gefällt er sich in einer weitschichtigen Breite, die wenn auch nicht dem Leser, doch dem Zuhörer unerträglich wird. Werke von ihm, denen man Geist und Verstand durchaus nicht absprechen kann, erregen, liest er sie vor, die tödtlichste Langeweile."

„Ueberhaupt," unterbrach Cyprian den Freund, „ist es mit dem Vorlesen ein eignes Ding. Ich meine rücksichtlich der Werke, die dazu taugen. Es scheint, als ob außer dem lebendigsten Leben durchaus nur ein geringer Umfang des Werks dazu erfordert werde."

„Dies kommt daher," nahm Theodor das Wort, „weil der Vorleser durchaus nicht förmlich deklamiren darf, dies ist nach bekannter Erfahrung unausstehlich, sondern die wechselnden Empfindungen, wie sie aus den verschiedenen Momenten der Handlung hervorgehen nur mäßig andeutend im ruhigen Ton bleiben muß, dieser Ton aber wieder auf die Länge eine unwiderstehliche narkotische Kraft übt."

„Meines Bedünkens," sprach Ottmar, „muß die Erzählung, das Gedicht, was im Vorlesen wirken soll, sich ganz dem dramatischen nähern, oder vielmehr ganz dramatisch seyn. Aber wie kommt es denn nun wieder, daß die mehrsten Komödien und Tragödien sich durchaus gar nicht vorlesen lassen, ohne Widerwillen zu erregen und gräßliche Langeweile."

„Eben," erwiederte Lothar, „weil sie ganz undra-

matisch sind, oder weil auf den persönlichen Vortrag des Schauspielers auf dem Theater gerechnet worden und das Gedicht so kraftlos und schwächlich ist, daß es an und für sich selbst in dem Zuhörer kein farbigt Bild mit lebendigen Figuren hervorzurufen vermag, das ihm Theater und Schauspieler reichlich ersetzt. — Aber wir kommen ab von unserm Leander, von dem ich Ottmars Widerspruch unerachtet noch immer keck behaupte, daß er in unsern Kreis aufgenommen zu werden verdient."

„Recht gut," sprach Ottmar, „aber erinnere Dich, liebster Lothar, doch nur gefälligst an alles das, was Dir schon mit Leander geschehen! — Wie er Dich einmal mit einem dicken — dicken dramatischen Gedicht verfolgte, und Du ihm immer auswichst, bis er Dich und mich zu sich einlud und uns bewirthete mit auserlesenen Speisen und köstlichem Wein, um uns nur sein Gedicht beizubringen. Wie ich zwei Akte treulich aushielt und mich rüstete zum dritten, wie Du aber ungeduldig auffuhrst und schwurst, Dir sey übel und weh, und den armen Leander sitzen ließest mit sammt seinen Speisen und seinem Wein. — Erinnere Dich, wie Leander Dich besuchte, wenn mehrere Freunde zugegen. Wie er dann und wann mit Papieren in der Tasche rauschte und mit schlauen Blikken umhersah, damit nur einer sagen sollte: Ey, Sie haben uns gewiß etwas schönes mitgebracht, lieber Herr Leander! Wie Du aber insgeheim uns Alle um Gotteswillen batest, doch nur auf jenes bedrohliche Rauschen nicht zu achten und still zu schweigen. Erinnere Dich, wie Du den guten Leander, der immer ein Trauerspiel im Busen trug, immer bewaffnet, immer schlagfertig, wie Du ihn verglichst mit Meros, der zum Tyrannen schleicht, den Dolch im Busen! — Wie er einmal, als Du ihn hattest einladen müssen, eintrat mit einem dicken Manuskript in der Hand, daß

uns allen Muth und Laune sank. Wie er dann aber mit süßem Lächeln versicherte, nur ein Stündchen könnte er bei uns bleiben, da er früher der und der Madam versprochen bei ihr Thee zu trinken, und ihr sein neuestes Heldengedicht in zwölf Gesängen vorzulesen. Wie wir alle Athem schöpften einer schweren Last entnommen, wie wir, als er das Zimmer verlassen, einstimmig riefen: „Ach, die arme Madam! — die arme unglückliche Madam! —"

„Höre auf," rief Lothar, „Freund Ottmar, alles, dessen Du erwähnst, hat sich in der That begeben, aber unter uns Serapions-Brüdern kann so etwas nicht geschehen. Bilden wir nicht eine tüchtige Opposition gegen alles, was unserm Grundprinzip widerstrebt? — Ich wette, Leander würde sich diesem Prinzip fügen."

„Glaube das ja nicht, lieber Lothar," sprach Ottmar. „Leander hat das mit vielen eitlen Dichtern und Schriftstellern gemein, daß er nicht hören mag, eben deshalb aber nur allein lesen, nur allein sprechen will. Mit aller Gewalt würde er dahin trachten, unsere Abende ganz auszufüllen mit seinen endlosen Werken, jeden Widerstand sehr übel vermerken, so aber alle Gemüthlichkeit zerstören die das schönste Band ist, das uns verknüpft. — Er sprach heute sogar von gemeinschaftlicher litterarischer Arbeit, die wir zusammen unternehmen wollten! — Damit würd' er uns nun vollends ganz entsetzlich plagen! —"

„Ueberhaupt," nahm Cyprian das Wort, „ist es mit dem gemeinschaftlichen Arbeiten ein mißliches Ding. Vollends unausführbar scheint es, wenn mehrere sich vereinen wollen zu einem und demselben Werk. Gleiche Stimmung der Seele, tiefes Hineinschauen, Auffassen der Ideen, wie sie sich aufeinander erzeugen, scheint unerläßlich, soll nicht, selbst bei verabredetem Plan verworrenes barocqes Zeug herauskommen. Ich denke

eben an etwas sehr lustiges in dieser Art. — Vor einiger Zeit beschlossen vier Freunde, zu denen ich auch gehörte, einen Roman zu schreiben, zu dem ein jeder nach der Reihe die einzelnen Kapitel liefern sollte. Der eine gab als Saamenkorn, aus dem alles hervorschießen und hervorblühen sollte, den Sturz eines Dachdeckers vom Thurme herab, an, der den Hals bricht. In demselben Augenblick gebährt seine Frau vor Schreck drei Knaben. Das Schicksal dieser Drillinge, sich in Wuchs, Stellung, Gesicht u. s. w. völlig gleich, sollte im Roman verhandelt werden. Ein weiterer Plan wurde nicht verabredet. Der andere fing nun an und ließ im ersten Kapitel vor dem Einen der Helden des Romans von einer wandernden Schauspielergesellschaft ein Stück aufführen, in dem er sehr geschickt und auf herrliche geniale Weise den ganzen Gang, den die Geschichte wohl nehmen könnte, angedeutet hatte. Hieran mußten sich nun alle halten, und so wäre jenes Kapitel ein sinnreicher Prolog des Ganzen geworden. Statt dessen erschlug der erste (der Erfinder des Dachdeckers) im zweiten Kapitel die wichtigste Person, die der zweite eingeführt, so, daß sie wirkungslos ausschied, der dritte schickte die Schauspielergesellschaft nach Polen und der vierte ließ eine wahnsinnige Hexe mit einem weissagenden Raben auftreten und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung. — Das Ganze blieb nun liegen! —

„Ich kenne,“ sprach Theodor, „ich kenne ein Buch, das auch von mehreren Freunden unternommen, aber nicht vollendet wurde. Es ist mit Unrecht nicht viel in die Welt gekommen, vielleicht weil der Titel nichts versprach, oder weil nöthige Empfehlung mangelte. Ich meine Karls Versuche und Hindernisse *).

*) Ein Roman, der im Jahr 1808 im Verlage der Realschulbuchhandlung in Berlin erschien.

Der erste Theil, welcher nur ans Licht getreten, ist eins der witzigsten, geistreichsten und lebendigsten Bücher, die mir jemals vorgekommen. Merkwürdig ist es, daß darin nicht allein mehrere bekannte Schriftsteller, wie z. B. Johannes Müller, Jean Paul u. a., sondern auch von Dichtern geschaffene Personen, wie z. B. Wilhelm Meister nebst seinem Söhnlein u. a., in ihrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit auftreten."

„Ich kenne," sprach Cyprian, „ich kenne das Buch, von dem Du sprichst, es hat mich gar sehr ergötzt, und ich erinnere mich noch daraus, daß Jean Paul zu einem dicken Manne, den er auf einem Felde im Schweiß seines Angesichts Erdbeeren pflückend antrifft, spricht: Die Erdbeeren müssen recht süß seyn, da sie es sich so sauer darum werden lassen! — Doch wie gesagt, das Zusammentreten zu einem Werk bleibt ein gewagtes Ding. Herrlich ist dagegen die wechselseitige Anregung, wie sie wohl unter gleichgestimmten poetischen Freunden statt finden mag und die zu diesem, jenem Werk begeistert."

„Eine solche Anregung," nahm Ottmar das Wort, „verdanke ich unserm Freunde Severin, der, ist er nur erst, wie zu erwarten steht, hier angekommen, ein viel besserer Serapions-Bruder seyn wird als Leander. — Mit Severin saß ich im Berliner Thiergarten, als sich das vor unsern Augen zutrug, was den Stoff hergab zu der Erzählung, die ich unter dem Titel: Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde aufschrieb, und die ich mitgebracht habe, um sie Euch vorzulesen. Als nehmlich, wie Ihr nachher vernehmen werdet, das schöne Mädchen, das ihr heimlich zugesteckte Brieflein mit Thränen in den Augen las, warf mir Severin leuchtende Blicke zu und flüsterte: das ist etwas für Dich Ottmar! — Deine Phantasie muß die Fittige regen! — Schreibe nur gleich

hin, was es für eine Bewandtniß hat mit dem Mädchen, dem Brieflein und den Thränen! — Ich that das! —"

Die Freunde setzten sich an den runden Tisch, Ottmar zog ein Manuskript hervor und las:

Ein Fragment

aus dem Leben dreier Freunde.

Am zweiten Pfingsttag war das sogenannte Webersche Zelt, ein öffentlicher Ort im Berliner Thiergarten, von Menschen allerlei Art und Gattung, so überfüllt, daß Alexander nur durch unablässiges Rufen und Verfolgen dem verdrießlichen, durch die Menge hin- und hergedrängten Kellner einen kleinen Tisch abzutrotzen vermochte, den er unter die schönen Bäume hinten heraus auf den Platz am Wasser stellen ließ, und woran er mit seinen beiden Freunden Severin und Marzell, die unterdessen, nicht ohne strategische Künste, Stühle erbeutet, in der gemüthlichsten Stimmung von der Welt sich hin setzte. Erst seit wenigen Tagen hatte jeder sich in Berlin eingefunden, Alexander aus einer entfernten Provinz, um die Erbschaft einer alten Tante, die unverheirathet gestorben, in Empfang zu nehmen, Marzell und Severin, um die Civilverhältnisse wieder anzuknüpfen, die sie, den eben beendigten Feldzug mitmachend, so lange aufgegeben. Heute wollten sie sich des Wiedersehens und Wiederfindens recht erfreuen, und, wie es zu geschehen pflegt, nicht der ereignißreichen Vergangenheit, nein! des nächsten Augenblicks, des eben bestehenden Thuns und Treibens im Leben wurde zuerst gedacht." „Wahrhaftig," sprach Alexander, indem er die dampfende Kaffeekanne ergriff und den Freunden einschenkte, „wahrhaftig, wenn Ihr mich sehen solltet, in der abgelege-

nen Wohnung der verstorbenen Tante, wie ich Morgens in finsterm Schweigen pathetisch die hohen, mit düstern Tapeten behängten Zimmer durchwandle, wie dann Jungfer Anne, die Haushälterin der Seligen, ein kleines gespenstisches Wesen, hineinkeucht und hüstelt, die zinnernen Präsentirteller mit dem Frühstück in den zitternden Armen tragend, das sie mit einem seltsamen, rückwärts ausgleitenden Knix auf den Tisch stellt, und dann, ohne ein Wort zu reden, seufzend und auf zu weiten Pantoffeln schlarrend, wie das Bettelweib von Lokarno, sich weg begiebt; wie Kater und Mops, mich mit ungewissen Blicken von der Seite anschielend, ihr folgen, wie ich dann allein von einem melancholischen Papagey angeschnurrt, von nickenden Pagoden dumm angelächelt, eine Tasse nach der andern einschlürfe, und kaum wage, das jungfräuliche Gemach, in dem sonst nur Bernstein- und Mastix-Opfer galten, durch schnöden Tabacksqualm zu entweihen — ja wenn Ihr mich so sehen solltet, Ihr müßtet mich durchaus was weniges für verhext für eine Art Merlin halten. Ich kann Euch sagen, daß nur die leidige Bequemlichkeit, die Ihr schon so oft mir vorwarfet, daran Schuld ist, daß ich gleich, ohne mich nach einer andern Wohnung umzusehen, in das öde Haus der Tante zog, das die pedantische Gewissenhaftigkeit des Testamentsvollziehers zu einem recht unheimlichen Aufenthalt gemacht hat. So wie die wunderliche Person, die ich kaum gekannt, es verordnete, blieb alles bis zu meiner Ankunft in unverändertem Zustande. Neben dem in schneeweißem Linnen und meergrüner Seide prangenden Bette, steht noch das kleine Tabouret, auf dem, wie sonst, das ehrbare Nachtkleid mit der stattlichen vielbebänderten Haube liegt, unten stehen die grandiosen gestickten Pantoffeln und eine silberne hellpolirte Sirene, als Henkel irgend eines unentbehrlichen Geschirrs funkelt unter der mit weißen und bunten

Blumen bestreuten Bettdecke hervor. Im Wohnzimmer liegt die unvollendete Nätherei, die die Selige kurz vor ihrem Hinscheiden unternahm, Arndts wahres Christenthum aufgeschlagen daneben; was aber für mich wenigstens das Unheimliche und Grauliche vollendet, ist, daß in eben demselben Zimmer das lebensgroße Bild der Tante hängt, wie sie sich vor fünf und dreißig bis vierzig Jahren in vollem Brautschmuck malen ließ, und daß, wie mir die Jungfer Anne unter vielen Thränen erzählt hat, sie in eben diesem vollständigen Brautschmuck begraben worden ist." „Welch eine eigne Idee," sprach Marzell, „die aber sehr nahe liegt," fiel ihm Severin ins Wort, „da verstorbene Jungfrauen Christusbräute sind, und ich hoffe, daß niemand so ruchlos seyn wird, diesen auch der bejahrten Jungfrau geziemenden frommen Glauben zu belächeln, wiewohl ich nicht verstehe, warum sich die Tante früher gerade als Braut malen ließ." „So wie mir erzählt worden," nahm Alexander das Wort, „war die Tante einmal wirklich versprochen, ja, der Hochzeittag war da, und sie erwartete in vollem Brautschmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut befunden hatte, mit einem Mädchen, die er früher geliebt, an demselben Tage die Stadt zu verlassen. Die Tante zog sich das sehr zu Gemüthe, und ohne im mindesten verwirrten Verstandes zu seyn, feierte sie von Stund an den Tag des verfehlten Ehestandes auf eigne Weise. Sie legte nehmlich früh Morgens den vollständigen Brautstaat an, ließ, wie es damals geschehen, in dem sorgfältig gereinigten Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaum-Tischchen stellen, darauf Chokolade, Wein und Gebackenes für zwei Personen serviren und harrte, indem sie seufzend und leise klagend im Zimmer auf- und abging, bis zehn Uhr Abends des Bräutigams. Dann betete sie eifrig, ließ sich entkleiden und ging still in sich gekehrt

zu Bette.“ „Das kann nun,“ sprach Marzell, „mich bis in das Innerste rühren. Weh' dem Treulosen, der der Armen diesen nie zu verwindenden Schmerz bereitete.“ „Die Sache,“ erwiederte Alexander, „hat eine Kehrseite. Den Mann, den Du treulos schiltst und der es bleibt, mochte er auch Gründe dazu haben wie er wollte, warnte doch wohl zuletzt ein guter Genius, oder wenn Du willst, ein besserer Sinn wurde Meister über ihn. Er hatte nur nach der Tante schnödem Mammon getrachtet, denn er wußte, daß sie herrschsüchtig, zänkisch, geizig, kurz ein arger Quälgeist war.“

„Mag das seyn,“ sprach Severin, indem er die Pfeife auf den Tisch legte, und mit über einander geschränkten Armen sehr ernst und nachdenklich vor sich hinschaute, „aber konnte denn die stille rührende Todtenfeier, die resignirte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treulosen anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüthe kommen, dem jene irdischen Gebrechen, wie Du sie der armen Tante vorwirfst, fremd seyn müssen? Ach! wohl oft mag jene Verbitterung, der wir, hart im Leben angegriffen, kaum zu widerstehen vermögen, wohl oft mag sie mißgestaltet hervorgetreten seyn, daß es, auf alles, was die Alte umgab, so verstörend wirkte; aber ein Jahr voll Plage hätte jener wiederkehrende fromme Tag für mich wenigstens gut gemacht.“ „Ich gebe Dir Recht, Severin,“ sprach Marzell; „die alte Tante, der der Herr eine fröhliche Urständ geben möge, kann nicht so böse gewesen seyn, wie Alexander, doch nur von Hörensagen, behauptet. Mit im Leben und durch das Leben verbitterten Personen mag ich indessen auch nicht viel zu thun haben; und es ist besser, daß Freund Alexander sich an der Geschichte von der Hochzeits-Todtenfeier der Alten erbaut und die gefüllten Kisten und Kasten durchstöbert, oder das reiche Inventarium beäugelt, als daß er die

verlassene Braut lebendig im Brautschmuck des Geliebten harrend, um ihren Chokoladentisch wandeln sieht. Heftig setzte Alexander die Tasse Kaffee, die er an den Mund gebracht, ohne zu trinken wieder auf den Tisch, und rief, indem er die Hände zusammenschlug: „Herr des Himmels! bleibe mir weg mit solchen Gedanken und Bildern, es ist mir wahrhaftig hier im lieben hellen Sonnenschein so zu Muthe, als werde mitten aus jener Gruppe von jungen Mädchen dort die alte Tante im Brautschmuck recht gespenstisch hervorgucken.“ „Dieses grauliche Gefühl,“ sprach Severin leise lächelnd, und die kleinen blauen Wölkchen aus der Pfeife, die er wieder genommen, schnell weghauchend, „dieses grauliche Gefühl ist die gerechte Strafe Deines Frevels, da Du von der Seligen, die Dir im Tode Gutes erzeigt, schlecht gesprochen.“ „Wißt Ihr wohl, Leute,“ fing Alexander wiederum an, „daß es mir scheint, als wäre die Luft in meiner Wohnung so von dem Geist und Wesen der alten Jungfer imprägnirt, daß man nur ein paarmal vier und zwanzig Stunden drinnen gewesen seyn darf, um selbst etwas davon wegzubekommen?“ Marzell und Severin schoben in dem Augenblick ihre leere Tassen Alexandern hin, der mit Geschicklichkeit und Umsicht den Zucker in gehörigem Verhältniß vertheilte, eben so mit Kaffee und Milch verfuhr, und also weiter sprach: „Schon daß mir das, meiner Art und Weise ganz fremde Talent des Kaffee-Einschenkens mit einem Mal zugekommen; daß ich, als gält' es der Uebung meines Berufs, gleich die Kanne ergriff, daß ich des geheimen Verhältnisses der Süße und der Bitterkeit mächtig bin, daß ich kein Tröpfchen vergieße, schon daß muß Euch, Ihr Leute! besonders und geheimnißvoll vorkommen, aber Ihr werdet noch mehr erstaunen, wenn ich Euch sage, daß sich bei mir ein besonderes Wohlgefallen, an blankgescheuertem Zinn und Kupfer, an Linnen, an silberner

Geräthschaft, an Porzellain und Gläsern, kurz an einer eingerichteten Wirthschaft, wie sie im Nachlaß der Tante vorhanden, eingefunden hat. Ich schaue das alles mit einer gewissen Behaglichkeit an, und mir ist es plötzlich so, als sey es hübsch, mehr zu besitzen, als ein Bett, einen Tisch, einen Schemel, einen Leuchter und ein Tintenfaß! — Mein Herr Testamentsvollzieher lächelt und meint, ich dürfe nun nach gerade heirathen, ohne mich um etwas anders zu bekümmern, als um die Braut und um den Prediger. Im Herzen meint er denn nun wohl weiter, daß die Braut nicht weit zu suchen seyn dürfte. Er hat nehmlich selbst ein Töchterlein, ein ganz kleines putziges Ding mit großen Augen, die noch kindlich und kindisch thut, wie Gurli mit naiven Redensarten um sich wirft und herumhüpft, wie eine Bachstelze. Das mag nun vor sechszehn Jahren ihr, vermöge der kleinen Elfenfigur, recht gut gestanden haben, aber jetzt im zwei und dreißigsten Jahre wird einem ganz bange und unheimlich dabei." „Ach," rief Severin, „und doch ist diese verderbliche eigene Mystifikation so natürlich! — Wo ist der Punkt zu finden, in dem ein Mädchen, das sich durch irgend eine Eigenthümlichkeit im Leben festgestellt hat, plötzlich sich selbst sagen soll: „ich bin nicht mehr das, was ich war; die Farben, in die ich mich sonst putzte, sind frisch und jugendlich geblieben, aber mein Antlitz ist verbleicht: Darum — man dulde! — man ertrage!" Mir flößt ein solches, doch nur in harmloser Verirrung befangenes Mädchen, Gefühle der tiefsten Wehmuth ein, und schon deshalb könnte ich mich tröstend ihr anschmiegen. „Du merkst, Alexander," sprach Marzell, „daß Freund Severin heute in seiner duldsamen Stimmung ist. Erst hat er sich der alten Tante angenommen, jetzt flößt ihn Deines Testamentsvollziehers — es ist ja doch wohl der Kriegsrath Falter — ja jetzt flößt ihm Falters zwei und dreißigjähriges Al-

räunchen, die ich recht gut kenne, wehmüthige Gefühle ein, und er wird Dir gleich rathen, sie zur Frau zu nehmen, um sie nur der unheimlichen Naivität zu entreißen, denn der wird sie, wenigstens Hinsichts Deiner, gleich nach dem Jawort entsagen. Aber thu' es nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß kleine naive Personen der Art bisweilen oder vielmehr gar oft etwas kätzlicher Natur sind, und aus dem Sammtpfötchen, womit sie Dich vor dem Priestersegen streichelten, bald nachher bei schicklicher Gelegenheit gar nicht unebne Krallen hervorspringen lassen. „Herr des Himmels!" unterbrach Alexander den Freund, „welch' Geschwätz! Weder Falters naives zwei und dreißigjähriges Alräunchen, noch sonst ein Gegenstand, sey er zehnmal so hübsch und jung und reizend als sie, kann mich verlocken, die goldenen Jahre jugendlicher Freiheit, die ich nun erst, da mir Geld und Gut zugefallen, recht nutzen will, mir selbst muthwillig zu verderben. In der That, die alte bräutliche Tante wirkt so spukhaft auf mich ein, daß ich unwillkürlich mit dem Worte B r a u t ein unheimliches, graulichesfreudestörendes Wesen verbinde." „Ich bedaure Dich," sprach Marzell, „was mich betrifft, so fühle ich, denke ich mir ein bräutlich geschmücktes Mädchen, süße heimliche Schauer mich durchbeben, und sehe ich solch' ein Wesen dann wirklich, so ist es mir, als müsse mein Geist sie mit einer höhern Liebe, die nichts gemein hat mit dem Irdischen, umfassen." „O ich weiß es schon," erwiederte Alexander, „Du verliebst Dich in der Regel in alle Bräute, und oft steht in dem Sanktuario, das Du phantastischer Weise in Deinem Innern angelegt, wohl auch schon die Geliebte eines Andern." „Er liebt mit den Liebenden," sprach Severin, „und darum liebe ich ihn so herzlich!" — „Ich werde ihm," rief Alexander lachend, „die alte Tante über den Hals schicken, und so mich von einem Spuk befrein, der

mir lästig ist. — Ihr schaut mich mit fragenden Blikken an? — Nun ja doch! — die alte Jungfern-Natur läßt sich in mir auch dadurch verspüren, daß ich an einer ganz unerträglichen Gespensterfurcht leide, und mich gebehrde wie ein kleiner Bube, den die Wartfrau mit irgend einem Mummel ängstigt. Es passirt mir nehmlich nichts Geringeres, als daß ich oft am hellen Tage, vorzüglich in der Mittagsstunde, wenn ich in die großen Kisten und Kasten schaue, dicht neben mir der alten Tante spitze Nase erblicke und ihre langen dürren Finger, wie sie hineinfahren in die Wäsche, in die Kleider und darin wühlen. — Nehme ich wohlgefällig ein Kesselchen herab oder eine Kasserolle, so schütteln sich die übrigen, und ich denke, nun wird die gespenstische Hand mir gleich ein anderes Kesselchen oder Kasserollchen präsentiren. Da werfe ich alles bei Seite, und renne, ohne mich umzuschauen, nach dem Zimmer zurück und singe oder pfeife durch's geöffnete Fenster auf die Straße heraus, worüber sich Jungfer Anne sichtlich ärgert. Daß nun aber die Tante in der That jede Nacht punkt zwölf Uhr umherwandelt, steht fest." Marzell lachte laut auf, Severin blieb ernst und rief: „Erzähle nur; am Ende läufts auf eine Abgeschmacktheit hinaus, denn wie solltest Du bei Deiner entsetzlichen Aufklärung zum Geisterseher werden." „Nun Severin," fuhr Alexander fort, „und Du Marzell, Ihr wißt beide, daß niemand sich mehr gesträubt hat gegen allen Gespensterglauben, als ich. Niemals in meinem Leben, bis jetzt, ist mir das mindeste Außerordentliche begegnet, und selbst die sonderbare, Sinn und Geist in körperlichen Schmerz lähmende Angst, die die Nähe des fremden geistigen Prinzips aus einer andern Welt verursachen soll, blieb mir fremd. Hört aber nur, was mir geschah in der ersten Nacht, als ich eingetroffen." „Erzähle leise," sprach Marzell," denn mich dünkt, hier unsere Nachbarschaft

müht sich zuzuhören und zu verstehen.“ „Das soll sie,“ erwiederte Alexander, „um so weniger, als ich eigentlich auch Euch meine Gespenstergeschichte verschweigen wollte, Doch — ich will nun einmal erzählen! Also! — Jungfer Anne empfing mich ganz in Schmerz und Trauer aufgelöst. Den silbernen Armleuchter in der zitternden Hand ächzte und keuchte sie vor mir her durch die öden Zimmer bis ins Schlafgemach. Hier mußte der Postknecht meinen Koffer absetzen. Der Kerl, indem er das reichliche Trinkgeld mit einem: Schön Dank, sehr weitläuftig, den breiten Rock zurückschlagend, in die Hosentasche hineinschob, sah sich mit lachendem Gesicht im Zimmer um, bis sein Blick auf das hoch aufgethürmte Bett mit den meergrünen Gardinen fiel, von dem ich schon vorhin sprach. „Tausend — tausend!“ rief er nun, „da wird der Herr schön ruhen, besser wie im Postwagen, und da liegt ja auch schon Schlafrock und Mützchen!“ — Der Ruchlose meinte der Tante ehrbares Nachtkleid. Jungfer Anne ließ, wie zusammensinkend, beinahe den silbernen Leuchter fallen, ich ergriff ihn schnell und leuchtete dem Postknecht hinaus, der sich mit einem schelmischen Blick auf die Alte entfernte. Als ich zurückkam, zitterte und bebte Jungfer Anne, sie glaubte, nun würde das Entsetzliche geschehen, nehmlich ich würde sie fortschicken, und ohne Umstände das jungfräuliche Bett einnehmen. Sie lebte auf, als ich höflich und bescheiden erklärte, daß ich nicht gewohnt sey, in solchen weichen Betten zu schlafen, und daß sie mir, so gut es ginge, ein schlichtes Lager im Wohnzimmer bereiten möge. Das Entsetzliche unterblieb auf diese Weise, doch das Unerhörte geschah, nehmlich Jungfer Anna's gramverschrumpftes Gesicht heiterte sich auf, wie seitdem nicht mehr, zum holdseligen Lächeln; sie tauchte herab zur Erde mit ihren langen knochendürren Armen, fingerte geschickt die niedergetretenen Hin-

tertheile der Pantoffeln herauf an die spitzen Fußhakken, und trippelte mit einem leisen, halb furchtsamen, halb freudigen: „Sehr wohl mein geehrter junger Herr!“ zur Thür hinaus. Da ich gedenke einen langen Schlaf zu thun, bitt' ich um Kaffee erst zur neunten Stunde. So beinahe mit Wallensteins Worten entließ ich die Alte. Todmüde, wie ich war, glaubt' ich vom Schlaf gleich überwältigt zu werden, doch ihm widerstanden die mannigfaltigen Ideen und Gedanken, die sich in mir zu kreuzen begannen. Erst jetzt trat mich der schnelle Wechsel meiner Lage recht lebendig an. Erst jetzt, das neue Besitzthum wirklich besitzend und in ihm verweilend, wurde es mir klar, daß, aus drükkender Bedürftigkeit herausgerissen, das Leben sich mir in wohlthuender Behaglichkeit erschließe. Des Nachtwächters widrige Pfeife quäckte — eilf — zwölf — ich war so munter, daß ich das Picken meiner Taschenuhr, daß ich das leise Zirpen eines Heimchens vernahm, das sich irgendwo eingenistet haben mußte. Aber mit dem letzten Schlage zwölf einer aus der Ferne dumpf tönenden Thurmuhr fing es an, in dem Zimmer mit leisen abgemessenen Tritten auf- und abzuwandeln, und bei jedem Tritt ließ sich ein ängstliches Seufzen und Stöhnen hören, das steigend und steigend den herzzerschneidenden Lauten eines von der Todesnoth bedrängten Wesens zu gleichen begann. Dabei schnüffelte und kratzte es an der Thür des Nebenzimmers, und ein Hund winselte und jammerte, wie in menschlichen Tönen. Ich hatte den alten Mops, der Tante Liebling, schon Abends vorher bemerkt, seine Klage vernahm ich jetzt unstreitig. Ich fuhr auf von meinem Lager; ich blickte mit offenen starren Augen in das vom Nachtschimmer matt erleuchtete Gemach hinein; Alles, was darin stand, sah ich deutlich, nur keine auf- und abwallende Gestalt, und doch vernahm ich die Tritte, und doch seufzte und stöhnte es, wie

zuvor, dicht vor meinem Lager vorbei. Da ergriff mich plötzlich jene Angst der Geisternähe, die ich nie gekannt, ich fühlte, wie kalter Schweiß auf der Stirn tropfte und wie in seinem Eise gefroren mein Haar sich emporsprießte. Nicht vermögend, ein Glied zu rühren, den Mund zum Schrei des Entsetzens zu öffnen, strömte das Blut rascher in den hüpfenden Pulsen, und erhielt den inneren Sinn wach, der nur nicht über die äußeren, wie im Todeskampf erstarrten Organe zu gebieten vermochte. Plötzlich schwiegen die Tritte, so wie das Stöhnen; dagegen hüstelte es dumpf, die Thüre eines Schrankes knarrte auf, es klapperte wie mit silbernen Löffeln; dann war es, als würde eine Flasche geöffnet und in den Schrank gestellt, wie wenn jemand etwas verschluckt — ein seltsames widriges Räuspern — ein lang gedehnter Seufzer. — In dem Augenblick wankte eine lange weiße Gestalt aus der Wand hervor; ich ging unter in dem Eisstrom des tiefsten Entsetzens, mir schwanden die Sinne. —

Ich erwachte mit dem Ruck des aus der Höhestürzens; diese gewöhnliche Traumerscheinung kennt Ihr alle, aber das eigene Gefühl, das mich nun erfaßte, vermag ich kaum Euch zu beschreiben. Ich mußte mich erst darauf besinnen, wo ich mich befand, dann war es mir, als sey etwas Entsetzliches mit mir vorgegangen, dessen Erinnerung ein langer tiefer Todesschlaf weggelöscht hätte. Endlich kam mir alles nach und nach in den Sinn, indessen hielt ich es für einen spukhaften Traum, der mich geneckt. Als ich nun aufstand, fiel mir zuerst das Bild der bräutlich geschmückten Jungfrau, ein lebensgroßes Kniestück ins Auge, und kalter Schauer fröstelte mir den Rücken herab, denn es war mir, als sey diese Gestalt mit lebhaften kennbaren Zügen in der Nacht auf- und abgeschritten; doch der Umstand, daß sich in dem ganzen

Zimmer kein einziger Schrank befand, bestätigte es mir auf's Neue, daß ich nur geträumt habe. Jungfer Anna brachte den Kaffee, sie blickte mir länger und länger ins Gesicht und sprach dann: „Ei du lieber Gott, wie sehen Sie doch so krank und blaß aus, es ist Ihnen doch nichts passirt?" — Weit entfernt, der Alten nur das mindeste von meinem Spuk merken zu lassen, gab ich vor, daß ein heftiges Brustdrücken mich nicht habe schlafen lassen. „Ei," lispelte die Alte, „das ist der Magen, das ist der Magen, ei, ei, dafür wissen wir Rath!" — Und damit schlarrte die Alte auf die Wand zu, öffnete eine von mir nicht bemerkte Tapetenthür, und ich sah in einen Schrank, in welchem sich Gläser, kleine Flaschen und ein paar silberne Löffel befanden. Nun nahm die Alte klappernd und klirrend einen Löffel heraus, dann öffnete sie eine Flasche, tröpfelte etwas von dem darin enthaltenen Saft in den Löffel, setzte sie wieder in den Schrank und wankte auf mich zu. Ich schrie auf, vor Entsetzen, denn der vorigen Nacht spukhafte Erscheinungen traten ins Leben. „Nun, nun," schnarrte die Alte mit seltsam schmunzelndem Gesicht, „lieber junger Herr! es ist ja nur eine tüchtige Medizin; die selige Mamsell litt auch am Magen und nahm dergleichen öfters!" Ich ermannte mich und schluckte das kräftig brennende Magenelixir hinunter. Mein Blick war starr auf das Bild der Braut gerichtet, das gerade über dem Wandschrank hing. Wen stellt das Bild dort vor, fragte ich die Alte. „Ei du mein lieber Gott, das ist ja die selige Mamsell Tante!" erwiederte die Alte, indem ihr die Thränen aus den Augen stürzten. Der Mops fing an zu winseln, wie in der Nacht, und mit Mühe das innere Erbeben beherrschend, mit Mühe Fassung erringend sprach ich: Jungfer Anna, ich glaube, die selige Tante war in voriger Nacht um zwölf Uhr an dem Wandschrank dort und nahm

Tropfen? Die Alte schien gar nicht verwundert, sondern sprach leise, indem eine seltsame Todtenbleiche den letzten Lebensfunken aus dem verschrumpften Gesicht weglöschte: „Haben wir denn heute wieder Kreuzerfindungstag? Der dritte Mai ist ja längst vorüber!" — Es war mir nicht möglich weiter zu fragen; die Alte entfernte sich, ich zog mich schnell an, ließ das Frühstück unberührt stehen und rannte hinaus in das Freie, um nur den grauenhaften träumerischen Zustand, der sich meiner auf's neue bemächtigen wollte, los zu werden. Ohne daß ich es befohlen, hatte die Alte am Abend mein Bett in ein freundliches Kabinett nach der Straße heraus getragen. Ich habe kein Wort weiter über den Spuk mit der Alten gesprochen, noch vielweniger dem Kriegsrath etwas davon erzählt, thut mir den Gefallen und schweigt auch darüber, sonst gäb' es nur ein ärgerliches Geschwätz, ein Erkundigen und Fragen ohn' Ende und Ziel, und wohl gar lästige Nachforschungen geisterkundiger Dilettanten. Selbst in meinem Kabinett glaub' ich jede Nacht Punkt zwölf Uhr die Tritte und das Stöhnen zu hören, doch will ich noch einige Tage dem Grauen widerstehen und dann zusehen, wie ich ohne vielen Rumor das Haus verlassen und eine andere Wohnung finden kann." —

Alexander schwieg, und erst nach einigen Sekunden hob Marzell an: „Das mit der alten spukhaften Tante ist wunderbar und graulich genug, aber so sehr ich daran glaube, daß ein fremdes geistiges Prinzip sich uns auf diese oder jene Weise kund thun kann, so läuft mir doch Deine Geschichte zu sehr ins Gemeinmaterielle; die Tritte, das Seufzen und Stöhnen, alles das lasse ich gelten, aber daß die Selige, wie im Leben, Magentropfen zu sich nimmt, das gemahnt mich an jene nach dem Tode wiederkehrende Frau, die, wie ein Kätzchen, am verschlossenen Fenster herumklirrte."

„Das ist nun," sprach Severin, „wieder eine uns ganz eigene Mystifikation, daß wir, nachdem wir die mögliche Kundmachung des fremden geistigen Prinzips durch wenigstens scheinbares Einwirken auf unsere äußeren Sinne festgestellt, nun auch gleich diesem Prinzip eine gehörige Education geben und es darüber belehren wollen, was ihm anständig sey oder nicht. Nach Deiner Theorie, lieber Marzell! darf ein Geist mit Pantoffeln einhergehen, seufzen, stöhnen, nur keine Flasche öffnen oder gar ein Schlückchen nehmen. Hier ist nun zu bemerken, daß unser Geist im Traum an das höhere, nur in Ahnungen sich gestaltende Seyn oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieses aber dadurch auf bittere Weise zu ironisiren weiß. Kann diese Ironie, die tief in der, ihrer Entartung sich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entzogenen Psyche eigen seyn, wenn ihr Rückblicke in den verlassenen Körper vergönnt sind? So würde das lebhafte Wollen und Einwirken des fremden geistigen Prinzips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erscheinung bedingen, die er mit äußeren Sinnen wahrzunehmen glaubt, und es wäre doch komisch, wenn wir diesen Erscheinungen irgend eine sittliche Norm nach unserer Art geben wollten. Merkwürdig ist es, daß Nachtwandler, aktive Träumer, oft in den gemeinsten Funktionen des Lebens befangen sind; denkt nur an jenen, der in jeder Vollmondsnacht sein Pferd aus dem Stalle zog, es sattelte, wieder absattelte, in den Stall zurückführte, und dann das verlassene Bett suchte. — Allein, was ich sage, sind nur membra disjecta, ich meine aber nur" — „Du glaubst also doch an die alte Tante?" unterbrach der ziemlich erblaßte Alexander den Freund. „Was wird er nicht glauben," rief Marzell: „bin ich denn nicht auch ein Gläubiger, wie wohl kein so ausgemachter entschiedener Visionair, wie

unser Severin? Nun will ich's auch aber länger nicht verhehlen, daß mich in meiner Wohnung ein beinahe noch ärgerer Spuk, als wie ihn Freund Alexander erfuhr, bis auf den Tod erschreckt hat." „Ist es mir denn besser gegangen?" murmelte Severin. — „Gleich, nachdem ich angekommen," fuhr Marzell fort, „miethete ich in der Friedrichsstraße ein nettes meublirtes Zimmer; wie Alexander warf ich mich todtmüde auf's Lager; doch kaum mochte ich wohl eine Stunde geschlafen haben, als es mir wie ein heller Schein auf die geschlossenen Augenlieder brannte. Ich öffne die Augen und — denkt Euch mein Entsetzen! dicht vor meinem Bette steht eine lange hagre Figur, mit todtbleichem, graulich verzogenem Gesicht, und starrt mich an mit hohlen gespenstischen Augen. Ein weißes Hemde hängt der Gestalt um die Schultern, so daß die Brust ganz entblößt ist, die mir blutig scheint; in der linken Hand trägt sie einen Armleuchter mit zwei angezündeten Kerzen, in der rechten ein großes, mit Wasser gefülltes Glas. — Sprachlos starrte ich das gespenstische Unwesen an, das Leuchter und Glas mit schauerlich winselnden Tönen in großen Kreisen zu schwingen begann. Wie es Alexander beschrieben, so packte auch mich die Gespensterfurcht. — Langsamer und langsamer schwang das Gespenst Leuchter und Glas, bis beides still stand. Nun war es mir, als flüstere ein leiser Gesang durch das Zimmer, da entfernte sich die Gestalt mit seltsam grinsenden Lächeln langsamen Schrittes durch die Thüre. Lange dauerte es, bis ich mich ermannte, schnell aufsprang und die Thüre, die ich, wie ich nun bemerkte, vor dem Schlafengehen zu verschließen vergessen, abriegelte. Wie oft war es mir im Felde geschehen, daß unvermuthet ein fremder Mensch vor meinem Bette stand, wenn ich die Augen aufschloß; nie hatte mich das erschreckt; daß hier also etwas Außerordentliches, und zwar Gespenstisches vorwalten müsse,

davon war ich fest überzeugt. Am andern Morgen wollte ich zu meiner Wirthin herab, um ihr zu erzählen, welch' eine grauliche Erscheinung mir den Schlaf verstört habe. Indem ich zur Stube heraus in den Flur trat, öffnete sich die Thür mir gegenüber, und eine hagre große Gestalt, in einen weiten Schlafrock gewickelt, kam mir entgegen. Im ersten Augenblicke erkannte ich das todtenbleiche Gesicht, und die hohlen düstern Augen des Unholds von der vorigen Nacht her, und unerachtet ich nun wohl wußte, daß das Gespenst bei ähnlicher Gelegenheit geprügelt oder herausgeworfen werden könne, so fühlte ich doch die Schauer der Nacht in mir nachbeben, und ich wollte schnell die Treppe herabschlüpfen. Der Mann vertrat mir aber den Weg, faßte mich sanft bei der Hand und fragte, indem ein gutmüthiges Lächeln sein Gesicht überflog, mit leisem freundlichen Ton: „O mein sehr werther Herr Nachbar! wie haben Sie doch diese Nacht in der neuen Wohnung zu ruhen beliebt?" — Ich stand gar nicht an, ihm mein Abentheuer ausführlich zu erzählen und hinzuzufügen, daß ich glaube, er selbst sey die Gestalt gewesen, und daß ich mich nun freue, ihn nicht, im Wahn eines Ueberfalls in feindlicher Stadt, woran ich leicht denken können vom Feldzuge her, auf empfindliche Weise verjagt zu haben. In der Zukunft vermöge ich nicht dafür zu stehen. Während meiner Erzählung schüttelte der Mann lächelnd mit dem Kopf und sprach, als ich geendet, sehr sanft: „O mein werthester Herr Nachbar, nehmen Sie es doch ja nur nicht übel! — Ey, ey! — ja ich dachte gleich, daß es so kommen müßte, und ich wußte ja auch schon heute Morgen, daß es so gekommen war, denn ich befand mich so wohl, so im Innersten beruhigt. — Ich bin ein etwas ängstlicher Mann, wie sollte das aber auch anders seyn! — Auch sagt man, daß übermorgen —" mit dieser Wendung ging

er über zu gewöhnlichen Stadtneuigkeiten, denen andere Notizen folgten, die für den Fremden oder Angekommenen von Werth seyn mußten, und die er lebendig und oft nicht ohne Würze seiner Ironie vorzutragen wußte. Ich kam, da mich nun der Mann recht zu interessiren anfing, jedoch wieder zurück auf die Begebenheit der Nacht und bat ihn, mir nur ohne weitere Umstände zu sagen, was ihn vermocht haben könne, auf so seltsame unheimliche Weise meinen Schlaf zu verstören. „Ach nehmen Sie es doch nur ja nicht übel, werthester Herr Nachbar,“ so fing er auf's neue an, „daß ich mich, ohne es einmal recht zu wissen, erdreistet. — Es war nur, um von Dero Gesinnungen gegen mich unterrichtet zu seyn, ich bin ein ängstlicher Mann; eine neue Nachbarschaft kann mir hart zusetzen, ehe ich weiß, wie ich daran bin mit ihr.“ — Ich versicherte dem sonderbaren Menschen, daß ich bis jetzt kein Wort von Allem verstehe; da nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Zimmer. „Warum soll ich es Ihnen verhehlen, lieber Herr Nachbar,“ sprach er, indem er mit mir in das Fenster trat, „warum es ableugnen, welch' eine sonderbare Gabe mir inwohnt. Gott ist mächtig in den Schwachen, und so wurde mir armen, jedem Pfeil der Widersacher bloßgestellten Mann, zum Schutz und Trutz, die wunderbare Kraft verliehen, unter gewissen Bedingungen in das Innerste der Menschen zu schauen und ihre geheimsten Gedanken zu errathen. Ich ergreife nehmlich dies reine sonnenhelle, mit destillirtem Wasser gefüllte Glas, (er nahm einen Pokal von der Fensterbank herab, es war derselbe, den er vorige Nacht in der Hand trug) richte Sinn und Gedanken auf die Person, deren Inneres ich zu errathen strebe, und bewege das Glas in bestimmten, mir nur bewußten Schwingungen hin und her. Alsbald steigen kleine Bläschen im Glase auf und nieder, die sich wie die

Folie eines Spiegels formen, und bald ist es, als wenn, indem ich hineinschaue, mein eigener innerer Geist sich vernehmbar und leserlich darin abspiegle, wiewohl ein höheres Bewußtseyn, Bild und Abspiegelung für jenes fremde Wesen, auf das der Sinn gerichtet war, anerkennt. Oft, wenn mich die Annäherung eines fremden, noch unerforschten Wesens zu sehr ängstigt, kommt es, daß ich zur Nachtzeit operire, und dies ist wohl in voriger Nacht der Fall gewesen; denn gestehen muß ich offenherzig, daß Sie mir gestern Abend nicht wenig Unruhe verursachten." Plötzlich schloß mich der wunderliche Mann in seine Arme, indem er wie begeistert ausrief: „Aber welche Freude, daß ich sobald ihre gütigen Gesinnungen für mich erkannte. O mein bester, werthester Herr Nachbar, sollte ich mich denn irren — nicht wahr? wir verlebten schon glückliche vergnügte Tage auf Ceylon; es kann kaum zweihundert Jahre her seyn?" — Nun verwikkelte sich der Mann in die wunderlichsten Kombinationen, ich wußte zur Gnüge, wen ich vor mir hatte, und war froh, als ich, nicht ohne Mühe, mich von ihm losgewunden. Auf nähere Nachfrage bei der Wirthin erfuhr ich dann, daß mein Nachbar, so lange als vielseitig ausgebildeter Gelehrter und tüchtiger Geschäftsmann geschätzt, vor kurzer Zeit in tiefe Melancholie verfiel, in der er wähnte, daß Jeder feindliche Absichten gegen ihn in sich trage, und ihn auf diese oder jene Weise zu verderben suche, bis er mit einem Male das Mittel gefunden zu haben glaubte, seine Feinde zu erkennen und sich gegen sie sicher zu stellen, worauf er in den jetzigen heitern beruhigten Zustand des fixen Wahnsinns überging. Er sitzt beinahe den ganzen Tag am Fenster und experimentirt mit dem Glase; sein ursprünglich guter harmloser Charakter offenbart sich darin, daß er beinahe jedesmal gute Gesinnungen zu erkennen glaubt, und daß er, erscheint

ihm irgend ein Charakter zweifelhaft oder bedenklich, nicht zornig wird, sondern nur in sanfte Traurigkeit geräth. Daher ist sein Wahnsinn auch ganz unschädlich, und sein älterer Bruder, der ihn bevormundet, mag ihn ruhig ohne genauere Aufsicht für sich wohnen lassen, wo es ihm gefällt. „Deine Erscheinung," sprach Severin, „gehört also recht eigentlich in Wagners Gespensterbuch, da sich die Erklärung, wie alles natürlich zugegangen, und wie Deine Phantasie das Beste dabei gethan hat, sich eben so wie in den gemeinen Geschichten jenes nüchternsten aller Bücher, langweilig nachschleppt." „Willst Du," erwiederte Marzell, „durchaus nur Gespenster, so hast Du Recht, übrigens ist aber mein Wahnsinniger, mit dem ich jetzt auf dem besten Fuß von der Welt stehe, eine höchst interessante Erscheinung, und nur das Einzige gefällt mir nicht, daß er anfängt auch andern fixen Ideen Raum zu geben, z. B. daß er König auf Amboina gewesen, in Gefangenschaft gerathen, und funfzig Jahre hindurch als Paradiesvogel für Geld gezeigt worden ist. So was kann zur Tollheit führen. Ich erinnere mich eines Menschen, der im ruhigen friedlichen Wahnsinn jede Nacht als Mond schien, sofort aber in Tollheit gerieth, als er auch des Tages als Sonne aufgehen wollte." „Aber Ihr Leute," rief Alexander, „was sind das heute für Gespräche hier mitten unter tausend geputzten Feiertagsgästen im hellen Sonnenschein? — Nun fehlte es noch, daß Severin, der mir auch zu düster und nachdenkend aussieht, noch viel Graulicheres, als wir, in diesen Tagen erlebt hätte, und es uns auftischte." „In der That," fing Severin an, Gespenster habe ich nicht gesehen, aber wohl ist mir die unbekannte, unheimliche Macht so nahe getreten, daß ich schmerzlich die Bande gefühlt habe, womit sie mich und uns alle umstrickt hält." „Hab ich's nicht gleich gedacht," sprach Alexander zu Marzell, „daß

Severins eigene Stimmung in irgend etwas Besonderem ihren Grund finden müsse?" — „Wir werden sogleich viel Fabelhaftes hören," erwiederte Marzell lachend, worauf Severin bemerkte: „Hat Alexanders selige Tante Magentropfen eingenommen, hat der geheime Secretair Nettelman, denn das ist der Wahnsinnige, den ich längst kenne, Marzells gute Gesinnungen in einem Glase Wasser erblickt, so wird es mir doch erlaubt seyn, einer seltsamen Ahnung zu erwähnen, die geheimnißvoller Weise, als Blumenduft gestaltet, mir ins Leben trat. — Ihr wißt, daß ich in dem entfernteren Theil des Thiergartens dem Hofjäger nahe wohne. Gleich den ersten Tag, als ich angekommen" — — — In dem Augenblick wurde Severin durch einen alten, sehr wohlgekleideten Mann unterbrochen, der höflich bat, ihm doch durch weniges Vorrücken des Stuhls freien Durchgang zu verschaffen. Severin stand auf und der Alte führte freundlich grüßend eine ältliche Dame, die seine Frau schien, vorüber; ihnen folgte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe. Severin wollte sich eben hinsetzen, als Alexander leise rief: „Halt, das Mädchen dort scheint noch zur Familie zu gehören!" Die Freunde erblickten eine wunderherrliche Gestalt, die mit zögernden ungewissen Schritten, mit rückwärts gewandtem Kopf sich näherte. Augenscheinlich suchte sie jemanden wieder zu finden, den sie vielleicht vorübergehend bemerkt hatte. Gleich darauf schlüpfte auch ein junger Mann durch die Menge dicht an sie heran und drückte ein Zettelchen ihr in die Hand, das sie schnell im Busen verbarg. Der Alte hatte unterdessen nicht weit von den Freunden einen so eben verlassenen Tisch in Beschlag genommen, und demonstrirte dem flüchtigen Kellner, den er bei der Jacke festhielt, sehr weitläufig, was er alles herbeibringen solle; die Frau klopfte sorglich den Staub von den Stühlen, und so gewahrten sie die Zögerung

der Tochter nicht, die ohne Severins Artigkeit, der noch immer mit zurückgeschobenem Stuhl stehen geblieben, im mindesten zu beachten jetzt schnell sich zu ihnen gesellte. Sie setzte sich so, daß die Freunde, ihr, troz des tiefen Strohhuts, gerade in das wunderliebliche Gesicht, in die dunkel-sehnsüchtigen Augen blikken konnten. In ihrem ganzen Wesen, in jeder Bewegung lag etwas unendlich Anmuthiges Reizendes; sie war nach der letzten Mode sehr geschmackvoll, für den Spaziergang beinahe zu elegant gekleidet, und doch war an irgend eine Ziererei, wie sie sonst sehr geputzten Mädchen wohl eigen, gar nicht zu denken. Die Mutter grüßte eine entfernt sitzende Dame, und beide standen auf, sich annähernd zum Gespräch; der Alte trat unterdessen an die Laterne und zündete sich die Pfeife an. Diesen Augenblick benutzte das Mädchen, das Papierchen aus dem Busen zu ziehen, und den Inhalt schnell zu lesen. Da sahen die Freunde, wie das Blut der Armen in das Gesicht stieg, wie große Thränen in den schönen Augen perlten, wie der Busen vor innerer Beklemmung sich hob und senkte. Sie zerriß das kleine Papier in hundert kleine Stücke und gab eins nach dem andern langsam, als sey jedes eine schöne, schwer aufzugebende Hoffnung, dem Winde preis. Die Alten kehrten wieder. Der Vater sah dem Mädchen scharf in die verweinten Augen und schien zu fragen: was hast Du denn? Das Mädchen sprach einige sanft klagende Worte, die die Freunde freilich nicht verstehen konnten, da sie aber gleich ein Tuch hervorzog und an die Backe hielt, so mußte sie wohl Zahnschmerzen vorschützen. Eben deshalb kam es aber den Freunden besonders vor, daß der Alte, der überhaupt ein etwas karrikirt ironisches Gesicht hatte, possirliche Mienen schnitt und so laut lachte. Keiner, weder Alexander, Marzell noch Severin hatte bis jetzt ein Wort gesprochen, sondern unverwandt das

holde Kind, das irgend einen großen Schmerz erfahren, angeschaut. Der Knabe nahm jetzt auch Platz und die Schwester wechselte den Sitz so, daß sie jetzt den Freunden den Rücken zukehrte. Nun war der Zauber gelöst und Alexander fing an, indem er aufstand und Severin leise auf die Schulter klopfte: Ey, Freund Severin, wo ist die Geschichte von der in Blumenduft sich gestalteten Ahnung? wo ist der geheime Secretair Nettelmann — die selige Tante, wo sind unsere tiefen Gespräche geblieben? — „Ey, was ist uns denn jetzt allen erschienen, das uns die Zunge bindet und unsere Augen so verstarrt?“ — „Ich sage so viel,“ sprach Marzell mit einem dumpfen Seufzer, „daß das arme Mädchen dort das holdeste, wunderherrlichste Engelskind ist, das ich jemals sah.“ „Ach!“ fiel Severin noch tiefer und schmerzlicher seufzend ein, „und dieses Himmelswesen in irdischem Leiden befangen und duldend!“ — „Vielleicht,“ sprach Marzell, „in diesem Augenblick unzart von roher Faust berührt!“ — „Das meine ich auch,“ versetzte Alexander, „und sehr würde es mich erlustigen und befriedigen, wenn ich jenen großen hasenfüßigen Lümmel prügeln könnte, der ihr den fatalen Zettel gab. Unstreitig war es nehmlich der ersehnte Geliebte, der ihr statt der ungezwungenen Annäherung an die Familie irgend einer abgeschmackten Eifersüchtelei, oder sonstiger dummer Liebesfehde halber, schnöde Worte brieflich einhändigte.“ „Aber Alexander,“ fiel Marzell ihm ungeduldig ins Wort, „wie kannst Du nur so ohne alle Menschenkenntniß, so ganz erbärmlich beobachten? Deine Prügel würden den seiner Breite halber freilich einladenden Rücken eines höchst unschuldigen harmlosen Briefträgers treffen. Lasest Du es denn nicht in dem dümmlich lächelnden Gesicht, sahst Du es denn nicht an der ganzen Manier, ja selbst am Gange, daß der junge Mensch nur Ueberbringer, nicht Briefsteller

war? — Man mag es nun anfangen, wie man will, giebt man eigene Worte im eigenen Namen ab, so steht der Inhalt leserlich auf dem Gesicht! — Wenigstens ist das Gesicht allemal die kurze Inhalts-Anzeige, die den officiellen Berichten vorgesetzt wird, und die immer sagen muß, worauf es ankommt. Und es müßte dann die heilloseste, auch leicht zu verkennende Ironie seyn, wie wollte man sonst der Geliebten in solch gebückter Botenstellung ein Briefchen überreichen, wie der junge Mensch es that. Es scheint gewiß, daß das Mädchen den heimlich Geliebten, den sie nicht sehen darf oder kann, hier anzutreffen hoffte. Er wurde unabwendbar verhindert, oder auch wie Alexander meint, irgend eine dumme Liebesfehde hielt ihn zurück. Er schickte den Freund mit dem Briefchen ab. Mag es nun aber seyn, was es will, mir hat die Szene das Herz zerschnitten.“ „Ach Freund Marzell,“ nahm Severin das Wort, „und doch giebst Du diesem tief in die Brust schneidenden Schmerz, wie ihn die Arme litt, solche gemeine Ursache? — Nein! — sie liebt heimlich — vielleicht wider den Willen des Vaters, alle Hoffnung war auf ein Ereigniß gestellt, das heute — heute den Ausschlag geben sollte. Es ist fehlgeschlagen! — Alles vorbei — untergegangen der Hoffnungsstern — begraben alles Glück des Lebens! Saht Ihr wohl, mit welchem in das Innerste dringenden Blick der hoffnungslosesten Wehmuth das Mädchen den unglückseligen Brief, wie Ophelia die Strohblumen, wie Emilia Galotti die Rose in hundert Stückchen zerpflückte und in die Luft verstreute? — Ach ich hätte blutige Thränen weinen mögen, als, wie im entsetzlich höhnenden Spott, der Wind die Todesworte in luftigen Wellen fortkräuselte! Ist denn kein Trost auf Erden für das holde süße Himmelskind?“ — „Nun Severin,“ rief Alexander, „Du bist wieder gut im Zuge. Das Trauerspiel ist fertig! Nein! nein!

wir wollen der Holden alle Hoffnungen, alles Lebensglück lassen, und ich glaube, sie zweifelt selbst noch nicht daran, da sie mir jetzt sehr gefaßt zu seyn scheint. Seht nur, wie sorglich sie die neuen weißen Handschuhe auf das weiße Tuch bettet, und mit wie vieler Behaglichkeit sie den Kuchen in die Theetasse einstippt — wie sie dem Alten freundlich zunickt, der ihr einigen Rum in die Tasse tröpfelt — der Junge beißt recht bengelhaft in das große Butterbrod hinein! — Pump! da liegt es im Thee, der ihm ins Gesicht sprützt — die Alten lachen — seht, seht, wie sich das Mädchen vor Lachen schüttelt." — „Ach," unterbrach Severin den Beobachter, „das ist ja eben das Entsetzliche, daß die Arme den tiefen zerstörenden Schmerz im Innern, mit des Lebens gemeiner Außenseite verhüllen muß. Und dann! — ist es, im Innern verstört, nicht leichter zu lachen, als gleichgültig zu scheinen?" — „Ich bitte Dich, Severin," sprach Marzell, „schweige denn, wir regen unsere Gefühle, lassen wir das Mädchen nicht aus den Augen, nur auf eine uns verderbliche Weise auf." Alexander stimmte der Aeußerung Marzells ganz bei, und nun mühten sich die Freunde ein heiteres, von Gegenstand auf Gegenstand launigt springendes Gespräch zu beginnen. Dies gelang ihnen auch in so fern, als mit vielem Geräusch die unbedeutendsten Dinge auf's Tapet gebracht, und unendlich interessant gefunden wurden. Alles, was jeder sprach, hatte aber wirklich solch besondere Farbe, solch besondern Ton, der niemals zur Sache paßte, so daß die Worte nur ganz was anders bedeutende Chiffern schienen. Sie beschlossen den herrlichen Tag des Wiedersehens mit einem kalten Punsch zu feiern, und fielen schon bei dem dritten Glase einander weinend in die Arme. Das Mädchen stand auf, ging an die Barriere des Wassers und schaute hinübergelehnt mit recht wehmüthigen Blicken den fliehenden Wolken nach.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!“ — fing Marzell mit süßlich klagender Stimme an, aber Severin stürzte das Glas hinunter und, es hart auf den Tisch niederstoßend, erzählte er von einem Schlachtfelde, das er im hellen Mondschein durchwandelt, und wie ihn die bleichen Todten mit lebendig funkelnden Augen angestarrt hätten. „Gott behüte und bewahre,“ schrie Alexander, „was ficht Dich an, Bruder!“ — Das Mädchen setzte sich eben wieder an den Tisch, mit einem Ruck sprangen die drei Freunde auf und hielten eine Art Wettlauf bis an die Barriere; durch einen gewagten Sprung über zwei Stühle kam aber Alexander den Freunden zuvor und lehnte sich aufrichtig gerade an derselben Stelle an, wo das Mädchen gestanden, behauptete auch diesen Platz hartnäckig, unerachtet Marzell von der einen, Severin von der andern Seite, unter dem Vorwande freundschaftlicher Umarmungen, ihn wegzuziehen strebten. Severin sprach nun sehr feierlich und mystisch über die Wolken und ihren Zug, erklärte auch lauter, als gerade nöthig, die Bilder, die sich formten; Marzell, ohne auf ihn zu hören, verglich Bellevue mit einer römischen Villa, und fand, unerachtet er durch die Schweiz und durch Franken zurückgekommen, die öde Gegend mit den, gleich Kniegalgen hervorragenden Blitzableitern an den Pulverhäusern, die er funkelnde Sterne tragende Masten nannte, üppig reich und romantisch. Alexander begnügte sich damit, den schönen Abend und den reizenden Aufenthalt im Weberschen Zelt zu loben. Die Familie schien aufbrechen zu wollen, denn der Alte klopfte die Pfeife aus, die Frauenzimmer packten die Strickzeuge ein, und der Knabe suchte und rief nach seiner Mütze, die ihm endlich der muntere Hanspudel, der so lange damit gespielt, dienstfertig apportirte. Die Freunde wurden kleinlauter, die Familie grüßte freundlich, da fuhren sie, sich schnell und heftiger, als nö-

thig, bückend, mit den Köpfen zusammen, daß es merklich krachte. Indem sie sich darüber wundern wollten, war die Familie auf und davon. Nun schlichen sie in mürrischem Schweigen zurück zum kalten Punsch, den sie miserabel fanden. Die bilderreichen Wolken verhauchten im gestaltlosen dunkeln Nebel, Bellevue wurde wieder Bellevue, jeder Blitzableiter ein Blitzableiter, und das Webersche Zelt eine ordinaire Kneipe. Da überdem beinahe kein Mensch mehr da war, eine unangenehme Kühle eintrat, und sogar die Pfeifen nicht mehr recht brennen wollten, schlichen die Freunde in einem Gespräch, das wie ein abgebranntes Licht nur hin und wieder einmal noch aufloderte, fort. Severin trennte sich schon im Thiergarten von ihnen, um seine Wohnung zu suchen, und Marzell ließ auch, in die Friedrichsstraße einbiegend, den Freund allein nach seinem weit entlegenen Hause zur seligen Tante wandeln. Eben dieser Entlegenheit ihrer Wohnungen halber hatten die Freunde einen öffentlichen Ort in der Stadt gewählt, wo sie sich an bestimmten Tagen und Stunden sehen wollten. Es geschah auch so; sie kamen aber mehr um das sich gegebene Wort zu halten, als aus innerm Antriebe. Vergebens blieb alles Mühen, den gemüthlichen traulichen Ton, der sonst unter ihnen herrschte, wieder zu finden. Es war, als trage jeder etwas im Innern, das alle Lust, alle Freiheit verstöre, und das er, wie ein düsteres verderbliches Geheimniß bewahren müsse. Nach weniger Zeit war Severin plötzlich aus Berlin verschwunden. Alexander klagte kurz darauf mit einer Art von Verzweiflung, daß er vergebens um Verlängerung seines Urlaubs gebeten; daß er, ohne mit der Regulirung der Erbschaft zu Stande gekommen zu seyn, fortreisen und seine herrliche bequeme Wohnung verlassen müsse. „Aber,“ fragte Marzell, „mich dünkt, Du fandest ja Deine Wohnung so unheimlich, ist es Dir nicht lieb, wieder

ins Freie zu kommen, und wie ist es mit dem alten Spuk der seligen Tante?“ „Ach,“ rief Alexander verdrießlich, „die spukt längst nicht mehr. — Ich kann Dich versichern, daß ich mich recht nach häuslicher Ruhe sehne, und wahrscheinlich nehme ich bald meinen Abschied, um der Kunst und Literatur ungestört nachhängen zu können.“ Alexander mußte auch in der That in wenigen Tagen fort. Bald darauf brach der Krieg auf's neue aus, und plötzlich war Marzell, der, statt den frühern Plan zu verfolgen, wieder Kriegsdienste genommen, auch fort zur Armee. So trennten sich die drei Freunde auf's neue, ehe sie sich noch im eigentlichen Sinne des Worts wiedergefunden hatten.

Zwei Jahre waren vergangen, als gerade am zweiten Pfingstfeiertage Marzell, der abermals den Kriegsdienst verlassen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, im Weberschen Zelt über die Barriere gelehnt, mancherlei Gedanken nachhängend, in die Spree hinabsah. Es klopfte ihm jemand leise auf die Schulter, und als er um sich blickte, standen Alexander und Severin vor ihm. „So muß man die Freunde suchen und finden,“ rief Alexander, indem er Marzell voll inniger Freude umarmte. „Mir, nichts weniger träumend,“ fuhr Alexander fort, „als einen von Euch gerade heute wieder zu sehen, wandelte ich eines Geschäfts halber durch die Linden, dicht vor mir geht eine Gestalt — ich traue meinen Augen nicht — ja es ist Severin! — Ich rufe, er dreht sich um, der meinigen gleich ist seine Freude, ich lade ihn ein in meine Wohnung, er schlägt es mir rund ab, weil ihn ein unwiderstehlicher Trieb fortjagt nach dem Weberschen Zelt. Was kann ich anders thun, als mein Geschäft aufgeben und gleich mit ihm gehen. Seine

Ahnung hat ihn nicht betrogen, er wußte im Geist, daß Du hier seyn würdest.“ „In der That,“ fiel Severin ein, „es war mir in der Seele ganz deutlich, daß ich Alexander sowohl, als Dich hier treffen müsse, und nicht erwarten konnte ich das freudige Wiedersehen.“ Die Freunde umarmten sich auf's neue. „Findest Du nicht, Alexander,“ sprach Marzell, „daß Severins kränkliche Blässe ganz verschwunden ist; er sieht wunderbar frisch und gesund aus, und die fatalen finstern Wolkenschatten liegen gar nicht mehr auf der freien Stirne.“ „Dasselbe,“ erwiederte Severin, „möchte ich von Dir behaupten, mein lieber Marzellus. Denn sahst Du gleich nicht krank aus, wie ich, der ich es wirklich war an Leib und Gemüth, so beherrschte die eigene Verstimmung im Innern Dich doch so ganz und gar, daß sie Dein jugendliches munteres Gesicht schier in das eines grämlichen Alten verwandelte. Ich glaube, wir sind beide durch's Fegfeuer gegangen, und am Ende auch wohl Alexander. Hatte der nicht auch zuletzt all' seine Heiterkeit verloren und machte solch ein verdammtes Arzneigesicht, auf dem man hätte lesen mögen: Alle Stunden einen Eßlöffel voll? Mag ihn nun die selige Tante so geängstet, oder, wie ich beinahe glaube, etwas anderes geplagt haben, aber so wie wir, ist er erstanden.“ „Du hast Recht,“ fiel Marzell ein, „aber je mehr ich den Burschen ansehe, desto klarer wird es mir, was Geld und Gut vermag auf dieser Erde. Hat der Mensch jemals solch rothe Backen, solch rundliches Kinn gehabt? Sprechen nicht diese süß gezogenen Lippen: der Rostbeef war delikat und der Burgunder von der feinsten Sorte!“ Severin lachte. „Bemerke,“ fuhr Marzell weiter fort, indem er Alexandern bei beiden Armen erfaßte und sanft herumdrehte, „bemerke gefälligst dies superfeine Tuch des modernen Fracks, diese blendend weiße, sauber gefältelte Wäsche, diese reiche Uhrkette mit siebenhundert

goldenen Pettschaften! — Nein sage, Junge! wie bist Du zu dieser enormen, Dir ganz fremden Eleganz gekommen? — Gott weiß, ich glaube gar, der üppige Mensch, von dem wir sonst, wie Falstaff vom Friedensrichter Schaal, sagten, daß er füglich in eine Aalhaut gepackt werden könne, fängt an, sich ganz rundlich zu formen. — Sage, was ist mit Dir vorgegangen?" „Ey," erwiederte Alexander, indem eine leise Röthe sein Gesicht überflog, „was ist an meiner Gestalt weiter Verwunderliches. Seit einem Jahre habe ich dem königlichen Dienst entsagt, und lebe froh und heiter." „Eigentlich," fing Severin, der nicht viel auf Marzell gehört, sondern nachdenklich gestanden, jetzt wie erwachend an: „Eigentlich verließen wir uns recht unfreundlich, gar nicht wie es alten Freunden ziemt." „Du vorzüglich," sprach Alexander, „denn Du liefst davon ohne einem Menschen etwas zu sagen." „Ach," erwiederte Severin, „ich war damals in großer Narrheit befangen, so wie Du und Marzell, denn" — er stockte plötzlich, und die Freunde sahen sich mit funkelndem Blick an, wie Leute, die derselbe Gedanke gleich einem elektrischen Schlage durchblitzt. Sie waren nämlich unter Severins Worten Arm in Arm vorgeschritten und standen gerade an dem Tisch, wo vor zwei Jahren am Pfingstfeiertage das schöne holde Himmelskind saß, das allen die Köpfe verrückte. Hier — hier saß sie, sprach es jedem aus den Augen, es war so, als wenn sie an demselben Tisch Platz nehmen wollten; Marzell rückte schon die Stühle ab, doch gingen sie schweigend weiter, und Alexander ließ einen Tisch gerade an die Stelle setzen, wo sie vor zwei Jahren saßen. Schon war der bestellte Kaffee da und noch sprach keiner ein Wort: Alexander schien der beklommenste von Allen. Der Kellner Zahlung erwartend, blieb stehen, er blickte bald den einen, bald den andern der stummen Gäste verwundert an, er rieb

sich die Hände, er hüstelte, endlich frug er mit gedämpfter Stimme: „Befehlen Sie vielleicht Rum meine Herren?“ Da schauten sich die Freunde an, und brachen dann plötzlich in ein unmäßiges Gelächter aus. „Ach du meine Güte, mit denen ist es nicht recht!“ rief der Kellner bestürzt zwei Schritte rückwärts springend. Alexander beschwichtigte den Erschrockenen durch Zahlung, und nachdem er sich wieder hingesetzt, fing Severin an: „das, was ich erst weiter ausführen wollte, haben wir alle drei mimisch dargestellt, und der beruhigende Schluß nebst Nutzanwendung lag in unserm recht aus dem Innern herausströmenden Lachen! — Heute vor zwei Jahren fingen wir uns in großer Narrheit, wir schämen uns ihrer und sind davon totaliter geheilt.“ „In der That,“ sprach Marzell, „das freilich wunderhübsche Mädchen hatte uns allen die Köpfe sattsam verrückt.“ „Wunderhübsch, ja wunderhübsch“ lächelte Alexander behaglich. „Aber,“ fuhr er mit etwas ängstlich beklommenem Tone fort, „Du behauptest Severin, daß wir alle von der Narrheit, das heißt, von dem tollen Verliebtseyn in jenes uns unbekannt gebliebene Mädchen geheilt sind, aber ich setze den Fall, daß sie eben so schön, eben so anmuthig im ganzen Wesen in diesem Augenblick wieder hier erschiene und sich dort an jenen Platz setzte, würden wir nicht auf's neue in die alte Thorheit verfallen?“ „Für mich,“ nahm Severin das Wort, „kann ich wenigstens einstehen, denn ich bin auf eine sehr empfindliche Weise geheilt worden.“ „Mir,“ sprach Marzell, „ist es nicht besser gegangen, denn toller kann niemand in der Welt mystificirt werden, als ich es wurde bei näherer Bekanntschaft mit der unvergleichlichen Dame.“ „Unvergleichliche Dame, nähere Bekanntschaft!“ — fiel Alexander ihm heftig ins Wort. „Nun ja, leugnen mag ich es nicht,“ fuhr Marzell fort, „daß jenem Abentheuer hier — beinahe

mag ich's so nennen — ein kleiner Roman in einem Bande, eine Posse in einem Akt folgte." „Ist es mir denn besser gegangen," sprach Severin, „hatte aber, o Marzellus! Dein Roman einen Band, Deine Posse einen Akt, so spielte ich nur ein Duodezbändchen, nur eine Szene durch!" Alexander war blutroth im Gesicht geworden, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne, er holte kurz Athem, wühlte in dem wohlgekräuselten Toupee, kurz alle Merkmale der heftigsten innern Erregung konnte er, sichtlichen Anstrengens unerachtet, so wenig Herr werden, daß Marzell fragte: „Aber sage mir nur, Bruder, was hast Du? was geht in Dir vor?" „Was wird es anders seyn," sprach Severin lachend, „als daß er in die Dame, der wir entsagt, noch bis über die Ohren verliebt ist, und uns nicht traut, oder wohl gar Wunder denkt, wie unsere Romane beschaffen waren und plötzlich eifersüchtig wird, ohne im mindesten Ursache dazu zu haben, denn wenigstens ich bin garstig gemißhandelt worden." „Ich auf gewisse Weise ebenfalls," sprach Marzell, „und ich schwöre Dir zu, Alexander, daß der Funke, der damals in meine Seele fiel, völlig zum Niewiederaufglimmen verlöscht ist, Du kannst also getrost die Dame lieben, so viel Du willst." „Meinetwegen auch," setzte Severin hinzu. Alexander, völlig aufgeheitert, lachte nun sehr, indem er sprach: „In gewisser Art habt Ihr mich richtig beurtheilt, aber dann seyd Ihr auch wieder auf ganz falschem Wege. Hört also: Läugnen mag ich es gar nicht, daß gedenkend des verhängnißvollen Nachmittags, jenes holde Mädchen in all ihrem wunderbaren Liebreiz mir so lebendig vor Augen stand, daß ich ihre anmuthige Stimme zu hören, ihre weiße, zarte, nach mir ausgestreckte Hand erfassen zu können glaubte. Da war es, als könne ich nur Sie mit der ganzen Gewalt der höchsten, im Innern brennenden Leidenschaft lieben, als könne ich nur in ihrem Besitz

glücklich seyn — und das wäre denn doch ein großes Unglück." „Wie so? — warum?" riefen Marzell und Severin heftig. „Weil," erwiederte Alexander gelassen, „ich seit einem Jahre verheirathet bin!" — „Du? verheirathet? seit einem Jahre?" — so schrieen die Freunde, indem sie die Hände zusammenschlugen und dann hell auflachten. „Wer ist Deine Ehehälfte? — ist sie schön? — reich? — arm? — jung? — alt? — wie — wo — wann — was —" „Ich bitte Euch," fuhr Alexander kleinlaut fort, indem er, die linke Hand auf den Tisch gestützt, mit der rechten an deren kleinem Finger neben einem Chrysopas der Trauring blitzte, den Löffel ergriff und den Kaffee, tief in die Tasse guckend, umrührte. — „Ich bitte Euch, verschont mich mit allen Fragen, und wollt Ihr mir obendrein einen recht herzlichen Gefallen erzeigen, so erzählt mir hübsch, was Euch nach jenem Abentheuer mit der Dame geschah." „Ey, ey, Bruder," sprach Marzell, „mir scheint, als ob Du übel angekommen seyst. Sollte der Teufel Dich geplagt haben, gar Falters goldgelbes Alräunchen!" — „Hast Du mich lieb," fiel ihm Alexander ins Wort, so quäle mich nicht mit Fragen, sondern erzähle mir Deinen Roman." „Da haben wir den Spuk," rief Severin ganz verdrießlich, „zu seinen Tellern und Schüsseln, Kesseln und Kasserollen hat er eine Frau, gleichviel welche, stellen zu müssen geglaubt, blindlings zugegriffen, und nun sitzt er da, Reue und verbotene Liebe im Herzen — wozu nun freilich sein glaues Aussehen nicht recht passen will. Was sagt denn die selige Tante mit ihren Magentropfen dazu? „Die ist sehr zufrieden mit mir," sprach Alexander sehr ernsthaft, „aber," fuhr er fort, „wollt Ihr mir die Stunde des Wiedersehens nicht auf immer verbittern, wollt Ihr mich nicht mit Gewalt von Euch forttreiben, so hört auf mit Fragen und erzählt."

Alexanders Betragen kam den Freunden ganz wunderlich vor, doch merkten sie wohl, daß sie den tief Verwundeten nicht mehr reizen dürften, Marzell fing daher den gewünschten Roman ohne weiteres in folgender Art an.

„Es steht fest, daß heute vor zwei Jahren ein hübsches Mädchen auf den ersten Blick uns allen dreien die Köpfe verrückte, daß wir uns wie junge verliebte Hasenfüße betrugen und den Wahnsinn, der uns befangen, nicht loswerden konnten. Nacht und Tag, wo ich ging und stand, verfolgte mich des Mädchens Gestalt, sie schritt mit mir zum Kriegsminister, sie trat mir aus dem Schreibpult des Präsidenten entgegen und verwirrte durch ihren holden Liebesblick meine wohlstudirten Reden, so daß man mitleidig fragte, ob ich noch an meiner Kopfwunde litte. Sie wieder zu sehen, war all' mein Ziel und rastloses Streben. Ich lief wie ein Briefträger, vom Morgen bis Abend durch die Straßen, schaute nach den Fenstern hübscher Leute, aber umsonst — umsonst. — Jeden Nachmittag war ich im Thiergarten hier im Weber'schen Zelt." — „Ich auch! ich auch!" — riefen Severin und Alexander. „Ich habe Euch wohl gesehen, aber sorglich vermieden," sprach Marzell. „Gerade so haben wir es auch gemacht," riefen die Freunde und alle drei zusammen im Tutti: „o wir Esel!" — „Alles, alles war vergebens," fuhr Marzell fort, „aber ich hatte keine Rast, keine Ruhe. Gerade die Ueberzeugung, daß die Unbekannte schon liebe, daß ich in hoffnungslosem Schmerz vergehen werde, wenn ich ihr näher gekommen, mein Unglück recht mit leiblichen Augen schauen würde, nämlich ihren trostlosen Jammer um den Verlornen, ihre Sehnsucht, ihre Treue, gerade das fachte das Feuer in mir erst recht an. Severins tragische Deutung jenes Moments hier im Thiergarten kam mir in den Sinn, und indem ich alles nur mögliche

Liebesunglück auf das Mädchen häufte, war ich selbst immer der noch Unglücklichere. In den schlaflosen Nächten, ja selbst auf einsamen Spaziergängen spann ich die seltsamsten verwickeltsten Romane aus, in der natürlicher Weise die Unbekannte, der Geliebte und ich die Hauptrollen spielten. Welche Szenen wären zu abentheuerlich, um sie nicht in meinen Roman zu bringen? — Ich gefiel mir erstaunlich als Heros in resignirter Liebesnoth! — Wie gesagt, ich durchstrich unsinniger Weise ganz Berlin um sie, die meine Gedanken, mein ganzes Ich beherrschte, wieder zu finden. So bin ich auch eines Vormittags, es mochte schon 12 Uhr seyn, in die neue Grünstraße gerathen, die ich in mir vertieft durchwandle, da tritt mir ein junger sauber gekleideter Mann in den Weg und frägt mich höflich den Hut rückend, ob ich nicht wisse, wo hier der Geheime Rath Asling wohne. Ich verneine es, doch der Name Asling fällt mir auf. Asling — Asling! Da fällt es mir mit einem Male schwer aufs Herz, daß ich ganz befangen von meiner romanesken Liebe eines Briefs an den Geheimen Rath Asling ganz vergessen habe, den mir sein im Hospital zu Deuz wundliegender Neffe mitgab, mich aufs dringendste bittend, ihn selbst zu besorgen. Ich beschließe den unverzeihlich verschobenen Auftrag zur Stelle auszurichten, sehe, daß der junge Mann von einem Diener aus dem nahen Laden zurecht gewiesen, in das ansehnliche Haus dicht vor mir hineingeht und folge ihm. Der Bediente führt mich ins Vorzimmer, und bittet mich einen Augenblick zu warten, da der Herr Geheimerath so eben mit einem fremden Herrn spreche. Er läßt mich allein, ich betrachte gedankenlos die großen Kupferstiche an den Wänden, da öffnet sich die Thür hinter mir, ich drehe mich um und erblicke — sie! — sie selbst! das holde Himmelskind aus dem Thiergarten. Ich mag Euch nun gar nicht beschrei-

ben, wie mir zu Muthe wurde, aber so viel ist gewiß, daß mir aller Lebensathem verging — daß ich keines Wortes mächtig war, daß ich glaubte, nun werde ich gleich leblos der Holden zu Füßen sinken." „Ey, ey," rief Alexander etwas betreten, „da warst Du ja wohl in der That gar arg verliebt, Bruder!" „Wenigstens," fuhr Marzell fort, „konnte in diesem Augenblick das Gefühl der wahnsinnigsten Liebe nicht heftiger wirken. Meine Erstarrung muß deutlich auf meinem Gesicht, in meiner ganzen Stellung kennbar gewesen seyn, denn Pauline schaute mich betroffen an, und da ich nun keine Sylbe hervorbrachte und sie mein Betragen für Dummheit oder Tölpelei halten mußte, fragte sie endlich, indem ein leises ironisches Lächeln ihr Gesicht überflog; „Sie warten gewiß auf meinen Vater?" Mit der tiefen Schaam, die ich nun über mich selbst empfand, kam mir volles Bewußtseyn wieder. Ich raffte mich mit aller Kraft zusammen, mit höflicher Verbeugung nannte ich meinen Namen und erwähnte des Auftrags, den ich an den Geheimenrath auszurichten hatte. Da rief Pauline laut und freudig: „O mein Gott — mein Gott, Nachrichten vom Vetter! — Sie waren bei ihm, Sie sprachen ihn? — Ich traue seinen Briefen nicht, immer schreibt er von völliger Herstellung! — sagen Sie nur gleich das Schmerzhafteste heraus! Nicht wahr, er bleibt verkrüppelt, der Arme?" Ich versicherte dagegen, wie ich es mit Recht thun konnte, daß die Schußwunde, da beinahe die Kniescheibe zerschmettert, allerdings gefährlich gewesen sey, und man mit Amputation gedroht habe, alle Gefahr sey indessen nicht allein vorüber, sondern auch Hoffnung da, daß der junge vollkräftige Mann in einiger Zeit die Krücke würde wegwerfen können, die er jetzt wohl mehrere Monate hindurch werde brauchen müssen. An Paulinens Anblick, an den Zauber ihrer Nähe gewöhnt, durch das Erzählen jener

Thatsachen ermuthigt, gelang es mir dem Bericht von dem Zustande des wunden Neffen, die Erzählung des Gefechts, das ich mit ihm in einem Bataillon dienend bestand, und in welchem er die Wunde erhielt, zuzufügen. Ihr wißt es wohl, daß in solcher Exaltation man der lebensvollsten, farbenreichsten Darstellung mächtig ist, ja wohl selbst mehr als nöthig in jenen emphatischen Styl geräth, der seine volle Wirkung auf junge Mädchen niemals verfehlt. Eben so werdet Ihr wohl glauben, daß ich nicht gerade von der Stellung der Truppen, von dem kunstreichen Plan des Manövres, von maskirten Angriffen — versteckten Hinterhalten von Batterien — vom Debouchiren und Entwickeln der Kavalleriemassen u. s. w. sprach, sondern vielmehr all die kleinen, Herz und Gemüth erfassenden Einzelnheiten, die im Felde so häufig sich darbieten, heraushob. Gestehen muß ich, daß manches Ereigniß, das ich kaum beachtet, sich jetzt in der Erzählung als höchst wunderbar und rührend gestaltete, und so geschah es, daß Pauline bald vor Schauer und Schreck verblaßte, bald mild und fromm durch die Thränen, die ihr in den Augen standen, lächelte. „Ach,“ sprach sie endlich, als ich einen Augenblick schwieg, „sie standen so regungslos, so in Gedanken vertieft da, als ich eintrat, gewiß weckte jenes Schlachtstück dort irgend eine sehr schmerzhafte Erinnerung!“ — Wie ein glühender Pfeil durchfuhr es mein Inneres, ich muß blutroth geworden seyn bei diesen Worten Paulinens. Ich gedachte, sprach ich mit einem wahrscheinlich recht kläglichen Seufzer, eines Augenblicks, der der seligste meines Lebens war, unerachtet ich auf den Tod verwundet wurde. „Aber doch wieder ganz geheilt,“ fragte Pauline, mit inniger Theilnahme, „gewiß traf sie eine böse Kugel im Augenblick, als der glorreichste Sieg entschieden?“ Mir wurde etwas albern zu Muthe, doch unterdrückte ich dies Gefühl, und ohne

aufzublicken, sondern zur Erde schauend, wie ein gescholtener Bube, sprach ich sehr leise und dumpf: „Ich hatte schon das Glück, Sie zu sehen, mein Fräulein!“ Nun ging das Gespräch auf erbauliche Weise weiter, indem Pauline anfing: „Ich wüßte doch in der That nicht. — Nur wenige Tage sind es her — der herrlichste Frühlingshauch ging über die Erde hin und erquickte Geist und Gemüth, ich feierte mit zwei meiner mir im Innersten verwandten Freunde das Fest des Wiedersehns nach langer Trennung!“ — „Das muß recht hübsch gewesen seyn! — Ich sah Sie, mein Fräulein!“ — „In der That? — ach! das war gewiß im Thiergarten!“ — „Am zweiten Pfingstfeiertage im Weberschen Zelt!“ — „Ja, ja, ganz Recht, ich war da mit Vater und Mutter! Es gab viel Leute, ich amüsirte mich recht gut, aber Sie habe ich gar nicht gesehen!“ — Die vorige Albernheit kam wieder mit aller Stärke, ihr gemäß war ich im Begriff, etwas sehr abgeschmacktes zu sagen, als der Geheimerath hereintrat, dem Pauline in voller Freude gleich verkündete, daß ich Briefe vom Vetter brächte. Der Alte schrie jubelnd auf: „Was! Briefe von Leopold! — lebt er! — wie geht's mit der Wunde? — wann kann er reisen?“ — Und damit packte er mich bei der Rockklappe und zog mich in sein Zimmer. Pauline folgte, er rief nach Frühstück, er hörte nicht auf mit Fragen. Kurz! zwei volle Stunden mußte ich bleiben, und als ich endlich in steigender Beklommenheit, da Pauline sich dicht neben mir gesetzt und mir fortwährend mit kindlicher Unbefangenheit in die Augen schaute, mich losriß, lud mich der Alte mit herzlicher Umarmung ein, nur so oft hinzukommen — vorzüglich zur Theestunde — als ich wollte. Nun war ich also, wie es oft in der Feldschlacht zu ergehen pflegt, unversehens mitten im Feuer. Wollt' ich Euch nun meine Qualen schildern, wie ich oft von unwiderstehli-

chem Zauber befangen nach dem Hause, das mir so verderblich schien, hineilte, wie ich die Klinke, die ich schon in der Hand hatte, wieder fahren ließ und nach Hause lief, wieder zurückkehrte, das Haus umkreiste, und dann in einer Art von Verzweiflung hineinstürzte, dem Sommervogel gleich, der nicht lassen kann von der Lichtflamme, die ihm zuletzt den freiwilligen Tod giebt — wahrhaftig, Ihr würdet lachen, da Ihr wohl das Geständniß erwartet, daß ich mich damals auf die ärgste Weise selbst mystificirte. Beinahe jeden Abend, wenn ich den Geheimenrath besuchte, fand ich mehrere Gesellschaft da, und ich muß gestehen, daß ich mich nirgends behaglicher gefühlt, als dort, unerachtet ich, mein eigener Dämon, mir geistige Rippenstöße gab und in die Ohren schrie: Du bist ja ein verlorner Mensch! — Jedesmal kam ich verliebter und unglücklicher nach Hause. Aus Paulinens frohem unbefangenem Betragen merkt' ich bald, daß von einem Liebesunglück nicht die Rede seyn könne, und manche Anspielungen der Gäste deuteten offenbar dahin, daß sie versprochen sey und bald heirathen werde. Ueberhaupt herrschte in des Geheimenraths Zirkel eine gar herrliche gemüthliche Lustigkeit, die er selbst, ein lebenskräftiger jovialer Mann auf die ungezwungenste Weise zu entzünden wußte. Oft schienen größer angelegte Späße Stoff zum Lachen zu geben, die nur, da sie vielleicht auf Persönlichkeiten sich beziehend, mich als Fremden nicht ansprechen konnten, verschwiegen wurden. So erinnere ich mich, daß ich einst, als ich nach langem Kampfe sehr spät Abends eintrat, den Alten und Paulinen von jungen Mädchen umgeben in der Ecke stehend erblickte. Der Alte las etwas vor, und ein schallendes Gelächter folgte, als er geendet. Zu meiner Verwunderung hatte er eine große weiße, mit einem ungeheuern Nelkenstrauß geschmückte Schlafmütze in der Hand, die setzte er, nachdem er noch ei-

nige Worte gesprochen, auf, und nickte seltsam mit dem Kopfe hin und her, worauf alle aufs neue in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen." „Teufel — Teufel!" rief hier Severin, indem er sich heftig vor die Stirne schlug. „Was hast Du? — was hast Du, Herr Bruder," riefen die Freunde besorgt. „Nichts, nichts — nicht das mindeste, fahr nur fort, lieber Bruder! — nachher, nachher! — jetzt nur weiter." Dies erwiederte Severin nicht ohne bitter in sich hinein zu lachen, Marzell erzählte weiter. „Sey es nun, daß die Kameradschaft mit dem Neffen, oder daß die aus meiner beständigen Exaltation sich erzeugende besondere Art meines ganzen Wesens, meiner Unterhaltung, mir selbst ein besonderes Interesse gab, kurz, der Alte gewann mich in kurzer Zeit sehr lieb, vorzüglich müßte ich aber ganz verblendet gewesen seyn, hätte ich nicht merken sollen, daß Pauline mich vor allen andern jungen Männern, die sie umgaben, ganz besonders auszeichnete." „Wirklich, wirklich," fragte Alexander mit betrübtem Ton. „In der That war es so," fuhr Marzell fort, „und ihr mußte ich ja schon deshalb näher getreten seyn, weil sie, wie jedes nur irgend sinnige Mädchen, mit einem feinen Takt aus Allem, was ich sprach, was ich that, den vollstimmigen Hymnus ihres wunderbaren Liebreizes heraushören, die tiefste Adoration ihres ganzen, mit glühender Liebe erfaßten Wesens herausfühlen mußte. — Unbeachtet ließ sie oft ihre Hand minutenlang in der meinigen ruhen, sie erwiederte ihren leisen Druck, ja als einmal in fröhlichem Uebermuthe nach den Tönen eines alten Flügels sich die Mädchen zu drehen anfingen, flog sie in meinen Arm, und ich fühlte ihren Busen glutvoll beben und ihren süßen Liebeshauch an meinen Wangen. — Ich war außer mir! — Feuer brannte auf meinen Lippen — ich hatte sie geküßt" — „Donnerwetter!" schrie hier Alexander, wie besessen aufspringend

und sich mit beiden Fäusten in die Haare fahrend. „Schäme Dich, schäme Dich, Ehemann," sprach Severin, indem er ihn auf den Stuhl niederdrückte: „Du bist, hol' mich der Teufel, noch in Paulinen verliebt, schäme Dich, schäme Dich, Ehemann — armer, ins Joch gebeugter Ehemann." "So fahre nur fort," sprach Alexander wie trostlos, „es werden noch schöne Dinge kommen, merk' ich schon." „Ihr könnt Euch, nach diesem Allen," sprach Marzell weiter, „meine Stimmung wohl denken. Ich wurde, so glaubt ich, von tausend Qualen zerrissen, ich steigerte mich herauf zum höchsten Heroismus, ich wollte mit einem Zuge den vollen verderblichen Giftbecher leeren, und dann fern von der Geliebten mein Leben aushauchen. Das heißt mit andern Worten, ich wollte ihr meine Liebe gestehen und dann sie meiden — wenigstens bis zum Hochzeitstage, da konnt ich denn, wie es geschrieben steht in vielen Büchern, halb versteckt hinter einem Kirchenpfeiler die Trauung mit ansehen und nach dem unglücklichen Ja! mit vielem Geräusch der Länge lang ohnmächtig zu Boden sinken, von mitleidigen Bürgersleuten herausgetragen werden u. s. w. Von diesen Ideen ganz erfüllt, ganz wahnsinnig lief ich eines Tages früher, als gewöhnlich zum Geheimenrath. — Ich treffe Paulinen allein im Zimmer — noch ehe sie recht erschrecken kann über mein verstörtes Wesen, stürze ich ihr zu Füßen, ergreife ihre Hände, drücke sie an meine Brust — gestehe ihr, daß ich sie bis zur hellen Raserei liebe, und nenne mich, indem ich einen Strom von Thränen vergieße, den unglücklichsten, dem bittersten Tode geweihten Menschen, da sie nicht mein werden könne, da sie Herz und Hand dem glücklichen Nebenbuhler früher geschenkt. Pauline ließ mich austoben, hob mich dann auf, nöthigte mich mit holdem Lächeln neben sich auf's Sopha, und fragte mit rührend sanfter Stimme: „Was ficht Sie

an? lieber — lieber Marzell! beruhigen Sie sich doch nur, Sie sind in einer Stimmung, die mich ängstet!" — Ich wiederholte, wiewohl besonnener Alles, was ich gesagt; da sprach Pauline: „Aber wie kommt es Ihnen denn in den Sinn, daß ich schon liebe, ja daß ich schon versprochene Braut seyn soll? — Es ist nicht das mindeste davon wahr, ich kann es versichern." Als ich dagegen behauptete, daß ich schon seit dem ersten Augenblick, als ich sie sah, auf das klarste überzeugt worden sey, daß sie liebe, und sie immer mehr in mich drang, doch mich nur deutlicher zu erklären, so erzählte ich ihr ganz treuherzig unsere ganze famöse Geschichte vom Pfingstfeiertage im Weberschen Zelt. Kaum habe ich geendet, da springt Pauline auf und hüpft mit lautem Gelächter in der Stube umher und ruft: „Nein, das ist zu arg! — nein, solche Träume — solche Einbildungen — nein, das ist zu arg!" — Ich bleibe ganz verdutzt sitzen; Pauline kehrt zu mir zurück, faßt meine beiden Hände und schüttelt sie, wie wenn man jemanden aus tiefem Traum wecken will. „Nun horchen Sie wohl auf," fängt sie, kaum vermögend das Lachen zu unterdrücken, an: „der junge Mensch, den Sie für den Liebesboten hielten, war ein Diener aus dem Bramigkschen Laden, das Billetchen, das er mir brachte, von Herrn Bramigk selbst. Er, der gefälligste, artigste Mann von der Welt, hatte mir versprochen, ein allerliebstes Pariser Hütchen, dessen Modell ich gesehen, zu verschreiben, und mir Nachricht zu geben, wenn es angekommen. Ich wollte es gerade den andern Tag, als Sie mich bei Weber sahen, zu einem Singethee — Sie wissen, daß hier so eine Abendgesellschaft heißt, bei der man Thee trinkt, um zu singen, und singt um Thee zu trinken — also da wollt ich ihn aufsetzen. Der Hut war wirklich angekommen, aber durch die Schuld des Versenders so übel zugerichtet, daß er ohne gänzliches

Umarbeiten nicht getragen werden konnte. Das war die fatale Nachricht, die mir Thränen auspreßte. Ich mocht's dem Vater gar nicht merken lassen, aber er wußte den Grund meines tiefen Kummers bald auszuforschen, und lachte mich derb aus. Daß ich die Gewohnheit habe, in derlei Fällen mein Tuch an die Backe zu bringen, bemerkten Sie längst." — Pauline lachte aufs neue, aber mir fröstelte es eiskalt durch Mark und Glieder, ein Glutstrom folgte, und es war, als riefe es im Innern: Alberne thörichte, widrige Putznärrin!" — „Hoho, das ist zu grob und unwahr," unterbrach Alexander den Erzähler ganz erzürnt, „doch nur weiter," setzte er gelassener hinzu. „Nicht beschreiben," fuhr Marzell fort, „kann ich Euch mein Gefühl. Ich war aus dem Traum erwacht, in dem mich ein böser Geist geneckt, ich wußte es, daß niemals ich Paulinen liebte, und daß nur eine unbeschreibliche narrenhafte Täuschung der Spuk war, der mich so toll umhergetrieben. Kaum vermochte ich ein Wort zu sprechen, vor innerm Verdruß zitterte ich am ganzen Leibe, und als Pauline erschrocken fragte, was mir wäre, schützte ich eine plötzliche Kränklichkeit vor, die ich nicht zum Ausbruch kommen lassen dürfte, und rannte wie ein gehetztes Wild von dannen. Als ich über den Gendarmesplatz kam, stellte sich gerade ein Trupp Freiwilliger zum Abmarsch, da stand es klar vor meiner Seele, was ich thun müsse, mich selbst zu beschwichtigen und die ärgerliche Geschichte zu vergessen. Statt nach Hause zu gehen, lief ich augenblicklich zu der Behörde, die meine Wiedereinstellung bewirkte. In zwei Stunden war alles abgemacht, nun lief ich nach Hause, zog meine Uniform an, packte meinen Tornister, nahm mein Seitengewehr und meine Büchse und ging zur Wirthin, um ihr meinen Koffer in Verwahrung zu geben. Indem ich mit ihr sprach, ließ sich ein Geräusch auf der Treppe

hören. „Ach jetzt werden sie ihn bringen," sprach die Wirthin und öffnete die Thüre. Da sah ich zwischen zwei Männern den wahnsinnigen Nettelmann herabkommen. Er hatte eine hohe Krone von Goldpapier aufgesetzt und trug ein langes Lineal, auf das er einen vergoldeten Apfel gespießt, als Szepter in der Hand. „Er ist nun wieder König von Amboina geworden," flüsterte die Wirthin," und machte in der letzten Zeit solche tolle Streiche, daß ihn der Bruder nach der Charité bringen lassen muß." Im Vorübergehen erkannte mich Nettelmann, lächelte mit gnädigem Stolz auf mich herab und sprach: „Jetzt, nachdem die Bulgaren durch meinen Feldherrn, den vormaligen Hauptmann Tellheim, geschlagen, kehre ich zurück in meine beruhigte Staaten." Ohne daß ich Miene machte zu sprechen, setzte er mit der Hand abwehrend hinzu: „Schon gut — schon gut — ich weiß, was Er sagen will, mein Lieber! — Nichts weiter, ich war mit Ihm zufrieden, ich habe es gern gethan! — Nehm er die Wenigkeit, als ein Zeichen meiner Gnade und Affektion!" — Mit diesen Worten drückte er mir ein paar Gewürznelken, die er aus der Westentasche hervorgesucht, in die Hand. Nun hoben ihn die Männer in den Wagen, der unterdessen vorgefahren. Als er fort wollte, traten mir die Thränen in die Augen. Kommen Sie gesund, freudig und siegreich in unsere Stadt zurück," rief die Wirthin, mir treuherzig die Hand schüttelnd. Mit mannigfachen schmerzlichen Gefühlen in der aufgeregten Brust rannte ich fort in die Nacht hinein, und erreichte in weniger Zeit den Trupp der lustige Kriegslieder singenden Kameraden. „Also bist Du überzeugt, Bruder," fragte Alexander, „daß Deine Liebe zu Paulinen nur Selbsttäuschung war?" — „Wie von meinem Leben," erwiederte Marzell, „und wenn Du nur ein bischen Menschenkenntniß zu Rathe ziehst, wirst Du auch finden, daß die plötzliche Sin-

nesänderung, als ich erfuhr, daß ich keinen Nebenbuhler hatte, sonst nicht möglich war. — Uebrigens liebe ich jetzt ernstlich, und unerachtet ich über Deinen Ehestand so gelacht Alexander, weil Du mir, nimm's nicht übel, als Paterfamilias gar zu schnakisch vorkommst, so hoffe ich doch bald in einer schönern Gegend als die unsrige ein holdes Mädchen als Braut heimführen zu können." „In der That," rief Alexander ganz erfreut, „o Du lieber charmanter Bruder!" Er umarmte den Marzell mit Heftigkeit. „Nun seht doch," sprach Severin, „wie er sich freut, daß ein anderer ihm seine tollen Streiche nachmacht. Nein, was mich betrifft, so umfängt mich der Gedanke an den Ehestand mit unheimlichem Grauen. Doch nun will ich Euch meine Geschichte mit Fräulein Paulinen auftischen zu Eurer Ergötzlichkeit." „Was hast Du denn mit Paulinen vorgehabt?" fragte Alexander verdrießlich. „Nicht viel," erwiederte Severin, „gegen Marzells ausführliche, mit psychologischer Ein- und Ansicht vorgetragene Geschichte ist die meinige nur ein dürftiger magerer Schwank. — Ihr wißt, daß ich mich vor zwei Jahren in einer ganz besonderen Stimmung befand. Wohl mochte es meine physische Kränklichkeit seyn, die mich ganz und gar zum empfindelnden Geisterseher umschuf. Ich schwamm in einem bodenlosen Meer von Ahnungen und Träumen. Ich glaubte, wie ein persischer Magier, den Gesang der Vögel zu verstehen, ich hörte in dem Rauschen des Waldes bald tröstende, bald warnende Stimmen, ich sah mich selbst in den Wolken wandeln. So geschah es, daß ich einst in einer abgelegenen wilden Parthie des Thiergartens, auf einer Moosbank sitzend, in einen Zustand gerieth, den ich nur dem wunderbaren Deliriren, das dem Einschlafen vorherzugehen pflegt, vergleichen kann. Mir war es, als würde ich plötzlich von süßem Rosenduft umwallt, indessen erkannte ich bald,

daß der Rosenduft ein holdes Wesen sey, das ich schon längst bewußtlos mit glühender inbrünstiger Liebe umfangen. Ich wollte sie mit leiblichen Augen erschauen, aber da legte es sich wie eine große dunkelrothe Nelke über meine Stirn, und ihr Duft, wie mit brennenden Strahlen den Hauch der Rose wegsengend, betäubte meine Sinne, so daß ein bitter schmerzliches Gefühl mich durchdrang, welchest laut werden wollte in tief klagenden Accenten. Wie wenn der Abendwind mit leisem Fittig die Aeolsharfe anschlägt und den Zauber löst, von dem bestrickt ihre Töne im Innern schliefen, so klang es durch den Wald, aber nicht meine Klage war das, sondern die Stimme jenes Wesens, das, wie ich, von der Nelke zum Sterben berührt worden. — Erlaßt es mir, mein Traumgesicht zum indischen Mythos zu formen und zu ründen, genug, Ros' und Nelke wurden mir Leben und Tod, und all' meine Tollheit, die ich heut vor zwei Jahren ausließ, kam hauptsächlich davon her, daß ich in dem Himmelskinde, das dort drüben saß, und das sich leiblicher Weise jetzt als Fräulein Pauline Asling gestaltet hat, das, ätherischem Rosenduft entkeimte Wesen zu erkennen glaubte, dessen Liebesglut sich mir erschlossen. Ihr erinnert Euch, daß ich gleich im Thiergarten Euch verließ, um nach meiner Wohnung zu eilen, aber eine ganz deutliche bestimmte Ahnung sagte mir, daß, wenn ich mit Anstrengung fort- und hineinliefe durch das Leipziger Thor und dann nach den Linden, ich die sehr langsam davon schreitende Familie am Ausgang derselben oder in der Nähe des Schlosses antreffen würde. Nun rannte ich fort und zwar nicht da, wo ich glaubte, wohl aber in der breiten Straße, in die ich unwillkührlich hineingefahren, sah ich die Familie, sah ich das wunderbare Bild vor mir herwandeln. Ich folgte von weitem und erfuhr auf diese Weise noch denselben Abend die Wohnung der Geliebten. Ihr

werdet wahrscheinlich sehr lachen, daß ich in der Grünstraße — ich sage in der Grünstraße einen geheimnißvollen Nelken- und Rosenduft zu verspüren glaubte. — Ja! so weit ging mein Wahnsinn! Uebrigens gebehrdete ich mich jetzt ganz, wie ein verliebter Knabe, der wider die Forstordnung die schönsten Bäume mit dem Einschneiden verschlungener Namenzüge ruinirt, ein verdorrtes Blumenblatt, das der Geliebten entfiel, in sieben Papiere gewickelt auf dem Herzen trägt u. s. w. Das heißt, ich fing, wie es jener allemal thut, damit an, des Tages zwölf-, funfzehn-, zwanzigmal vorbeizulaufen, und, stand sie am Fenster, ohne zu grüßen mit Blicken hinaufzustarren, die seltsam genug gewesen seyn müssen. Sie bemerkte mich, und der Himmel mag wissen, wie ich dazu kam, mir einzubilden, daß sie mich verstehe, ja daß sie sich ihres psychischen Einwirkens auf mich in jener Blumenvision bewußt sey, und nun in mir den erkenne, über den die feindselige Nelke dunkle Schleier warf, als er sie, die ihm tief im Innern als Liebesstern aufgegangen, voll inbrünstiger Sehnsucht erfassen wollte. Selbigen Tages setzte ich mich hin und schrieb an sie. Ich erzählte ihr meine Vision, wie ich sie dann im Weberschen Zelt gesehen und als das Traumbild erkannt habe, wie ich wisse, daß sie schon zu lieben vermeine, daß aber in dieser Hinsicht irgend etwas Bedrohliches in ihr Leben getreten sey. Es könne, sagte ich ferner, kein Wahn seyn, daß auch sie in gleichem Traumesahnen unsere psychische Verwandtschaft, unsere Liebe erkannt, doch vielleicht habe ihr nun erst meine Vision deutlich erschlossen, was tief in ihrem eigenen Innern geruht. Aber damit das froh und freudig ins Leben trete, damit ich mit freier Brust mich ihr nahen könne, flehe ich sie an, künftigen Tages in der zwölften Stunde am Fenster zu erscheinen, und als deutliches Wahrzeichen unsers Liebesglücks frisch blühende Rosen an der Brust

zu tragen. Sey sie aber in feindlicher Täuschung von einem andern Wesen unwiderstehlich verlockt, wäre mein Sehnen hoffnungslos, verwerfe sie mich ganz und gar, so solle sie zur selbigen Stunde, statt die Rosen, Nelken an die Brust stecken. — Der Brief mag ein tolles, unsinniges Stück Arbeit gewesen seyn, das kann ich mir jetzt wohl denken. Ich schickte ihn mit solch' sicherer Botschaft ab, daß ich überzeugt seyn konnte, er werde in die rechten Hände gelangen. — Voll innerer Angst und Beklemmung gehe ich den andern Tag nach der Grünstraße — ich nähere mich dem Hause des Geheimenraths — ich sehe eine weiße Gestalt am Fenster — das Herz schlägt mir, als wolle es die Brust zersprengen — ich stehe dicht vor dem Hause — da öffnet der Alte — er war die weiße Gestalt — das Fenster — er hat eine hohe, weiße Nachtmütze auf, einen ungeheuren Nelkenstrauß daran befestigt — er nickt sehr freundlich heraus, so daß die Blumen seltsam schwanken und zittern — er wirft mir mit süßlich lächelnder Miene Kußhändchen zu. — In dem Augenblick werde ich auch Paulinen gewahr, wie sie verstohlen hinter der Gardine hervorsieht. — Sie lacht — sie lacht! — wie verzaubert war ich bewegungslos stehen geblieben, aber nun rannte ich fort — fort wie toll! — Nun! Ihr könnt denken! — zweifelt Ihr wohl daran, daß ich durch diesen hämischen Spott gänzlich geheilt war? — Doch die Schaam ließ mich nicht rasten. Wie Marzell es später that, ging ich schon damals zur Armee, und nur ein böses Verhängniß hat es gewollt, daß wir niemals zusammentrafen."

Alexander lachte unmäßig über den humoristischen Alten. „Also diese Geschichte war es," sprach Marzell, „welche der Geheimerath damals vortrug, und wahrscheinlich war das, was er vorlas, Dein excentrischer Brief." „Daran ist gar nicht zu zweifeln," erwie-

derte Severin, „und unerachtet ich jetzt das Lächerliche meines Beginnens sehr wohl einsehe, unerachtet ich dem Alten Recht gebe und ihm für die angewandte schneidende Arznei danken muß, so erfüllt mich mein Abentheuer doch noch immer mit tiefem Verdruß, und ich mag bis jetzt deshalb keine Nelken leiden."

„Nun," sprach Marzell, „wir haben beide hinlänglich für unsere Thorheit gebüßt. Alexander, der, wie es scheint, nun erst, da wir's überstanden, in Paulinen verliebt ist, war der Vernünftigste von uns allen, und daher blieb er frei von weiterer Narrheit und hat nichts davon aufzutischen." „Dafür," rief Severin, „kann er uns erzählen, wie er zur Frau kam." „Ach, lieber Bruder," nahm Alexander das Wort, „was kann ich viel mehr von meiner Heirathsgeschichte sagen, als, ich sah sie, verliebte mich und sie wurde meine Braut, meine Frau. Doch das Einzige mag vielleicht einigermaßen interessiren, wie die selige Tante sich dabei benahm." „Nun? nun?" — fragten die Freunde voll Neugierde. „Ihr werdet Euch erinnern," fuhr Alexander fort, „daß ich damals mit dem größten Widerwillen Berlin, und vorzüglich auch das durch den graulichen Spuk mir unheimlich gewordene Haus verließ. Das hing so zusammen. Einst an einem hellen Morgen, nachdem ich die Nacht wieder durch das Hin- und Hertappen, welches diesmal bis in mein Kabinett hineindringen zu wollen schien, recht arg verstört worden, lieg ich abgemattet und verdrießlich im Fenster, ich sehe gedankenlos die Straße herab, da wird schräg über in dem großen Hause ein Fenster geöffnet und ein wunderhübsches Mädchen in einem zierlichen Morgenkleide schaut heraus. So sehr mir Pauline gefallen, so fand ich doch dies Gesichtchen unendlich viel anziehender. Mein Blick blieb starr auf sie geheftet, sie sah endlich herüber, sie

mußte mich bemerken, ich grüßte und sie dankte mit unbeschreiblicher Anmuth. Durch Jungfer Anne erfuhr ich gleich, wer drüben wohne, und mein Entschluß stand fest, auf irgend eine Weise die Bekanntschaft der Familie zu machen, und so dem holden lieblichen Wesen, das meinen ganzen Sinn gefangen hatte, näher zu treten. Es war eigen, daß, da ich nun all' meine Gedanken auf das Mädchen gerichtet hatte, da ich mich in süßen Träumen des schönsten Liebesglücks verlor, der unheimliche Spuk der Tante ausblieb. — Jungfer Anna, der ich so liebreich begegnet, als es nur in meinen Kräften stand, und die alle Scheu abgelegt hatte, erzählte mir oft viel von der Seligen, sie war untröstlich, daß die Verstorbene, die doch ein solch gottseliges frommes Leben geführt, keine Ruhe im Grabe habe, und schob alle Schuld auf den ruchlosen Bräutigam und den unverwindlichen Schmerz jenes unglücklichen Hochzeittages, an dem der Bräutigam ausblieb. Nun verkündete ich ihr mit vieler Freude, daß ich nichts mehr höre. „Ach du lieber Gott," rief sie weinerlich, „wenn nur erst Kreuzes-Erfindung vorüber wäre." „Was ist das mit dem Kreuzes-Erfindungstage," fragte ich schnell. „Ach du lieber Gott," sprach Jungfer Anne weiter, „das ist ja eben der unglückliche Hochzeittag. Sie wissen, lieber Herr, daß die selige Mamsell gerade am dritten April dahin schied. Acht Tage darauf wurde sie begraben. Die Stuben wurden bis auf das große Zimmer und das daran stoßende Kabinett versiegelt. So mußte ich dann in diesen Gemächern hausen, unerachtet mir, selbst wußt' ich nicht warum, dies ängstlich und graulich war. Kaum brach nun am Kreuzes-Erfindungstage der Morgen an, als mir eine eiskalte Hand über das Gesicht fuhr und ich ganz deutlich der Seligen Stimme vernahm, welche sprach: „Steh' auf, steh' auf, Anna! es ist Zeit, daß Du mich schmückest, der

Bräutigam kommt!“ Voller Schreck sprang ich aus dem Bette und zog mich rasch an. Es war alles still und nur eine schneidende Zugluft blies durch den Kamin. Mimi winselte und jammerte unaufhörlich, und selbst Hans, wie es sonst gar nicht Katzennatur ist, ächzte vernehmlich und drückte sich scheu in die Ecken. Nun war es, als würden Kommoden und Schränke geöffnet, als rausche es mit seidenen Kleidern, und dabei sang es ein Morgenlied. Ach lieber Herr! — alles hörte ich deutlich und doch sah ich niemanden, die Angst wollte mich ganz übermannen, aber ich kniete in die Ecke des Zimmers und betete eifrig. Nun war es, als würde ein Tischchen gerückt, als würden Gläser und Tassen darauf gesetzt — und es ging im Zimmer auf und ab! — Ich konnte kein Glied rühren, und — was soll ich denn nun noch weiter sagen — wie jedesmal an jenem Unglückstage, hörte ich die selige Mamsell herumgehen und stöhnen und seufzen und beten, bis die Uhr zehn schlug, da vernahm ich wieder ganz deutlich die Worte: „Geh' nur zu Bette, Anne! es ist aus!“ — Aber da fiel ich auch bewußtlos zur Erde nieder, und so fanden mich am andern Morgen die Leute im Hause, welche, da ich mich gar nicht blikken lassen, glaubten, mir sey etwas zugestoßen und die verschlossene Thüre aufbrechen ließen. Niemanden als Ihnen, lieber Herr, habe ich indessen erzählt, was mir an jenem Tage geschehen.“

Nach dem, was ich erfahren, durfte ich gar nicht daran zweifeln, daß Alles sich so, wie Jungfer Anne erzählte, zugetragen, und ich war froh, daß ich nicht früher angekommen und so den argen graulichen Spuk mit zu bestehen gehabt hatte. — Gerade jetzt, als ich den Spuk verbannt glaubte, als in der Nachbarschaft mir süße Hoffnungen aufgingen, mußte ich fort, und daher kam die Verstimmung, die ihr an mir bemerktet. — Nicht sechs Monate waren verflossen,

als ich meinen Abschied erhalten hatte und wiederkehrte. Es gelang mir sehr bald, die Bekanntschaft jener nachbarlichen Familie zu machen, und ich fand das Mädchen, die mir auf den ersten Blick so reizend, so anmuthig erschien, bei näherer Bekanntschaft immer anziehender in allem ihren Wesen und Thun, so daß nur in der innigsten Verbindung mit ihr mein Lebensglück blühen konnte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich durchaus glaubte, sie liebe schon einen Andern, und diese Meinung wurde bestätigt, als einst von einem jungen Manne die Rede war, bei dessen Erwähnung das Mädchen, helle Thränen in den Augen, schnell aufstand und sich entfernte. — Demunerachtet that ich mir gar keinen Zwang an, sondern ließ ihr, ohne gerade zu sprechen, in vollem Maaß die innige Zuneigung merken, die mich an sie fesselte. Es schien, als würde sie mir mit jedem Tage gewogener, mit recht lieblicher Behaglichkeit nahm sie die Huldigungen auf, die sich in tausend kleinen, ihr wohlgefälligen Galanterien aussprachen. „Niemals," fiel hier Marzell dem erzählenden Alexander in die Rede, „niemals hätt' ich das alles dem ungeschickten Menschen zugetraut; er ist Geisterseher und eleganter Liebhaber zugleich, aber indem er es erzählt, glaube ich daran, und sehe ihn, wie er alle Laden durchläuft, um irgend eine gewünschte Putzwaare zu erbeuten, wie er athemlos bei Bouché ankommt, um den schönsten Rosen- oder Nelkenstock" — „Fort mit den unseligen Blumen," schrie Severin, und Alexander erzählte also weiter, „Glaubt nicht, daß ich ungeschickter Weise mit kostbaren Geschenken anrückte; daß dies in dem Hause nicht angebracht sey, sagte mir bald mein inneres richtiges Gefühl, dagegen knüpfte ich gering scheinende Aufmerksamkeiten an meine Person und erschien niemals ohne ein gewünschtes Stickmuster, ein neues Lied, ein noch nicht gelesenes Taschenbuch u. s. w. in

der Tasche zu tragen. Kam ich nicht jeden Vormittag auf ein halbes Stündchen herüber, so wurde ich vermißt. — Kurz, was will ich Euch denn mit solcher Umständlichkeit ermüden — mein Verhältniß mit dem Mädchen ging in jene behagliche Vertraulichkeit über, die zum offnen Geständniß der Liebe und zur Heirath führt. — Ich wollte mir den letzten Wolkenschatten vertreiben, sprach daher einst in einer gemüthlichen Stunde geradezu von der vorgefaßten Meinung, daß sie schon liebe oder wenigstens geliebt habe, und erwähnte aller Umstände, die diese Meinung genährt hatten, vorzüglich aber dachte ich jenes jungen Mannes, dessen Andenken ihr Thränen auspreßte. „Gestehen will ichs Ihnen,“ sprach das Mädchen, „daß das längere Zusammensein mit jenem Manne, der plötzlich als Fremder in unser Haus eintrat, meiner Ruhe hätte gefährlich werden können, ja daß ich eine heftige Neigung für ihn in mir aufkeimen spürte, und deshalb kann ich noch jetzt nicht ohne tiefes Mitleid, das mir Thränen entlockt, des Unglücks, das ihn auf ewig von mir schied, gedenken.“ Des Unglücks, das ihn verbannte? fragte ich neugierig. „Ja,“ erzählte das Mädchen weiter: „nie kannte ich einen Mann, der so wie er durch sein ganzes Wesen, durch sein Gespräch, Sinn und Gemüth zu beherrschen wußte, aber nicht leugnen konnte ich, daß er, wie mein Vater fortwährend behauptete, sich beständig in einem besonders exaltirten Zustande befand. Dies schrieb ich dem, durch uns unbekannte Ursachen — vielleicht durch den Krieg, den er mitgemacht, tief erregten Innern, der Vater dagegen dem Genuß geistiger Getränke zu. Ich hatte Recht, das lehrte der Erfolg. Er überraschte mich einst allein und offenbarte eine Stimmung, die ich erst für den Ausbruch der leidenschaftlichsten Liebe, dann aber, als er wie von Frost geschüttelt, an allen Gliedern zitternd, unter unverständlich ausgestoßenen

Lauten davon rannte, für Wahnsinn halten mußte. Es war so. Zufällig hatte er einmal Straße und Nummer seiner Wohnung genannt, die ich im Gedächtniß behalten. Als er mehrere Wochen ausgeblieben, schickte der Vater hin; die Wirthin, oder vielmehr der Hausknecht, der die dort meublirte Zimmer Bewohnenden zu bedienen pflegte, und den unser Diener gerade antraf, ließ aber auf die Erkundigung sagen, der sei längst toll und nach der Charité gebracht worden. Er müsse über das Lotterispiel verrückt geworden seyn, denn er habe geglaubt, König von der Ambe zu seyn.“ „Gott im Himmel,“ schrie Marzell erschreckt, „das war Nettelmann — Ambe — Amboina.“ — „Es kann,“ sprach Severin sehr leise und dumpf, „auch eine besondere Verwechslung statt gefunden haben — mir gehn Lichter auf! — Doch nur weiter!“ — Alexander blickte den Severin wehmüthig lächelnd an und fuhr dann fort: „Ich war beruhigt, und bald kam es denn dahin, daß das holde Mädchen meine Braut und der Hochzeittag anberaumt wurde. Ich wollte das Haus, indem der Spuk sich dann und wann wieder vernehmen ließ, verkaufen, der Schwiegervater rieth mir's ab, und so kam es, daß ich ihm die ganze Geschichte von dem graulichen Umgehn der alten Tante erzählte. — Er wurde, sonst ein gar lebenskräftiger jovialer Mann, sehr nachdenklich, und wie ich es gar nicht erwartet hatte, sprach er: „In alter Zeit hatten wir einen frommen schlichten Glauben, wir erkannten das Jenseits, aber auch die Blödigkeit unserer Sinne, dann kam die Aufklärung, die Alles so klar machte, daß man vor lauter Klarheit nichts sah, und sich am nächsten Baume im Walde die Nase stieß, jetzt soll das Jenseits erfaßt werden, mit hinübergestreckten Armen von Fleisch und Bein. — Behalten Sie das Haus und lassen Sie mich machen!“ — Ich erstaunte, als der Alte die Haustrauung in

dem großen Zimmer meiner Wohnung am Kreuz-Erfindungstage, ich erstaunte noch mehr, als er Alles in dem Zimmer so anordnete, wie es die selige Tante gethan. Jungfer Anna schlich mit vor Angst zerstörtem Gesicht leise betend umher. Die geschmückte Braut — der Geistliche kam, nichts Befremdendes ließ sich hören oder blicken. Als aber der Segen gesprochen, da ging es wie ein leiser sanfttönender Hauch durchs Zimmer, und ich, meine Braut, der Geistliche, alle Anwesende hatten nach einstimmiger Aussage in demselben Augenblick ein unbeschreibliches Wohlseyn gefühlt, das uns mit elektrischer Wärme durchdrang. — Seit der Zeit habe ich keinen Spuk verspürt, außer heute, da das lebhafte Andenken an die holde Pauline in meine Ehe einen neuen Spuk gebracht." Dies sprach Alexander seltsam lächelnd und sich umschauend. „O Du großer Thor," rief Marzell. „Ich wollte nicht, daß sie heute wieder hier erschiene, wer weiß, was mir geschähe." — Es waren unterdessen viele Spaziergänger angelangt und hatten Tische und Stühle eingenommen, nur den Platz nicht, wo vor zwei Jahren die Aslingsche Familie saß. „Eine recht seltsame Ahnung," fing Severin an, „geht durch mein Inneres, indem ich jenen verhängnißvollen Platz dort anschaue, es ist mir als ob — In dem Augenblick schritt der Geheime-Rath Asling, seine Frau am Arme, vorüber, Pauline folgte anmuthig und wunderherrlich anzuschauen, wie vor zwei Jahren. So wie damals schien sie mit rückwärts gewandtem Kopf jemanden ausspähen zu wollen. Da fiel ihr Alexander ins Auge, der aufgestanden war. „Ach da bist Du ja schon!" rief sie freudig, indem sie auf ihn zusprang. Er faßte sie bei der Hand und sprach zu den Freunden: „Das ist, Herzensbrüder, mein liebes Weiblein Pauline!"

Die Freunde waren mit Ottmars Erzählung zufrieden.

„Du hattest,“ sprach Theodor, „bestimmten Anlaß die Scene des Stücks nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen ist es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel, den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem daß das Ganze dadurch einen Schein von historischer Wahrheit erhält, der einer trägen Phantasie aufhilft, so gewinnt es auch, zumal für den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt ist, ungemein an Lebendigkeit und Frische.“

„Seine ironische Tücke,“ sprach Lothar, „vorzüglich was das junge Mädchen betrifft, hat unser Freund aber doch nicht lassen können. Doch ich verzeihe ihm da gern.“

„Ein wenig Salz,“ erwiederte Ottmar, „mein lieber Lothar zur magern Speise. Denn in der That, indem ich meine Erzählung las, fühlte ich es deutlich, daß sie zu wenig phantastisch ist, sich zu sehr in den gewöhnlichsten Kreisen bewegt.“

„Findet,“ nahm Cyprian das Wort, „Theodor, daß es gut sey, den bestimmten Schauplatz zu nennen, tadelt ferner Ottmar, daß sein Stoff zu wenig phantastisch sey, will endlich Lothar auch mir etwas ironische Tücke verzeihen, so darf ich wohl eine Erzählung vortragen, zu der mich Erinnerungen meines Aufenthalts in der edlen Handelsstadt Danzig entzündeten.“

Er las:

Der Artushof.

Gewiß hast Du, günstiger Leser! schon recht viel von der alten merkwürdigen Handelsstadt Danzig gehört. Vielleicht kennst Du all das Sehenswerthe, was

sich dort befindet, aus mancher Beschreibung; am liebsten sollt' es mir aber seyn, wenn Du selbst einmal in früherer Zeit, dort gewesen wärest, und mit eigenen Augen den wunderbaren Saal geschaut hättest, in den ich jetzt Dich führen will. Ich meine den Artushof. — In den Mittagsstunden wogte drängend und treibend der Handel den mit Menschen der verschiedensten Nationen gefüllten Saal auf und ab, und ein verwirrtes Getöse betäubte die Ohren. Aber wenn die Börsenstunden vorüber, wenn die Handelsherren bei Tische saßen, und nur einzelne geschäftig durch den Saal, der als Durchgang zwei Straßen verbindet, liefen, dann besuchtest Du, günstiger Leser, der Du in Danzig warst, den Artushof wohl am liebsten. Nun schlich ein magisches Helldunkel durch die trüben Fenster, all' das seltsame Bild- und Schnitzwerk, womit die Wände überreich verziert, wurde rege und lebendig. Hirsche mit ungeheuern Geweihen, andere wunderliche Thiere schauten mit glühenden Augen auf Dich herab, Du mochtest sie kaum ansehen; auch wurde Dir, je mehr die Dämmerung eintrat, das marmorne Königsbild in der Mitte, nur desto schauerlicher. Das große Gemälde, auf dem alle Tugenden und Laster versammelt mit beigeschriebenen Namen, verlor merklich von der Moral, denn schon schwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel, und die Laster, gar wunderschöne Frauen in bunten schimmernden Kleidern, traten recht verführerisch hervor und wollten Dich verlocken mit süßem Gelispel. Du wandtest den Blick lieber auf den schmalen Streif, der beinahe rings um den Saal geht, und auf dem sehr anmuthig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsstädtischer Zeit abgebildet sind. Ehrsame Bürgermeister mit klugen bedeutsamen Gesichtern reiten voran auf muthigen schön geputzten Rossen, und die Trommelschläger, die Pfeifer, die Hellebardirer schreiten so keck

und lebendig daher, daß Du bald die lustige Soldatenmusik vernimmst, und glaubst, sie werden nun gleich alle zu jenem großen Fenster dort hinaus auf den langen Markt ziehen. — Weil sie denn nun fortziehen wollten, konntest Du nicht umhin, günstiger Leser, in so fern Du nämlich ein rüstiger Zeichner bist, mit Tinte und Feder jenen prächtigen Bürgermeister mit seinem wunderschönen Pagen abzukonterfeien. Auf den Tischen rings umher lag ja sonst immer auf öffentliche Kosten Papier, Tinte und Feder bereit, das Material war also bei der Hand und lockte Dich unwiderstehlich an. Dir, günstiger Leser! war so etwas erlaubt, aber nicht dem jungen Kaufherrn Traugott, der über ähnlichem Beginnen in tausend Noth und Verdruß gerieth. — „Avisiren Sie doch sogleich unsern Freund in Hamburg von dem zu Stande gekommenen Geschäft, lieber Herr Traugott!" — So sprach der Kauf- und Handelsherr Elias Roos, mit dem Traugott nächstens in Kompagnie gehen und dessen einzige Tochter Christina er heirathen sollte. Traugott fand mit Mühe ein Plätzchen an den besetzten Tischen, er nahm ein Blatt, tunkte die Feder ein und wollte eben mit einem kecken kalligraphischen Schnörkel beginnen, als er, nochmals schnell das Geschäft, von dem er zu schreiben hatte, überdenkend, die Augen in die Höhe warf. — Nun wollte es der Zufall, daß er gerade vor den in einem Zuge abgebildeten Figuren stand, deren Anblick ihn jedesmal mit seltsamer unbegriflicher Wehmuth befing. — Ein ernster beinahe düsterer Mann, mit schwarzem krausem Barte, ritt in reichen Kleidern auf einem schwarzen Rosse, dessen Zügel ein wundersamer Jüngling führte, der in seiner Lockenfülle und zierlicher bunter Tracht beinahe weiblich anzusehen war: die Gestalt, das Gesicht des Mannes erregten dem Traugott innern Schauer, aber aus dem Gesichte des holden Jünglings strahlte ihm eine ganze Welt süßer Ahnun-

gen entgegen. Niemals konnte er loskommen von dieser beider Anblick, und so geschah es denn auch jetzt, daß statt den Aviso des Herrn Elias Roos nach Hamburg zu schreiben, er nur das wundersame Bild anschaute und gedankenlos mit der Feder auf dem Papier herumkritzelte. Das mochte schon einige Zeit gedauert haben, als ihn jemand hinterwärts auf die Schulter klopfte, und mit dumpfer Stimme rief: „Gut, — recht gut! — so lieb' ich's, das kann was werden:" — Traugott kehrte sich aus dem Traume erwachend rasch um, aber es traf ihn wie ein Blitzstrahl — Staunen, Schrecken machten ihn sprachlos, er starrte hinein in das Gesicht des düstern Mannes, der vor ihm abgebildet. Dieser war es, der jene Worte sprach, und neben ihm stand der zarte wunderschöne Jüngling und lächelte ihn an, wie mit unbeschreiblicher Liebe. Sie sind es ja selbst, so fuhr es dem Traugott durch den Sinn. — Sie sind es ja selbst! — Sie werden nun gleich die häßlichen Mäntel abwerfen und dastehen in glänzender alterthümlicher Tracht! — Die Menschen wogten durch einander, verschwunden im Gewühl waren bald die fremden Gestalten, aber Traugott stand mit seinem Avisobriefe in der Hand, wie zur starren Bildsäule geworden, auf derselben Stelle, als die Börsenstunden längst vorüber, und nur noch Einzelne durch den Saal liefen. Endlich wurde Traugott Herrn Elias Roos gewahr, der mit zwei fremden Herren auf ihn zuschritt. „Was spintisiren Sie noch in später Mittagszeit, werther Herr Traugott," rief Elias Roos, „haben Sie den Aviso richtig abgeschickt?" — Gedankenlos reichte Traugott ihm das Blatt hin, aber da schlug Herr Elias Roos die Fäuste über den Kopf zusammen, stampfte erst ein kleinwenig, dann aber sehr stark mit dem rechten Fuße und schrie, daß es im Saale schallte: „Herr Gott! — Herr Gott! Kinderstreiche! — dum-

me Kinderstreiche! — Verehrter Traugott — korrupter Schwiegersohn — unkluger Associé. — Ew. Edlen sind wohl ganz des Teufels? — Der Aviso — der Aviso, o Gott! die Post!" — Herr Elias Roos wollte ersticken vor Aerger, die fremden Herren lächelten über den wunderlichen Aviso, der freilich nicht recht brauchbar war. Gleich nach den Worten: Auf Ihr Werthes vom 20sten hujus uns beziehend, hatte nämlich Traugott in zierlichem kecken Umriß jene beiden wundersamen Figuren, den Alten und den Jüngling, gezeichnet. Die fremden Herren suchten den Herrn Elias Roos zu beruhigen, indem sie ihm auf das liebreichste zusprachen; der zupfte aber die runde Perücke hin und her, stieß mit dem Rohrstock auf den Boden, und rief: „das Satanskind, — avisiren soll er, macht Figuren — zehntausend Mark sind — fit!" — Er blies durch die Finger und weinte dann wieder: „Zehntausend Mark!" — „Beruhigen Sie sich, lieber Herr Roos, sprach endlich der ältere von den fremden Herrn: die Post ist zwar freilich fort, in einer Stunde geht indessen ein Kourier ab, den ich nach Hamburg schicke, dem gebe ich Ihren Aviso mit und so kommt er noch früher an Ort und Stelle, als es durch die Post geschehen seyn würde." „Unvergleichlichster Mann!" rief Herr Elias mit vollem Sonnenschein im Blick. Traugott hatte sich von seiner Bestürzung erholt, er wollte schnell an den Tisch, um den Aviso zu schreiben. Herr Elias schob ihn aber weg, indem er mit recht hämischem Blicke zwischen den Zähnen murmelte: „Ist nicht vonnöthen, mein Söhnlein!" — Während Herr Elias gar eifrig schrieb, näherte sich der ältere Herr dem jungen Traugott, der in stummer Beschämung da stand, und sprach: „Sie scheinen nicht an Ihrem Platze zu seyn, lieber Herr! Einem wahren Kaufmanne würde es nicht eingefallen seyn, statt, wie es Recht ist, zu avisiren, Figuren zu zeichnen." —

Traugott mußte das für einen nur zu gegründeten Vorwurf halten. Ganz betroffen erwiederte er: „Ach Gott, wie viel vortreffliche Aviso's schrieb schon diese Hand, aber nur zuweilen kommen mir solche vertrackte Einfälle!“ „Ei mein Lieber,“ fuhr der Fremde lächelnd fort: „das sollten nun eben keine vertrackte Einfälle seyn. Ich glaube in der That, daß alle Ihre Aviso's nicht so vortrefflich sind, als diese mit fester Hand keck und sauber umrissenen Figuren. Es ist wahrhaftig ein eigener Genius darinn.“ Unter diesen Worten hatte der Fremde den in Figuren übergegangenen Avisobrief dem Traugott aus der Hand genommen, sorgsam zusammengefaltet und eingesteckt. Da stand es ganz fest in Traugotts Seele, daß er etwas viel Herrlicheres gemacht habe, als einen Avisobrief, ein fremder Geist funkelte in ihm auf, und als Herr Elias Roos, der mit dem Schreiben fertig geworden, noch bitterböse ihm zurief: „Um zehntausend Mark hätten mich Ihre Kinderstreiche bringen können,“ da erwiederte er lauter und bestimmter als jemals: „Gebehrden sich Ew. Edlen nur nicht so absonderlich, sonst schreib' ich Ihnen in meinem ganzen Leben keinen Avisobrief mehr, und wir sind geschiedene Leute!“ — Herr Elias schob mit beiden Händen die Perücke zurecht und stammelte mit starrem Blick: „Liebenswürdiger Associé, holder Sohn! was sind das für stolze Redensarten?“ Der alte Herr tratt abermals ins Mittel, wenige Worte waren hinlänglich, den vollen Frieden herzustellen, und so schritten sie zum Mittagsmahl in das Haus des Herrn Elias, der die Fremden geladen hatte. Jungfer Christine empfing die Gäste in sorgsam geschniegelten und gebügelten Feierkleidern und schwenkte bald mit geschickter Hand den überschweren silbernen Suppenlöffel. — Wohl könnte ich Dir, günstiger Leser! die fünf Personen, während sie bei Tische sitzen, bildlich vor Augen bringen, ich werde aber nur zu flüch-

tigen Umrissen gelangen, und zwar viel schlechteren als wie sie Traugott in dem ominösen Avisobriefe recht verwegen hinkritzelte, denn bald ist das Mahl geendet, und die wundersame Geschichte des wackern Traugott, die ich für Dich, günstiger Leser! aufzuschreiben unternommen, reißt mich fort mit unwiderstehlicher Gewalt! — Daß Herr Elias Roos eine runde Perücke trägt, weißt Du günstiger Leser schon aus Obigem, und ich darf auch gar nichts mehr hinzusetzen, denn nach dem was er gesprochen, siehst Du jetzt schon den kleinen rundlichen Mann in seinem leberfarbenen Rocke, Weste und Hosen mit goldbesponnenen Knöpfen recht vor Augen. Von dem Traugott habe ich sehr viel zu sagen, weil es eben seine Geschichte ist, die ich erzähle, er also wirklich darin vorkommt. Ist es aber nun gewiß, daß Gesinnung, Thun und Treiben aus dem Innern heraustretend, so die äußere Gestalt modeln und formen, daß daraus die wunderbare nicht zu erklärende nur zu fühlende Harmonie des Ganzen entsteht, die wir Charakter nennen, so wird Dir, günstiger Leser! aus meinen Worten Traugotts Gestalt von selbst recht lebendig hervorgehen. Ist dies nicht der Fall, so taugt all' mein Geschwätz gar nichts, und Du kannst meine Erzählung nur geradezu für nicht gelesen achten. Die beiden fremden Herren sind Onkel und Neffe, ehedem Handel, jetzt Geschäfte treibend mit erworbenem Gelde, und Herrn Elias Roos Freunde, d. h. mit ihm in starkem Geldverkehr. Sie wohnen in Königsberg, tragen sich ganz englisch, führen einen Mahagoni-Stiefelknecht aus London mit sich, haben viel Kunstsinn und sind überhaupt feine ganz gebildete Leute. Der Onkel besitzt ein Kunstkabinett und sammelt Zeichnungen (videatur der geraubte Avisobrief). Eigentlich war es mir hauptsächlich nur darum zu thun, Dir günstiger Leser, die Christina recht lebhaft darzustellen, denn ihr flüchtiges Bild wird, wie ich merke, bald verschwinden,

und so ist es gut, daß ich gleich einige Züge zu Buch bringe. Mag sie dann entfliehen! Denke Dir, lieber Leser! ein mittelgroßes wohlgenährtes Frauenzimmer, von etwa zwei bis drei und zwanzig Jahren, mit rundem Gesicht, kurzer ein wenig aufgestülpter Nase, freundlichen lichtblauen Augen, aus denen es recht hübsch jedermann anlächelt: Nun heirathe ich bald! — Sie hat eine blendend weiße Haut, die Haare sind geradezu nicht zu röthlich — recht küssige Lippen — einen zwar etwas weiten Mund, den sie noch dazu seltsam verzieht, aber zwei Reihen Perlenzähne werden dann sichtbar. Sollten etwa aus des Nachbars brennendem Hause die Flammen in ihr Zimmer schlagen, so wird sie nur noch geschwinde den Kanarienvogel füttern und die neue Wäsche verschließen, dann aber ganz gewiß in das Komtoir eilen und dem Herrn Elias Roos zu erkennen geben, daß nunmehro auch sein Haus brenne. Niemals ist ihr eine Mandeltorte mißrathen, und die Butter-Sauce verdickt sich jedesmal gehörig, weil sie niemals links, sondern immer rechts im Kreise mit dem Löffel rührt! — Da Herr Elias Roos schon den letzten Römer alten Franz eingeschenkt, bemerke ich nur noch in der Eile, daß Christinchen den Traugott deshalb ungemein lieb hat, weil er sie heirathet, denn was sollte sie wohl in aller Welt anfangen, wenn sie niemals Frau würde! — Nach der Mahlzeit schlug Herr Elias Roos den Freunden einen Spaziergang auf den Wällen vor. Wie gern wäre Traugott, in dessen Innerm sich noch nie so viel Verwunderliches geregt hatte, als eben heute, der Gesellschaft entschlüpft, es ging aber nicht; denn wie er eben zur Thür hinauswollte, ohne einmal seiner Braut die Hand geküßt zu haben, erwischte ihn Herr Elias beim Rockschoß, rufend: „Werther Schwiegersohn, holder Associé, Sie wollen uns doch nicht verlassen?“ und so mußte er wohl bleiben. — Jener Professor physices meinte:

der Weltgeist habe als ein wackrer Experimentalist irgendwo eine tüchtige Elektrisirmaschine gebaut, und von ihr aus liefen gar geheimnißvolle Drähte durch's Leben, die umschlichen und umgingen wir nun bestmöglichst, aber in irgend einem Moment müßten wir darauf treten, und Blitz und Schlag führen durch unser Inneres, in dem sich nun plötzlich Alles anders gestalte. Auf den Draht war wohl Traugott getreten, in dem Moment als er bewußtlos die zeichnete, welche lebendig hinter ihm standen, denn mit Blitzes Gewalt hatte ihn die seltsame Erscheinung der Fremden durchzuckt, und es war ihm, als wisse er nun alles deutlich, was sonst nur Ahnung und Traum gewesen. Die Schüchternheit, die sonst seine Zunge band, sobald das Gespräch sich auf Dinge wandte, die wie ein heiliges Geheimniß tief in seiner Brust verborgen lagen, war verschwunden, und so kam es, daß, als der Onkel die wunderlichen halbgemalten halb geschnitzten Bilder im Artushof als geschmacklos angriff, und vorzüglich die kleinen Soldatengemälde als abenteuerlich verwarf, er dreist behauptete: wie es wohl seyn könne, daß das Alles sich mit den Regeln des Geschmacks nicht zusammenreime, indessen sey es ihm selbst, wie wohl schon mehrern ergangen; eine wunderbare phantastische Welt habe sich ihm im dem Artushof erschlossen und einzelne Figuren hätten ihn sogar mit lebensvollen Blicken, ja wie mit deutlichen Worten daran gemahnt, daß er auch ein mächtiger Meister seyn und schaffen und bilden könne wie der, aus dessen geheimnißvoller Werkstatt sie hervorgegangen. — Herr Elias sah in der That dümmer aus wie gewöhnlich, als der Jüngling solche hohe Worte sprach, aber der Onkel sagte mit recht hämischer Miene: „Ich behaupte es noch einmal, daß ich nicht begreife, wie Sie Kaufmann seyn wollen, und sich nicht lieber der Kunst ganz zugewandt haben." — Dem Traugott war der Mann höchst zuwider, und

er schloß sich deshalb bei dem Spaziergange an den Neffen, der recht freundlich und zutraulich that. „O Gott,“ sprach dieser, „wie beneide ich Sie um Ihr schönes herrliches Talent! Ach könnte ich so wie Sie zeichnen. — An Genie fehlt es mir gar nicht, ich habe schon recht hübsch Augen und Nasen und Ohren, ja sogar drei bis vier ganze Köpfe gezeichnet, aber lieber Gott, die Geschäfte! die Geschäfte!“ „Ich dächte,“ sprach Traugott „sobald man wahres Genie, wahre Neigung zur Kunst verspüre, solle man kein anderes Geschäft kennen.“ „Sie meinen, Künstler werden,“ entgegnete der Neffe. „Ei, wie mögen Sie das sagen! Sehen Sie, mein Werthester, über diese Dinge habe ich denn wohl mehr nachgedacht, als vielleicht Mancher, ja, selbst ein so entschiedener Verehrer der Kunst, bin ich tiefer in das eigentliche Wesen der Sache eingedrungen, als ich es nur zu sagen vermag, daher sind mir nur Andeutungen möglich.“ Der Neffe sah bei diesen Worten so gelehrt und tiefsinnig aus, daß Traugott ordentlich einige Ehrfurcht für ihn empfand. „Sie werden mir Recht geben,“ fuhr der Neffe fort, nachdem er eine Prise genommen und zweimal geniest hatte, „daß die Kunst Blumen in unser Leben flicht — Erheiterung, Erholung vom ernsten Geschäft, das ist der schöne Zweck alles Strebens in der Kunst, der desto vollkommener erreicht wird, je vortrefflicher sich die Productionen gestalten. Im Leben selbst ist dieser Zweck deutlich ausgesprochen, denn nur der, der nach jener Ansicht die Kunst übt, genießt die Behaglichkeit, die den immer und ewig flieht, welcher der wahren Natur der Sache entgegen, die Kunst als Hauptsache, als höchste Lebenstendenz betrachtet. Deshalb, mein Lieber! nehmen Sie sich das ja nicht zu Herzen, was mein Onkel vorbrachte, um Sie von dem ernsten Geschäft des Lebens abzuleiten in ein Thun und Treiben, das ohne Stütze nur wie ein un-

behülflich Kind hin und herwankt." Hier hielt der Neffe inne, als erwarte er Traugotts Antwort; der wußte aber gar nicht was er sagen sollte. Alles was der Neffe gesprochen, kam ihm unbeschreiblich albern vor. Er begnügte sich zu fragen: „Was nennen Sie denn nun aber eigentlich ernstes Geschäft des Lebens?" Der Neffe sah ihn etwas betroffen an. „Nun, mein Gott," fuhr er endlich heraus, „Sie werden mir doch zugeben, daß man im Leben leben muß, wozu es der bedrängte Künstler von Profession beinahe niemals bringt." Er schwatzte nun mit zierlichen Wörtern und gedrechselten Redensarten in's Gelag hinein. Es kam ungefähr darauf hinaus, daß er im Leben leben nichts Anderes nannte, als, keine Schulden, sondern viel Geld haben, gut Essen und Trinken, eine schöne Frau und auch wohl artige Kinder, die nie einen Talgfleck ins Sonntagsröckchen bringen, besitzen u. s. w. Dem Traugott schnürte das die Brust zu, und er war froh, als der verständige Neffe von ihm abließ, und er sich allein auf seinem Zimmer befand. „Was führe ich doch," sprach er zu sich selbst, „für ein erbärmlich schlechtes Leben! — An dem schönen Morgen in der herrlichen goldenen Frühlingszeit, wenn selbst durch die finstern Straßen in der Stadt der laue West zieht, und in seinem dumpfen Murmeln und Rauschen von all' den Wundern zu erzählen scheint, die draußen in Wald und Flur erblühen, da schleiche ich träge und unmuthig in Herrn Elias Roos räuchrichtes Komtoir. Da sitzen bleiche Gesichter vor großen unförmlichen Pulten, und nur das Geräusch des Blätterns in den großen Büchern, das Klappern des gezählten Geldes, einzelne unverständliche Laute unterbrechen, die düstre Stille in die Alles arbeitend versunken. Und was für Arbeit? — Wozu alles Sinnen, alles Schreiben? — Damit sich nur die Goldstücke im Kasten mehren, damit nur des Fafners unheilbringender Hort immer mehr funkle und

und gleiße! — Wie mag doch solch ein Künstler und Bildner fröhlich hinausziehn und hoch emporgerichteten Hauptes all' die erquicklichen Frühlingsstrahlen einathmen, die die innere Welt voll herrlicher Bilder entzünden, so daß sie aufgeht im regen lustigen Leben. Aus den dunkeln Büschen treten dann wunderbare Gestalten hervor, die sein Geist geschaffen und die sein Eigen bleiben, denn in ihm wohnt der geheimnißvolle Zauber des Lichts, der Farbe, der Form, und so vermag er, was sein inneres Auge geschaut, festzubannen, indem er es sinnlich darstellt. — Was hält mich ab, mich loszureißen von der verhaßten Lebensweise? — Der alte wunderliche Mann hat es mir bestätigt, daß ich zum Künstler berufen bin, aber noch mehr der schöne holde Jüngling. Ungeachtet der nichts sprach, war es mir ja doch, als sage sein Blick mir das deutlich, was so lange sich nur als leise Ahnung in mir regte, und das niedergedrückt von tausend Zweifeln, nicht empor zu streben vermochte. Kann ich denn nicht, statt meines unseligen Treibens, ein tüchtiger Maler werden?“ — Traugott holte Alles hervor, was er jemals gezeichnet, und durchschaute es mit prüfenden Blicken. Manches kam ihm heute ganz anders vor als sonst, und zwar besser. Vorzüglich fiel ihm aber aus den kindischen Versuchen seiner frühern Knabenzeit ein Blatt in die Hände, auf dem in freilich verzerrten, jedoch sehr kenntlichen Umrissen, jener alte Bürgermeister mit dem schönen Pagen abgebildet war, und er erinnerte sich recht gut, daß schon damals jene Figuren seltsam auf ihn wirkten, und er einst in der Abenddämmerung wie von einer unwiderstehlichen Gewalt vom Knabenspiele fort in den Artushof gelockt wurde, wo er ämsig sich bemühte, das Bild abzuzeichnen. — Traugott wurde, diese Zeichnung anschauend, von der tiefsten wehmüthigsten Sehnsucht befangen! — Er sollte nach gewöhnlicher Weise, noch

ein Paar Stunden in dem Komtoir arbeiten, das war ihm unmöglich, statt dessen lief er heraus auf den Karlsberg. Da schaute er hinaus ins wogende Meer; in den Wellen, in dem grauen Nebelgewölk, das wunderbar gestaltet sich über Hela gelegt hatte, trachtete er wie in einem Zauberspiegel das Schicksal seiner künftigen Tage zu erspähen. —

Glaubst Du nicht, lieber Leser! daß das was aus dem höhern Reich der Liebe in unsre Brust hinabgekommen, sich uns zuerst offenbaren müsse im hoffnungslosen Schmerz? — Das sind die Zweifel die in des Künstlers Gemüth stürmen. — Er schaut das Ideal und fühlt die Ohnmacht es zu erfassen. — Aber dann kommt ihm wieder ein göttlicher Muth, er kämpft und ringt, und die Verzweiflung löst sich auf in süßes Sehnen, das ihn stärkt und antreibt, immer nachzustreben der Geliebten, die er immer näher und näher erblickt, ohne sie jemals zu erreichen.

Traugott wurde nun eben von jenem hoffnungslosen Schmerz recht gewaltig ergriffen! Als er am frühen Morgen seine Zeichnungen, die noch auf dem Tische lagen, wieder ansah, kam ihm alles unbedeutend und läppisch vor, und er erinnerte sich jetzt der Worte eines kunstreichen Freundes, der oft sagte: Großer Unfug mit mittelmäßigem Treiben der Kunst entstehe daher, daß viele eine lebhafte äußere Anregung für innern wahren Beruf zur Kunst hielten. Traugott war nicht wenig geneigt, den Artushof mit den beiden wunderbaren Figuren des Alten und des Jünglings eben für eine solche äußere Anregung zu halten, verdammte sich selbst zur Rückkehr ins Komtoir, und arbeitete bei dem Herrn Elias Roos, ohne des Ekels zu achten, der ihn oft so übernahm, daß er schnell abbrechen und hinauslaufen mußte in's Freie. Herr Elias Roos schrieb dies mit sorglicher Theilnahme der Kränklichkeit zu, die nach seiner Meinung den todt-

bleichen Jüngling ergriffen haben mußte. — Mehrere Zeit war vergangen, der Dominiks-Markt kam heran, nach dessen Ende Traugott die Christina heirathen und sich als Associé des Herrn Elias Roos der Kaufmannswelt ankündigen sollte. Dieser Zeitpunkt war ihm der traurige Abschied von allen schönen Hoffnungen und Träumen, und schwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er Christinchen in voller Thätigkeit erblickte, wie sie in dem mittleren Stock Alles scheuern und bohnen ließ, Gardienen eigenhändig fältelte, dem messingenen Geschirr den letzten Glanz gab u. s. w. Im dicksten Gewühl der Fremden im Artushof hörte Traugott einmal eine Stimme dicht hinter sich, deren bekannter Ton ihm durchs Herz drang. „Sollten diese Papiere wirklich so schlecht stehen?" Traugott drehte sich rasch um und erblickte, wie er es vermuthet, den wunderlichen Alten, welcher sich an einen Mäkler gewandt hatte, um ein Papier zu verkaufen, dessen Cours in dem Augenblick sehr gesunken war. Der schöne Jüngling stand hinter dem Alten und warf einen wehmüthig freundlichen Blick auf Traugott. Dieser trat rasch zu dem Alten hin und sprach: „Erlauben Sie, mein Herr, das Papier, welches Sie verkaufen wollen, steht in der That nur so hoch, wie Ihnen gesagt worden; der Cours bessert sich indessen, wie es mit Bestimmtheit vorauszusehen ist, in wenigen Tagen sehr bedeutend. Wollen Sie daher meinen Rath annehmen, so verschieben Sie den Umsatz des Papiers noch einige Zeit." — „Ei, mein Herr!" erwiederte der Alte ziemlich trocken und rauh, „was gehen Sie meine Geschäfte an? Wissen Sie denn, ob mir in diesem Augenblick solch ein einfältig Papier nicht ganz unnütz, baares Geld aber höchst nöthig ist?" Traugott, der nicht wenig betreten darüber war, daß der Alte seine gute Absicht so übel aufnahm, wollte sich schon entfernen, als der Jüngling ihn, wie bittend, mit Thränen im

Auge anblickte. „Ich habe es gut gemeint, mein Herr,“ erwiederte er schnell dem Alten, „und kann es durchaus noch nicht zugeben, daß Sie bedeutenden Schaden leiden sollen. Verkaufen Sie mir das Papier unter der Bedingung, daß ich Ihnen den höhern Cours, den es in einigen Tagen haben wird, nachzahle.“ — „Sie sind ein wunderlicher Mann,“ sagte der Alte: „mag es darum seyn, wiewohl ich nicht begreife, was Sie dazu treibt, mich bereichern zu wollen.“ — Er warf bei diesen Worten einen funkelnden Blick auf den Jüngling, der die schönen blauen Augen beschämt niederschlug. Beide folgten dem Traugott in das Komtoir, wo dem Alten das Geld ausgezahlt wurde, der es mit finstrer Miene einsackte. Während dessen sagte der Jüngling leise zu Traugott: „Sind sie nicht derselbe, der vor mehreren Wochen auf dem Artushof solch' hübsche Figuren gezeichnet hatte?“ — „Allerdings,“ erwiederte Traugott, indem er fühlte, wie ihm die Erinnerung an den lächerlichen Auftritt mit dem Avisobrief das Blut in's Gesicht trieb. „O dann,“ fuhr der Jüngling fort, „nimmt es mich nicht Wunder —“ Der Alte blickte den Jüngling zornig an, der sogleich schwieg. — Traugott konnte eine gewisse Beklommenheit in Gegenwart der Fremden nicht überwinden, und so gingen sie fort, ohne daß er den Muth gehabt hätte, sich nach ihren nähern Lebensverhältnissen zu erkundigen. Die Erscheinung dieser beiden Gestalten hatte auch in der That so etwas Verwunderliches, daß selbst das Personal im Komtoir davon ergriffen wurde. Der grämliche Buchhalter hatte die Feder hinters Ohr gesteckt, und mit beiden Armen über das Haupt gelehnt, starrte er mit grellen Augen den Alten an. „Gott bewahre mich,“ sprach er, als die Fremden fort waren, „der sah ja aus mit seinem krausen Barte und dem schwarzen Mantel, wie ein altes Bild de Anno 1400. in der Pfarrkirche zu

St. Johannis!" — Herr Elias hielt ihn aber, seines edeln Anstandes, seines tief ernsten altteutschen Gesichts ungeachtet, schlechtweg für einen polnischen Juden, und rief schmunzelnd: „Dumme Bestie, verkauft jetzt das Papier, und bekommt in acht Tagen wenigstens 10 Prozent mehr." Freilich wußte er nichts von dem verabredeten Zuschusse, den Traugott aus seiner Tasche zu berichtigen gemeint war, welches er auch einige Tage später, als er den Alten mit dem Jünglinge wieder auf dem Artushofe traf, wirklich that. — „Mein Sohn," sagte der Alte, „hat mich daran erinnert, daß Sie auch Künstler sind, und so nehme ich das an, was ich sonst verweigert haben würde." — Sie standen gerade an einer der vier Granitsäulen, die des Saales Wölbung tragen, dicht vor den beiden gemalten Figuren, die Traugott damals in den Avisobrief hineinzeichnete. Ohne Rückhalt sprach er von der großen Aehnlichkeit jener Figuren mit dem Alten und dem Jünglinge. Der Alte lächelte ganz seltsam, legte die Hand auf Traugotts Schulter und sprach leise und bedächtig: „Ihr wißt also nicht, daß ich der deutsche Maler Godofredus Berklinger bin und die Figuren, welche Euch so zu gefallen scheinen, vor sehr langer Zeit, als ich noch ein Schüler der Kunst war, selbst malte? In jenem Bürgermeister habe ich mich selbst Andenkens halber abkonterfeit, und daß der das Pferd führende Page mein Sohn ist, erkennt Ihr wohl sehr leicht, wenn Ihr beider Gesichter und Wuchs anschauet!" — Traugott verstummte vor Erstaunen; er merkte aber wohl bald, daß der Alte, der sich für den Meister der mehr als zweihundert Jahre alten Gemälde hielt, von einem besondern Wahnwitze befangen seyn müsse. „Ueberhaupt war es doch," fuhr der Alte fort, indem er den Kopf in die Höhe warf und stolz umherblickte, „eine herrliche, grünende, blühende Künstlerzeit, wie ich diesen Saal dem weisen Könige Artus

und seiner Reichstafel zu Ehren mit all' den bunten Bildern schmückte. Ich glaube wohl, daß es der König Artus selbst war, der in gar edler hoher Gestalt einmal, als ich hier arbeitete, zu mir trat, und mich zur Meisterschaft ermahnte, die mir damals noch nicht worden! — „Mein Vater," fiel der Jüngling ein, „ist ein Künstler, wie es wenige giebt, mein Herr! und es würde Sie nicht gereuen, wenn er es Ihnen vergönnte, seine Werke zu sehen." Der Alte hatte unterdessen einen Gang durch den schon öde gewordenen Saal gemacht, er forderte jetzt den Jüngling zum Fortgehen auf, da bat Traugott ihm doch seine Gemälde zu zeigen. Der Alte sah ihn lange mit scharfem durchbohrenden Blicke an und sprach endlich sehr ernst: „Ihr seyd in der That etwas verwegen, daß Ihr schon jetzt darnach trachtet in das innerste Heiligthum einzutreten, ehe noch Eure Lehrjahre begonnen. Doch! — mag es seyn! — Ist Euer Blick noch zu blöde zum Schauen, so werdet Ihr wenigstens ahnen! Kommt Morgen in der Frühe zu mir." — Er bezeichnete seine Wohnung und Traugott unterließ nicht, den andern Morgen sich schnell vom Geschäfte loszumachen und nach der entlegenen Straße zu dem wunderlichen Alten hinzueilen. Der Jüngling, ganz altdeutsch gekleidet, öffnete ihm die Thür und führte ihn in ein geräumiges Gemach, wo er den Alten in der Mitte auf einem kleinen Schemel vor einer großen aufgespannten grau grundirten Leinwand sitzend antraf. „Zur glücklichen Stunde," rief der Alte ihm entgegen, „sind Sie mein Herr gekommen, denn so eben habe ich die letzte Hand an das große Bild dort gelegt, welches mich schon über ein Jahr beschäftigt und nicht geringe Mühe gekostet hat. Es ist das Gegenstück zu dem gleich großen Gemälde, das verlorene Paradies darstellend, welches ich voriges Jahr vollendete und das Sie auch bei mir anschauen können. Dies ist nun, wie Sie

sehen, das wiedergewonnene Paradies, und es sollte mir um Sie leid seyn, wenn Sie irgend eine Allegorie herausklügeln wollten. Allegorische Gemälde machen nur Schwächlinge und Stümper; mein Bild soll nicht bedeuten sondern seyn. Sie finden, daß alle diese reichen Gruppen von Menschen, Thieren, Früchten, Blumen, Steinen sich zum harmonischen Ganzen verbinden, dessen laut und herrlich tönende Musik der himmlisch reine Accord ewiger Verklärung ist." — Nun fing der Alte an, einzelne Gruppen herauszuheben, er machte Traugott auf die geheimnißvolle Vertheilung des Lichts und des Schattens aufmerksam, auf das Funkeln der Blumen und Metalle, auf die wunderbaren Gestalten, die aus Lilienkelchen steigend sich in die klingenden Reigen himmlisch schöner Jünglinge und Mädchen verschlangen, auf die bärtigen Männer, die kräftige Jugendfülle in Blick und Bewegung mit allerlei seltsamen Thieren zu sprechen schienen. — Immer stärker, aber immer unverständlicher und verworrener wurde des Alten Ausdruck. „Laß immer Deine Diamantkrone funkeln, Du hoher Greis!" rief er endlich, den glühenden Blick starr auf die Leinwand geheftet, „wirf ab den Isisschleier, den Du über Dein Haupt warfst, als Unheilige Dir nahe traten! — Was schlägst Du so sorglich Dein finsteres Gewand über die Brust zusammen? — Ich will Dein Herz schauen — das ist der Stein der Weisen vor dem sich das Geheimniß offenbart! — Bist Du denn nicht ich? — Was trittst Du so keck, so gewaltig vor mir auf! — Willst Du kämpfen mit Deinem Meister? Glaubst Du, daß der Rubin, der, Dein Herz, herausfunkelt, meine Brust zermalmen könne? — Auf denn! — tritt heraus! — tritt her! — ich habe Dich erschaffen, — denn ich bin" — Hier sank der Alte plötzlich wie vom Blitze getroffen zusammen. Traugott fing ihn auf, der Jüngling rückte schnell einen kleinen Lehnsessel her-

bei, sie setzten den Alten hinein, der in einen sanften Schlaf versunken schien.

„Sie wissen nun, lieber Herr!“ sprach der Jüngling sanft und leise, „wie es mit meinem guten alten Vater beschaffen ist. Ein rauhes Schicksal hat alle seine Lebensblüthen abgestreift, und schon seit mehreren Jahren ist er der Kunst abgestorben, für die er sonst lebte. Er sitzt ganze Tage hindurch vor der aufgespannten grundirten Leinwand, den starren Blick darauf geheftet; das nennt er malen, und in welchen exaltirten Zustand ihn dann die Beschreibung eines solchen Gemäldes versetzt, das haben Sie eben erfahren. Nächstdem verfolgt ihn noch ein unglückseliger Gedanke, der mir ein trübes zerrissenes Leben bereitet, ich trage das aber als ein Verhängniß, welches, in dem Schwunge in dem es ihn ergriffen, auch mich fortreißt. Wollen Sie sich von diesem seltsamen Auftritt erholen, so folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wo Sie mehrere Gemälde aus meines Vaters früherer fruchtbarer Zeit finden.“ — Wie erstaunte Traugott, als er eine Reihe Bilder fand, die von den berühmtesten niederländischen Meistern gemalt zu seyn schienen. Mehrentheils Szenen aus dem Leben, z. B. eine Gesellschaft, die von der Jagd zurückkehrt, die sich mit Gesang und Spiel ergötzt, u. a. dergl. darstellend, athmeten sie doch einen tiefen Sinn, und vorzüglich war der Ausdruck der Köpfe von ganz besonderer ergreifender Lebenskraft. Schon wollte Traugott ins Vorzimmer zurückkehren, als er dicht an der Thür ein Bild wahrnahm, vor dem er wie festgezaubert stehen blieb. Es war eine wunderliebliche Jungfrau in altteutscher Tracht, aber ganz das Gesicht des Jünglings, nur voller und höher gefärbt, auch schien die Gestalt größer. Die Schauer namenlosen Entzückens durchbebten Traugott bei dem Anblick des herrlichen Weibes. An Kraft und Lebensfülle war das Bild den

Van Dykschen völlig gleich. Die dunklen Augen blickten voll Sehnsucht auf Traugott herab, die süßen Lippen schienen halb geöfnet liebliche Worte zu flüstern! — „Mein Gott! — mein Gott!“ seufzte Traugott aus tiefster Brust: „wo! — wo ist sie zu finden?“ — „Gehen wir,“ sprach der Jüngling. Da rief Traugott wie von wahnsinniger Lust ergriffen: „Ach sie ist es ja, die Geliebte meiner Seele, die ich so lange im Herzen trug, die ich nur in Ahnungen erkannte! — wo — wo ist sie!“ — Dem jungen Berklinger stürzten die Thränen aus den Augen, er schien, wie von jähem Schmerz krampfhaft durchzuckt, sich mit Mühe zusammenzuraffen. „Kommen Sie,“ sagte er endlich mit festem Ton, „das Portrait stellt meine unglückliche Schwester Felizitas vor. Sie ist hin auf immer! — Sie werden sie niemals schauen!“ — Beinahe bewußtlos ließ sich Traugott in das andere Zimmer zurückführen. Der Alte lag noch im Schlaf, aber plötzlich fuhr er auf, blickte Traugott mit zornfunkelnden Augen an und rief! „Was wollen Sie? — Was wollen Sie, mein Herr?“ — Da trat der Jüngling vor, und erinnerte ihn daran, daß er so eben dem Traugott ja sein neues Bild gezeigt habe. Berklinger schien sich nun auf Alles zu besinnen, er wurde sichtlich weich und sprach mit gedämpfter Stimme: „Verzeihen Sie, lieber Herr: einem alten Mann solche Vergeßlichkeit.“ — „Euer neues Bild, Meister Berklinger,“ nahm Traugott nun das Wort, „ist ganz wunderherrlich, und habe ich dergleichen noch niemals geschaut, indessen braucht es wohl vieles Studirens und vieler Arbeit ehe man dahin gelangt so zu malen. Ich spüre großen unwiderstehlichen Trieb zur Kunst in mir, und bitte Euch gar dringend, mein lieber alter Meister! mich zu Eurem fleißigen Schüler anzunehmen.“ Der Alte wurde ganz freundlich und heiter, er umarmte Traugott und versprach sein treuer

Lehrer zu seyn. So geschah es denn, daß Traugott tagtäglich zu dem alten Maler ging und in der Kunst gar große Fortschritte machte. Sein Geschäft war ihm nun ganz zuwider, er wurde so nachlässig, daß Herr Elias Roos laut sich beklagte, und am Ende es gern sah, daß Traugott unter dem Vorwande einer schleichenden Kränklichkeit sich von dem Komtoir ganz losmachte, weshalb denn auch, zu nicht geringem Aerger Christinens, die Hochzeit auf unbestimmte Zeit ausgesetzt wurde. „Ihr Herr Traugott," sprach ein Handelsfreund zu Herrn Elias Roos, „scheint an einem innern Verdruß zu laboriren, vielleicht ein alter Herzenssaldo, den er gern löschen möchte vor neuer Heirath. Er sieht ganz blaß und verwirrt aus." — „Ach warum nicht gar," erwiederte Herr Elias. „Sollte ihm," fuhr er nach einer Weile fort, „die schelmische Christina einen Spuk gemacht haben? Der Buchhalter, das ist ein verliebter Esel, der küßt und drückt ihr immer die Hände. Traugott ist ganz des Teufels verliebt in mein Mägdlein, das weiß ich. — Sollte vielleicht einige Eifersucht? — Nun ich will ihm auf den Zahn fühlen, dem jungen Herrn!" —

So sorglich er aber auch fühlte, konnte er doch nichts erfühlen, und sprach zum Handelsfreunde: „Das ist ein absonderlicher Homo der Traugott, aber man muß ihn gehen lassen nach seiner Weise. Hätte er nicht funfzigtausend Thaler in meiner Handlung, ich wüßte was ich thäte, da er gar nichts mehr thut." —

Traugott hätte nun in der Kunst ein wahres helles Sonnenleben geführt, wenn die glühende Liebe zur schönen Felizitas, die er oft in wunderbaren Träumen sah, ihm nicht die Brust zerrissen hätte. Das Bild war verschwunden. Der Alte hatte es fortgebracht, und Traugott durfte, ohne ihn schwer zu erzürnen, nicht darnach fragen. Uebrigens war der alte Berklinger immer zutraulicher geworden, und litt es, daß

Traugott, statt des Honorars für den Unterricht, seinen ärmlichen Haushalt auf mannigfache Weise verbesserte. Durch den jungen Berklinger erfuhr Traugott, daß der Alte bei dem Verkauf eines kleinen Kabinets merklich hintergangen worden, und daß jenes Papier, welches Traugott auswechselte, der Rest der erhaltenen Kaufsumme und ihres baaren Vermögens gewesen sey. Nur selten durfte übrigens Traugott mit dem Jüngling vertraut sprechen, der Alte hütete ihn auf ganz besondere Weise, und verwies es ihm gleich recht hart, wenn er frei und heiter sich mit dem Freunde unterhalten wollte, Traugott empfand dies um so schmerzlicher, als er den Jüngling seiner auffallenden Aehnlichkeit mit Felizitas halber aus voller Seele liebte. Ja, oft war es ihm in der Nähe des Jünglings, als stehe lichthell das geliebte Bild neben ihm, als fühle er den süßen Liebeshauch, und er hätte dann den Jüngling, als sey er die geliebte Felizitas selbst, an sein glühendes Herz drücken mögen.

Der Winter war vergangen, der schöne Frühling glänzte und blühte schon in Wald und Flur. Herr Elias Roos rieth dem Traugott eine Brunnen- oder Molkenkur an. Christinchen freute sich wiederum auf die Hochzeit, ungeachtet Traugott sich wenig blicken ließ, und noch weniger an das Verhältniß mit ihr dachte.

Eine durchaus nöthige Abrechnung hatte einmal den Traugott den ganzen Tag über im Komtoir festgehalten, er mußte seine Malstunden versäumen, und erst in später Abenddämmerung schlich er nach Berklingers entlegener Wohnung. Im Vorzimmer fand er niemand, aus dem Nebengemach ertönten Lautenklänge. Nie hatte er hier noch das Instrument gehört. — Er horchte — wie leise Seufzer schlich ein abgebrochener Gesang durch die Akkorde hin. Er drückte die Thür auf — Himmel! den Rücken ihm zugewendet

saß eine weibliche Gestalt, altdeutsch gekleidet mit hohem Spitzenkragen, ganz der auf dem Gemälde gleich! — Auf das Geräusch, das Traugott unwillkürlich beim Hereintreten gemacht, erhob sich die Gestalt, legte die Laute auf den Tisch und wandte sich um. Sie war es, sie selbst! — „Felizitas!" schrie Traugott auf voll Entzücken, niederstürzen wollte er vor dem geliebten Himmelsbilde, da fühlte er sich von hinten gewaltig gepackt beim Kragen und mit Riesenkraft herausgeschleppt. „Verruchter! — Bösewicht ohnegleichen!" schrie der alte Berklinger, indem er ihn fortstieß, „das war Deine Liebe zur Kunst? — Morden willst Du mich!" Und damit riß er ihn zur Thür heraus. Ein Messer blitzte in seiner Hand; Traugott floh die Treppe herab; betäubt, ja halb wahnsinnig vor Lust und Schrecken lief Traugott in seine Wohnung zurück.

Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager. „Felizitas! — Felizitas!" rief er einmal übers andere von Schmerz und Liebesqual zerrissen. „Du bist da — Du bist da, und ich soll Dich nicht schauen, Dich nicht in meine Arme schließen? — Du liebst mich, ach, ich weiß es ja! — In dem Schmerz, der so tödtend meine Brust durchbohrt, fühle ich es, daß Du mich liebst." Hell schien die Frühlingssonne in Traugotts Zimmer, da raffte er sich auf und beschloß, es koste was es wolle, das Geheimniß in Berklingers Wohnung zu erforschen. Schnell eilte er hin zum Alten, aber wie ward ihm, als er sah, daß alle Fenster in Berklingers Wohnung geöffnet und Mägde beschäftigt waren die Zimmer zu reinigen. Ihm ahnte was geschehen. Berklinger hatte noch am späten Abend mit seinem Sohn das Haus verlassen und war fortgezogen, niemand wußte wohin. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen hatte die Kiste mit Gemälden und die beiden kleinen Koffer, welche das ganze ärmliche

Besitzthum Berklingers in sich schlossen, abgeholt. Er selbst war mit seinem Sohn eine halbe Stunde nachher fortgegangen. Alle Nachforschungen, wo sie geblieben, waren vergebens, kein Lohnkutscher hatte an Personen, wie Traugott sie beschrieb, Pferde und Wagen vermiethet, selbst an den Thoren konnte er nichts Bestimmtes erfahren; kurz Berklinger war verschwunden, als sey er auf dem Mantel des Mephistophiles davon geflogen. Ganz in Verzweiflung rannte Traugott in sein Haus zurück. „Sie ist fort — sie ist fort, die Geliebte meiner Seele — Alles, Alles verloren!" So schrie er bei Herrn Elias Roos, der sich gerade auf dem Hausflur befand, vorbei, nach seinem Zimmer stürzend. „Herr, Gott des Himmels und der Erden," rief Herr Elias, indem er an seiner Perücke rückte und zupfte, — „Christina! — Christina!" — schrie er dann, daß es weit im Hause schallte. „Christina — abscheuliche Person, mißrathene Tochter!" Die Komtoirdiener stürzten heraus mit erschrockenen Gesichtern, der Buchhalter fragte bestürzt: „Aber Herr Roos!" Der schrie indessen immer fort: „Christina! — Christina!" — Mamsell Christina trat zur Hausthür herein und fragte, nachdem sie ihren breiten Strohhut etwas gelüpft hatte, lächelnd, warum denn der Herr Vater so ungemein brülle? „Solches unnützes Weglaufen verbitte ich mir," fuhr Herr Elias auf sie los, „der Schwiegersohn ist ein melancholischer Mensch, und in der Eifersucht türkisch gesinnt. Man bleibe fein zu Hause, sonst geschieht noch ein Unglück. Da sitzt nun der Associé drinnen und heult und greint über die vagabondirende Braut." Chistina sah verwundert den Buchhalter an, der zeigte aber mit bedeutendem Blick ins Komtoir hinein nach dem Glasschrank, wo Herr Roos das Zimmtwasser aufzubewahren pflegte. „Man gehe hinein und tröste den Bräutigam," sagte er davon schreitend. Chri-

stina begab sich auf ihr Zimmer, um sich nur ein wenig umzukleiden, die Wäsche herauszugeben, mit der Köchin das Nöthige wegen des Sonntagsbratens zu verabreden und sich nebenher einige Stadtneuigkeiten erzählen zu lassen, dann wollte sie gleich sehen, was dem Bräutigam denn eigentlich fehle.

Du weißt, lieber Leser! daß wir Alle in Traugotts Lage unsere bestimmten Stadien durchmachen müssen, wir können nicht anders. — Auf die Verzweiflung folgt ein dumpfes betäubtes Hinbrüten, in dem die Crisis eintritt, und dann geht es über zu milderem Schmerz, in dem die Natur ihre Heilmittel wirkungsvoll anzubringen weiß. —

In diesem Stadium des wehmüthigen wohlthuenden Schmerzes saß nun Traugott nach einigen Tagen auf dem Karlsberge, und sah wieder in die Meereswellen, in die grauen Nebelwolken, die über Hela lagen. Aber nicht wie damals wollte er seiner künftigen Tage Schicksal erspähen; verschwunden war alles, was er gehofft, was er geahnt. „Ach,“ sprach er, „bittre, bittre Täuschung war mein Beruf zur Kunst; Felizitas war das Trugbild, das mich verlockte zu glauben an dem, das nirgends lebte als in der wahnwitzigen Phantasie eines Fieberkranken. — Es ist aus! — ich gebe mich! — zurück in den Kerker! — es sey beschlossen!“ — Traugott arbeitete wieder im Komtoir, und der Hochzeittag mit Christina wurde auf's neue angesetzt. Tages vorher stand Traugott im Artushof und schaute nicht ohne innere herzzerschneidende Wehmuth die verhängnißvollen Gestalten des alten Bürgermeisters und seines Pagen an, als ihm der Mäkler, an den Berklinger damals das Papier verkaufen wollte, ins Auge fiel. Ohne sich zu besinnen, beinahe unwillkührlich, schritt er auf ihn zu, fra-

gend: „Kannten Sie wohl den wunderlichen Alten mit schwarzem krausem Bart, der vor einiger Zeit hier mit einem schönen Jüngling zu erscheinen pflegte?“ — „Wie wollte ich nicht,“ antwortete der Mäkler, „das war der alte verrückte Maler Gottfried Berklinger.“ — „Wissen Sie denn nicht,“ fragte Traugott weiter, wo er geblieben ist, wo er sich jetzt aufhält?“ — „Wie wollte ich nicht,“ erwiederte der Mäkler, „der sitzt mit seiner Tochter schon seit geraumer Zeit ruhig in Sorrent.“ — „Mit seiner Tochter Felizitas?“ rief Traugott so heftig und laut, daß Alle sich nach ihm umdrehten. „Nun ja,“ fuhr der Mäkler ruhig fort, „das war ja eben der hübsche Jüngling, der dem Alten beständig folgte. Halb Danzig wußte, daß das ein Mädchen war, ungeachtet der alte verrückte Herr glaubte, kein Mensch würde das vermuthen können. Es war ihm prophezeit worden, daß, so wie seine Tochter einen Liebesbund schlösse, er eines schmählichen Todes sterben müsse, darum wollte er, daß niemand etwas von ihr wissen solle, und brachte sie als Sohn in Cours.“ — Erstarrt blieb Traugott stehen, dann rannte er durch die Straßen — fort durch das Thor ins Freie, ins Gebüsch hinein, laut klagend: „Ich Unglückseliger! — Sie war es, sie war es selbst, neben ihr habe ich gesessen tausendmal — ihren Athem eingehaucht, ihre zarten Hände gedrückt — in ihr holdes Auge geschaut — ihre süßen Worte gehört! — und nun ist sie verloren! — Nein! — nicht verloren. Ihr nach in das Land der Kunst — ich erkenne den Wink des Schicksals! — Fort — fort — nach Sorrent!“ — Er lief zurück nach Hause. Herr Elias Roos kam ihm in den Wurf, den packte er und riß ihn fort ins Zimmer. „Ich werde Christinen nimmermehr heirathen,“ schrie er, „sie sieht der Voluptas ähnlich und der Luxuries, und hat Haare wie die Ira auf dem Bilde im Artushof. — O Felizitas, Fe-

lizitas! — holde Geliebte — wie streckst Du so sehnend die Arme nach mir aus! — ich komme! — ich komme! — Und daß Sie es nur wissen, Elias," fuhr er fort, indem er den bleichen Kaufherrn auf's neue packte, „niemals sehen Sie mich wieder in Ihrem verdammten Komtoir. Was scheeren mich Ihre vermaledeiten Hauptbücher und Strazzen, ich bin ein Maler, und zwar ein tüchtiger, Berklinger ist mein Meister, mein Vater, mein Alles, und Sie sind nichts, gar nichts!" — Und damit schüttelte er den Elias; der schrie aber über alle Maßen: „Helft! helft! — herbei Ihr Leute — helft! der Schwiegersohn ist toll geworden — der Associé wüthet — helft! helft!" — Alles aus dem Komtoir lief herbei; Traugott hatte den Elias losgelassen und war erschöpft auf den Stuhl gesunken. Alle drängten sich um ihn her, als er aber plötzlich aufsprang und mit wildem Blicke rief: „Was wollt Ihr?" — da fuhren sie in einer Reihe, Herrn Elias in der Mitte, zur Thür hinaus. Bald darauf raschelte es draußen wie von seidenen Gewändern, und eine Stimme fragte: „Sind Sie wirklich verrückt geworden, lieber Herr Traugott, oder spaßen Sie nur?" Es war Christina. „Keinesweges bin ich toll geworden, lieber Engel," erwiederte Traugott, „aber eben so wenig spaße ich. Begeben Sie Sich nur zur Ruhe, Theure, mit der morgenden Hochzeit ist es nichts, heirathen werde ich Sie nun und nimmermehr!" — „Es ist auch gar nicht vonnöthen," sagte Christina sehr ruhig, „Sie gefallen mir so nicht sonderlich seit einiger Zeit, und gewisse Leute werden es ganz anders zu schätzen wissen, wenn sie mich, die hübsche reiche Mamsell Christina Roos, heimführen können als Braut! — Adieu!" Damit rauschte sie fort. „Sie meint den Buchhalter," dachte Traugott. Ruhiger geworden, begab er sich zu Herrn Elias, und setzte es ihm bündig auseinander, daß mit ihm nun einmal weder als

Schwiegersohn, noch als Associé etwas anzufangen sey. Herr Elias fügte sich in Alles und versicherte herzlich froh im Komtoir einmal übers andere, daß er Gott danke den aberwitzigen Traugott los zu seyn, als dieser schon weit — weit von Danzig entfernt war.

Das Leben ging dem Traugott auf in neuem herrlichem Glanze, als er sich endlich in dem ersehnten Lande befand. In Rom nahmen ihn die deutschen Künstler auf in den Kreis ihrer Studien, und so geschah es, daß er dort länger verweilte, als es die Sehnsucht, Felizitas wieder zu finden, von der er bis jetzt rastlos fortgetrieben wurde, zuzulassen schien. Aber milder war diese Sehnsucht geworden, sie gestaltete sich im Innern, wie ein wonnevoller Traum, dessen duftiger Schimmer sein ganzes Leben umfloß, so daß er all' sein Thun und Treiben, das Ueben seiner Kunst dem höhern überirdischen Reiche seliger Ahnungen zugewandt glaubte. Jede weibliche Gestalt, die er mit wackrer Kunstfertigkeit zu schaffen wußte, hatte die Züge der holden Felizitas. Den jungen Malern fiel das wunderliebliche Gesicht, dessen Original sie vergebens in Rom suchten, nicht wenig auf, sie bestürmten Traugott mit tausend Fragen, wo er denn die Holde geschaut. Traugott trug indessen Scheu, seine seltsame Geschichte von Danzig her zu erzählen, bis endlich einmal nach mehreren Monaten ein alter Freund aus Königsberg, Namens Matuszewki, der in Rom sich auch der Malerei ganz ergeben hatte, freudig versicherte: er habe das Mädchen, das Traugott in all' seinen Bildern abkonterfeie, in Rom erblickt. Man kann sich Traugotts Entzücken denken; länger verhehlte er nicht, was ihn so mächtig zur Kunst, so unwiderstehlich nach Italien getrieben, und man fand Traugotts Abentheuer in Danzig, so seltsam und anziehend, daß alle versprachen, eifrig der verlornen Geliebten nachzuforschen.

Matuszewski's Bemühungen waren die glücklichsten, er hatte bald des Mädchens Wohnung ausgeforscht und noch überdies erfahren, daß sie wirklich die Tochter eines alten armen Malers sey, der eben jetzt die Wände in der Kirche Trinita del Monte anstreiche. Das traf nun Alles richtig zu. Traugott eilte sogleich mit Matuszewski nach jener Kirche, und glaubte wirklich in dem Maler, der auf einem sehr hohen Gerüste stand, den alten Berklinger zu erkennen. Von dort eilten die Freunde, ohne von dem Alten bemerkt zu seyn, nach seiner Wohnung. „Sie ist es," rief Traugott, als er des Malers Tochter erblickte, die, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, auf dem Balkon stand. „Felizitas! — meine Felizitas!" so laut aufjauchzend stürzte Traugott ins Zimmer. Das Mädchen blickte ihn ganz erschrocken an. — Sie hatte die Züge der Felizitas, sie war es aber nicht. Wie mit tausend Dolchen durchbohrte die bittere Täuschung des armen Traugotts wunde Brust. — Matuszewski erklärte in wenig Worten dem Mädchen Alles. Sie war in holder Verschämtheit mit hochrothen Wangen und niedergeschlagenen Augen gar wunderlieblich anzuschauen, und Traugott, der sich schnell erst wieder entfernen wollte, blieb, als er nur noch einen schmerzhaften Blick auf das anmuthige Kind geworfen, wie von sanften Banden festgehalten, stehen. Der Freund wußte der hübschen Dorina allerlei Angenehmes zu sagen und so die Spannung zu mildern, in die der wunderliche Auftritt sie versetzt hatte. Dorina zog ihrer Augen dunklen Franzenvorhang auf und schaute die Fremden mit süßem Lächeln an, indem sie sprach: der Vater werde bald von der Arbeit kommen, und sich freuen deutsche Künstler, die er sehr hochachte, bei sich zu finden. Traugott mußte gestehen, daß außer Felizitas kein Mädchen so ihn im Innersten aufgeregt hatte als Dorina. Sie war in der That beinahe Felizitas selbst,

nur schienen ihm die Züge stärker, bestimmter, so wie das Haar dunkler. Es war dasselbe Bild von Raphael und von Rubens gemalt. — Nicht lange dauerte es, so trat der Alte ein und Traugott sah nun wohl, daß die Höhe des Gerüstes in der Kirche, auf dem der Alte stand, ihn sehr getäuscht hatte. Statt des kräftigen Berklinger war dieser alte Maler ein kleinlicher, magerer, furchtsamer, von Armuth gedrückter Mann. Ein trügerischer Schlagschatten hatte in der Kirche seinem glatten Kinn Berklingers schwarzen krausen Bart gegeben. Im Kunstgespräch entwickelte der Alte gar tiefe praktische Kenntnisse, und Traugott beschloß eine Bekanntschaft fortzusetzen, die im ersten Moment so schmerzlich, nun immer wohlthuender wurde. Dorina, die Anmuth, die kindliche Unbefangenheit selbst, ließ deutlich ihre Neigung zu dem jungen deutschen Maler merken. Traugott erwiederte das herzlich. Er gewöhnte sich so an das holde funfzehnjährige Mädchen, daß er bald ganze Tage bei der kleinen Familie zubrachte, seine Werkstätte in die geräumige Stube, die neben ihrer Wohnung leer stand, verlegte, und endlich sich zu ihrem Hausgenossen machte. So verbesserte er auf zarte Weise ihre ärmliche Lage durch seinen Wohlstand, und der Alte konnte nicht anders denken, als Traugott werde Dorina heirathen, welches er ihm denn unverholen äußerte. Traugott erschrak nicht wenig, denn nun erst dachte er deutlich daran, was aus dem Zweck seiner Reise geworden. Felizitas stand ihm wieder lebhaft vor Augen, und doch war es ihm, als könne er Dorina nicht lassen. — Auf wunderbare Weise konnte er sich den Besitz der entschwundenen Geliebten als Frau nicht wohl denken. Felizitas stellte sich ihm dar als ein geistig Bild, das er nie verlieren, nie gewinnen könne. Ewiges geistiges Inwohnen der Geliebten — niemals physisches Haben und Besitzen. — Aber Dorina kam ihm oft

in Gedanken als sein liebes Weib, süße Schauer durchbebten ihn, eine sanfte Glut durchströmte seine Adern, und doch dünkte es ihm Verrath an seiner ersten Liebe, wenn er sich mit neuen unauflöslichen Banden fesseln ließe. — So kämpften in Traugotts Innerm die widersprechendsten Gefühle, er konnte sich nicht entscheiden, er wich dem Alten aus. Der glaubte aber, Traugott wolle ihn um sein liebes Kind betrügen. Dazu kam, daß er von Traugotts Heirath schon als von etwas Bestimmtem gesprochen, und daß er nur in dieser Meinung das vertrauliche Verhältniß Dorina's mit Traugott, das sonst das Mädchen in übeln Ruf bringen mußte, geduldet hatte. Das Blut des Italiäners wallte auf in ihm, und er erklärte dem Traugott eines Tages bestimmt, daß er entweder Dorina heirathen, oder ihn verlassen müsse, da er auch nicht eine Stunde länger den vertraulichen Umgang dulden werde. Traugott wurde von dem schneidendsten Aerger und Verdruß ergriffen. Der Alte kam ihm vor wie ein gemeiner Kuppler, sein eignes Thun und Treiben erschien ihm verächtlich, daß er jemals von Felizitas gelassen, sündhaft und abscheulich. — Der Abschied von Dorina zerriß ihm das Herz, aber er wand sich gewaltsam los aus den süßen Banden. Er eilte fort nach Neapel, nach Sorrent. —

Ein Jahr verging in den strengsten Nachforschungen nach Berklinger und Felizitas, aber alles blieb vergebens, niemand wußte etwas von ihnen. Eine leise Vermuthung, die sich nur auf eine Sage gründete, daß ein alter deutscher Maler sich vor mehreren Jahren in Sorrent blicken lassen, war alles, was er erhaschen konnte. Wie auf einem wogenden Meere hin- und hergetrieben, blieb Traugott endlich in Neapel, und so wie er wieder die Kunst fleißiger trieb, ging auch die Sehnsucht nach Felizitas linder und milder in seiner Brust auf. Aber kein holdes Mädchen, war sie

nur in Gestalt, Gang und Haltung Dorinen im mindesten ähnlich, sah er ohne auf das schmerzlichste den Verlust des süßen lieben Kindes zu fühlen. Beim Malen dachte er niemals an Dorina, wohl aber an Felizitas, die blieb sein stetes Ideal. — Endlich erhielt er Briefe aus der Vaterstadt. Herr Elias Roos hatte, wie der Geschäftsträger meldete, das Zeitliche gesegnet, und Traugotts Gegenwart war nöthig, um sich mit dem Buchhalter, der Mamsell Christina geheirathet und die Handlung übernommen hatte, auseinanderzusetzen. Auf dem nächsten Wege eilte Traugott nach Danzig zurück. — Da stand er wieder im Artushofe an der Granitsäule dem Bürgermeister und Pagen gegenüber, er gedachte des wunderbaren Abenteuers, das so schmerzlich in sein Leben gegriffen, und von tiefer hoffnungsloser Wehmuth befangen, starrte er den Jüngling an, der ihn wie mit lebendigen Blicken zu begrüßen und mit holder süßer Stimme zu lispeln schien: So konntest Du doch von mir nicht lassen! —

„Seh' ich denn Recht? sind Ew. Edlen wirklich wieder da und frisch und gesund, gänzlich geheilt von der bösen Melancholie?" — So quäkte eine Stimme neben Traugott, es war der bekannte Mäkler. „Ich habe sie nicht gefunden," sprach Traugott unwillkürlich. „Wen denn? wen haben Ew. Edlen nicht gefunden?" fragte der Mäkler. „Den Maler Godofredus Berklinger und seine Tochter Felizitas;" erwiederte Traugott, „ich habe sie in ganz Italien gesucht, in Sorrent wußte kein Mensch etwas von ihnen." Da sah ihn der Mäkler an mit starren Blicken und stammelte: „Wo haben Ew. Edlen den Maler und die Felizitas gesucht? — in Italien? in Neapel? in Sorrent?" — „Nun ja doch, freilich!" — rief Traugott voll Aerger. Da schlug aber der Mäkler einmal übers andere die Hände zusammen und schrie immer dazwischen:

„Ei du meine Güte! ei du meine Güte! aber Herr Traugott!“ — „Nun was ist denn da viel sich darüber zu verwundern,“ sagte dieser; „gebehrden Sie sich nur nicht so närrisch. Um der Geliebten willen reiset man wohl nach Sorrent. Ja, ja! ich liebte die Felizitas und zog ihr nach.“ Aber der Mäkler hüpfte auf einem Beine und schrie immer fort: „Ei du meine Güte!“ bis ihn Traugott festhielt und mit ernstem Blicke fragte: „Nun so sagen Sie doch nur um des Himmelswillen, was Sie so seltsam finden?“ „Aber Herr Traugott,“ fing endlich der Mäkler an, „wissen Sie denn nicht, daß der Herr Aloysius Brandstetter, unser verehrter Rathsherr und Gildeältester, sein kleines Landhaus dicht am Fuß des Karlsberges, im Tannenwäldchen, nach Conrad's Hammer hin, Sorrent genannt hat? Der kaufte dem Berklinger seine Bilder ab und nahm ihn nebst Tochter ins Haus, das heißt, nach Sorrent hinaus. Da haben sie gewohnt Jahre lang, und Sie hätten, verehrter Herr Traugott, standen Sie nur mit Ihren beiden lieben Füßen mitten auf dem Karlsberge, in den Garten hineinschauen und die Mamsell Felizitas in wunderlichen altdeutschen Weiberkleidern, wie auf jenen Bildern dort, herumwandeln sehn können, brauchten gar nicht nach Italien zu reisen. Nachher ist der Alte — doch das ist eine traurige Geschichte!“ — „Erzählen Sie,“ sprach Traugott dumpf. „Ja!“ fuhr der Mäkler fort, „der junge Brandstetter kam von England zurück, sah die Mamsell Felizitas, und verliebte sich in dieselbe. Er überraschte die Mamsell im Garten, fiel romanhafter Weise vor ihr auf beide Kniee, und schwur, daß er sie heirathen und aus der tyrannischen Sklaverei ihres Vaters befreien wolle. Der Alte stand, ohne daß es die jungen Leute bemerkt hatten, dicht hinter ihnen, und in dem Augenblick als Felizitas sprach: ich will die Ihrige seyn, fiel er mit einem dumpfen Schrei

nieder und war mausetodt. Er soll sehr häßlich ausgesehen haben — ganz blau und blutig, weil ihm, man weiß nicht wie, eine Pulsader gesprungen war. Den jungen Herrn Brandstetter konnte die Mamsell Felizitas nachher gar nicht mehr leiden, und heirathete endlich den Hof- und Kriminalrath Mathesius in Marienwerder. Ew. Edlen können die Frau Kriminalräthin besuchen aus alter Anhänglichkeit. Marienwerder ist doch nicht so weit als das wahrhafte italiänische Sorrent. Die liebe Frau soll sich wohl befinden und diverse Kinder in Kours gesetzt haben." — Stumm und starr eilte Traugott von dannen. Dieser Ausgang seines Abenteuers erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen. „Nein, sie ist es nicht," rief er, „sie ist es nicht — nicht Felizitas, das Himmelsbild, das in meiner Brust ein unendlich Sehnen entzündet, dem ich nachzog in ferne Lande, es vor mir und immer vor mir erblickend, wie meinen in süßer Hoffnung funkelnden flammenden Glückstern! — Felizitas! — Kriminalräthin Mathesius, ha, ha, ha! — Kriminalräthin Mathesius!" — Traugott, von wildem Jammer erfaßt, lachte laut auf und lief wie sonst durchs Olivaer Thor, durch Langfuhr bis auf den Karlsberg. Er schaute hinein in Sorrent, die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Ach," rief er, „wie tief, wie unheilbar tief verletzt Dein bittrer Hohn, Du ewig waltende Macht, des armen Menschen weiche Brust! Aber nein, nein! was klagt das Kind über heillosen Schmerz, das in die Flamme greift, statt sich zu laben an Licht und Wärme. — Das Geschick erfaßte mich sichtbarlich, aber mein getrübter Blick erkannte nicht das höhere Wesen, und vermessen wähnte ich das, was vom alten Meister geschaffen, wunderbar zum Leben erwacht auf mich zutrat, sey meines Gleichen, und ich könne es herabziehen in die klägliche Existenz des irdischen Augenblicks. Nein, nein, Felizitas, nie habe ich

Dich verloren, Du bleibst mein immerdar, denn Du selbst bist ja die schaffende Kunst, die in mir lebt. Nun — nun erst habe ich Dich erkannt. Was hast Du, was habe ich mit der Kriminalräthin Mathesius zu schaffen! — Ich meine gar nichts!" — „Ich wüßte auch nicht was Sie, verehrter Herr Traugott, mit der zu schaffen haben sollten," fiel hier eine Stimme ein. — Traugott erwachte aus einem Traum. Er befand sich, ohne zu wissen auf welche Weise, wieder im Artushofe an die Granitsäule gelehnt. Der, welcher jene Worte gesprochen, war Christinens Eheherr. Er überreichte dem Traugott einen eben aus Rom angelangten Brief. Matuszewski schrieb:

„Dorina ist hübscher und anmuthiger als je, „nur bleich vor Sehnsucht nach Dir, geliebter „Freund! Sie erwartet Dich stündlich, denn fest „steht es in ihrer Seele, daß Du sie nimmer lassen könntest. Sie liebt Dich gar inniglich. Wann „sehen wir Dich wieder?" —

„Sehr lieb ist es mir," sprach Traugott, nachdem er dies gelesen, zu Christinens Eheherrn, „daß wir heute abgeschlossen haben, denn morgen reise ich nach Rom, wo mich eine geliebte Braut sehnlichst erwartet."

Die Freunde rühmten, als Cyprian geendigt, den heitern gemüthlichen Ton, der in dem Ganzen herrsche. Theodor meinte nur, daß die Mädchen und Frauen wohl manches auszusetzen finden möchten. Nicht allein die blonde Christine mit ihrem glänzenden Küchengeschirr, sondern auch die Mystifikation des Helden, die Kriminalräthin Mathesius, das ganze Schlußstück in dem eine tiefe Ironie liege, würde ihnen höchlich mißfallen. „Willst Du," rief Lothar, „überall den Maaßstab darnach, was den Weibern gefällt, anlegen,

so mußt Du alle Ironie, aus der sich der tiefste ergötzlichste Humor erzeugt, ganz verbannen; denn dafür haben sie, wenigstens in der Regel, ganz und gar keinen Sinn.“ „Welches,“ erwiederte Theodor, „mir auch sehr wohl gefällt. Du wirst mir eingestehen, daß der Humor, der sich in unserer eigentlichsten Natur aus den seltsamsten Contrasten bildet, der weiblichen Natur ganz widerstrebt. Wir fühlen das nur zu lebhaft, sollten wir uns auch niemals ganz klare Rechenschaft darüber geben können. Denn sage mir, magst Du auch einige Zeit Gefallen finden an dem Gespräch einer humoristischen Frau, würdest Du sie Dir als Geliebte oder Gattin wünschen?“ — „Gewiß nicht,“ sprach Lothar, „wie wohl sich über dies weitschichtige Thema, in wiefern der Humor den Weibern anstehe oder nicht, noch gar vieles sagen ließe und ich mir deshalb hiemit ausdrücklich vorbehalte, bei guter Gelegenheit zu meinen würdigen Serapions-Brüdern so tief und weise darüber zu sprechen, als noch jemals irgend ein rüstiger Psycholog darüber gesprochen haben mag. Uebrigens frage ich Dich, o Theodor! ob es denn unumgänglich von Nöthen, sich jede vorzügliche Dame, mit der man sich in ein vernünftiges Gespräch eingelassen, als seine Geliebte oder Gattin zu denken.“ „Ich meine,“ erwiederte Theodor, „daß jede Annäherung an ein weibliches Wesen nur dann zu interessiren vermag, wenn man vor dem Gedanken, wenn es die Geliebte oder Gattin wäre, wenigstens nicht erschrickt, und daß, jemehr dieser Gedanke behaglichen Raum findet im Innern, um desto höher jenes Interesse steigt.“

„Das ist,“ rief Ottmar lachend, „eine von Theodor's gewagtesten Behauptungen, die ich schon lange kenne. Er hat stets darnach gehandelt, und schon mancher Vortrefflichen auf grobe Weise den Rükken gedreht, weil er auch auf ein paar Stunden sich nicht

in sie zu verlieben vermochte. Als tanzender Student pflegte er ernsthaft zu versichern, jedem Mädchen, mit dem er sich herumschwenke, reiche er sein Herz dar, wenigstens auf die Zeit der Angloise oder Quadrille, und suche in den zierlichsten Pas das auszudrücken, wovon sein Mund schweigen müsse, seufze auch sehr, so wie es nur der Athem verstatte."

„Erlaubt mir," rief Theodor, „daß ich dies unserapiontische Gespräch unterbreche. Es wird spät, und das Herz würde es mir abdrücken, wenn ich Euch nicht noch heute eine Erzählung vorlesen sollte, die ich gestern endigte. — Mir gab der Geist ein, ein sehr bekanntes und schon bearbeitetes Thema von einem Bergmann zu Falun auszuführen des Breiteren, und Ihr sollt entscheiden, ob ich wohl gethan, der Hingebung zu folgen oder nicht. — Der trübe Ton, den mein Gemälde erhalten mußte, wird vielleicht nicht gut abstechen gegen Cyprians heitres Bild. Verzeiht das und gönnt mir ein geneigtes Ohr!"

Theodor las!

Die Bergwerke zu Falun.

An einem heitern sonnenhellen Juliustage hatte sich alles Volk zu Göthaborg auf der Rhede versammelt. Ein reicher Ostindienfahrer glücklich heimgekehrt aus dem fernen Lande lag im Klippa-Hafen vor Anker und ließ die langen Wimpel, die schwedischen Flaggen lustig hinauswehen in die azurblaue Luft, während hunderte von Fahrzeugen, Böten, Kähnen, vollgepfropft mit jubelnden Seeleuten auf den spiegelblanken Wellen der Göthaelf hin- und herschwammen, und die Kanonen von Masthuggetorg ihre weithallenden Grüße hinüber donnerten in das weite Meer. Die Herren von der ostindischen Kompagnie wandelten am Hafen

auf und ab, und berechneten mit lächelnden Gesichtern den reichen Gewinn, der ihnen geworden, und hatten ihre Herzensfreude daran, wie ihr gewagtes Unternehmen nun mit jedem Jahr mehr und mehr gedeihe und das gute Göthaborg im schönsten Handelsflor immer frischer und herrlicher empor blühe. Jeder sah auch deshalb die wackern Herrn mit Lust und Vergnügen an und freute sich mit ihnen, denn mit ihrem Gewinn kam ja Saft und Kraft in das rege Leben der ganzen Stadt.

Die Besatzung des Ostindienfahrers, wohl an die hundert und funfzig Mann stark, landete in vielen Böten die dazu ausgerüstet, und schickte sich an ihren Hönsning zu halten. So ist nämlich das Fest geheißen, das bei derley Gelegenheit von der Schiffsmannschaft gefeiert wird, und das oft mehrere Tage dauert. Spielleute in wunderlicher bunter Tracht zogen vorauf mit Geigen, Pfeifen, Oboen und Trommeln, die sie wacker rührten, während andere allerlei lustige Lieder dazu absangen. Ihnen folgten die Matrosen zu Paar und Paar. Einige mit bunt bebänderten Jacken und Hüten schwangen flatternde Wimpel, andere tanzten und sprangen und alle jauchzten und jubelten, daß das helle Getöse weit in den Lüften erhallte.

So ging der fröhliche Zug fort über die Werfte — durch die Vorstädte bis nach der Haga-Vorstadt, wo in einem Gästgifvaregard tapfer geschmaus't und gezecht werden sollte.

Da floß nun das schönste Oel in Strömen und Bumper auf Bumper wurde geleert. Wie es denn nun bei Seeleuten, die heimkehren von weiter Reise, nicht anders der Fall ist, allerlei schmucke Dirnen gesellten sich alsbald zu ihnen, der Tanz begann und wilder und wilder wurde die Lust und lauter und toller der Jubel.

Nur ein einziger Seemann, ein schlanker hübscher Mensch, kaum mocht' er zwanzig Jahr alt seyn, hatte sich fortgeschlichen aus dem Getümmel, und draußen einsam hingesetzt auf die Bank, die neben der Thür des Schenkhauses stand.

Ein paar Matrosen traten zu ihm, und einer von ihnen rief laut auflachend: „Elis Fröbom! — Elis Fröbom! — Bist Du mal wieder ein recht trauriger Narr worden, und vertrödelst die schöne Zeit mit dummen Gedanken? — Hör' Elis, wenn Du von unserm Hönsning wegbleibst, so bleib lieber auch ganz weg vom Schiff! — Ein ordentlicher tüchtiger Seemann wird doch so aus Dir niemals werden. Muth hast Du zwar genug, und tapfer bist Du auch in der Gefahr, aber saufen kannst Du gar nicht, und behältst lieber die Dukaten in der Tasche, als sie hier gastlich den Landratzen zuzuwerfen. — Trink Bursche! oder der Seeteufel Näcken — der ganze Troll soll Dir über den Hals kommen!"

Elis Fröbom sprang hastig von der Bank auf, schaute den Matrosen an mit glühendem Blick, nahm den mit Branntwein bis an den Rand gefüllten Becher und leerte ihn mit einem Zuge. Dann sprach er: „Du siehst, Joens, daß ich saufen kann wie Einer von Euch, und ob ich ein tüchtiger Seemann bin, mag der Kapitain entscheiden. Aber nun halt Dein Lästermaul, und schier Dich fort! — Mir ist Eure wilde Tollheit zuwider. — Was ich hier draußen treibe, geht Dich nichts an!" „Nun, nun," erwiederte Joens, „ich weiß es ja, Du bist ein Neriker von Geburt, und die sind alle trübe und traurig, und haben keine rechte Lust am wackern Seemanns-Leben! — Wart nur, Elis, ich werde Dir jemand herausschicken, Du sollst bald weg-

gebracht werden von der verhexten Bank, an die Dich der Näcken genagelt hat."

Nicht lange dauerte es, so trat ein gar feines schmuckes Mädchen aus der Thür des Gästgifvaregard und setzte sich hin neben dem trübsinnigen Elis, der sich wieder verstummt und in sich gekehrt auf die Bank niedergelassen hatte. Man sah es dem Putz, dem ganzen Wesen der Dirne wohl an, daß sie sich leider böser Lust geopfert, aber noch hatte das wilde Leben nicht seine zerstörende Macht geübt an den wunderlieblichen sanften Zügen ihres holden Antlitzes. Keine Spur von zurückstoßender Frechheit, nein, eine stille sehnsüchtige Trauer lag in dem Blick der dunkeln Augen.

„Elis! — wollt Ihr denn gar keinen Theil nehmen an der Freude Eurer Kameraden? — Regt sich denn gar keine Lust in Euch, da Ihr wieder heim gekommen und der bedrohlichen Gefahr der trügerischen Meereswellen entronnen nun wieder auf vaterländischem Boden steht?"

So sprach die Dirne mit leiser, sanfter Stimme, indem sie den Arm um den Jüngling schlang. Elis Fröbom, wie aus tiefem Traum erwachend, schaute dem Mädchen ins Auge, er faßte ihre Hand, er drückte sie an seine Brust, man merkte wohl, daß der Dirne süß Gelispel recht in sein Inneres hinein geklungen.

„Ach," begann er endlich, wie sich besinnend, „mit meiner Freude, mit meiner Lust ist es nun einmal gar nichts. Wenigstens kann ich durchaus nicht einstimmen in die Toberei meiner Kameraden. Geh' nur hinein, mein gutes Kind, juble und jauchze mit den andern, wenn Du es vermagst, aber laß den trüben, traurigen Elis hier draußen allein; er würde Dir nur alle Lust verderben. — Doch wart! — Du gefällst mir gar wohl, und sollst an mich fein denken, wenn ich wieder auf dem Meere bin."

Damit nahm er zwei blanke Dukaten aus der Tasche, zog ein schönes ostindisches Tuch aus dem Busen, und gab beides der Dirne. Der traten aber die hellen Thränen in die Augen, sie stand auf, sie legte die Dukaten auf die Bank, sie sprach: „Ach behaltet doch nur Eure Dukaten, die machen mich nur traurig, aber das schöne Tuch, das will ich tragen Euch zum theuern Andenken, und Ihr werdet mich wohl übers Jahr nicht mehr finden wenn Ihr Hönsning haltet hier in der Haga." —

Damit schlich die Dirne, nicht mehr zurückkehrend in das Schenkhaus, beide Hände vors Gesicht gedrückt, fort über die Straße.

Aufs neue versank Elis Fröbom in seine düstre Träumerei, und rief endlich, als der Jubel in der Schenke recht laut und toll wurde: „Ach läg' ich doch nur begraben in dem tiefsten Meeresgrunde! — denn im Leben giebts keinen Menschen mehr, mit dem ich mich freuen sollte!"

Da sprach eine tiefe rauhe Stimme dicht hinter ihm: „Ihr müßt gar großes Unglück erfahren haben, junger Mensch, daß Ihr Euch schon jetzt, da das Leben Euch erst recht aufgehen sollte, den Tod wünschet."

Elis schaute sich um, und gewahrte einen alten Bergmann, der mit übereinander geschlagenen Armen an die Plankenwand des Schenkhauses angelehnt stand, und mit ernstem durchdringenden Blick auf ihn herabschaute.

So wie Elis den Alten länger ansah, wurde es ihm, als trete in tiefer wilder Einsamkeit, in die er sich verloren geglaubt, eine bekannte Gestalt ihm freundlich tröstend entgegen. Er sammelte sich, und erzählte, wie sein Vater ein tüchtiger Steuermann gewesen, aber in demselben Sturme umgekommen, aus dem er gerettet worden auf wunderbare Weise. Seine beiden Brüder wären als Soldaten geblieben in der

Schlacht, und er allein habe seine arme verlassene Mutter erhalten mit dem reichen Solde, den er nach jeder Ostindienfahrt empfangen. Denn Seemann habe er doch nun einmal, von Kindesbeinen an dazu bestimmt, bleiben müssen, und da habe es ihm ein großes Glück gedünkt, in den Dienst der ostindischen Kompagnie treten zu können. Reicher als jemals sey diesmal der Gewinn ausgefallen, und jeder Matrose habe noch außer dem Sold ein gut Stück Geld erhalten, so daß er, die Tasche voll Dukaten, in heller Freude hingelaufen sey nach dem kleinen Häuschen, wo seine Muttet gewohnt. Aber fremde Gesichter hätten ihn aus dem Fenster angeguckt, und eine junge Frau, die ihm endlich die Thür geöffnet, und der er sich zu erkennen gegeben, habe ihm mit kaltem rauhem Ton berichtet, daß seine Mutter schon vor drei Monaten gestorben, und daß er die Paar Lumpen, die, nachdem die Begräbnißkosten berichtigt, noch übrig geblieben, auf dem Rathhause in Empfang nehmen könne. Der Tod seiner Mutter zerreiße ihm das Herz, er fühle sich von aller Welt verlassen, einsam wie auf ein ödes Riff verschlagen, hülflos, elend. Sein ganzes Leben auf der See erscheine ihm wie ein irres zweckloses Treiben, ja, wenn er daran denke, daß seine Mutter vielleicht schlecht gepflegt von fremden Leuten, so ohne Trost sterben müssen, komme es ihm ruchlos und abscheulich vor, daß er überhaupt zur See gegangen, und nicht lieber daheim geblieben, seine arme Mutter nährend und pflegend. Die Kameraden hätten ihn mit Gewalt fortgerissen zum Hönsning, und er selbst habe geglaubt, daß der Jubel um ihn her, ja auch wohl das starke Getränk, seinen Schmerz betäuben werde, aber statt dessen sey es ihm bald geworden, als sprängen alle Adern in seiner Brust, und er müsse sich verbluten.

„Ei," sprach der alte Bergmann, „Du wirst

bald wieder in See stechen, Elis, und dann wird Dein Schmerz vorüber seyn in weniger Zeit. Alte Leute sterben, das ist nun einmal nicht anders, und Deine Mutter hat ja, wie Du selbst gestehst, nur ein armes mühseliges Leben verlassen."

„Ach," erwiederte Elis, „daß niemand an meinen Schmerz glaubt, ja daß man mich wohl albern und thörigt schilt, das ist es ja eben, was mich hinausstößt aus der Welt. — Auf die See mag ich nicht mehr. Das Leben ekelt mich an. Sonst ging mir wohl das Herz auf, wenn das Schiff die Segel wie stattliche Schwingen ausbreitend, über das Meer dahinfuhr, und die Wellen in gar lustiger Musik plätscherten und sausten, und der Wind dazwischen pfiff durch das knätternde Tauwerk. Da jauchzte ich fröhlich mit den Kameraden auf dem Verdeck, und dann — hatte ich in stiller dunkler Nacht die Wache, da gedachte ich der Heimkehr und meiner guten alten Mutter; wie die sich nun wieder freuen würde, wenn Elis zurückgekommen! — Hey! da konnt' ich wohl jubeln auf dem Hönsning, wenn ich dem Mütterchen die Dukaten in den Schooß geschüttet, wenn ich ihr die schönen Tücher und wohl noch manch anderes Stück seltner Waare aus dem fernen Lande hingereicht. Wenn ihr dann vor Freude die Augen hell aufleuchteten, wenn sie die Hände einmal über das andere zusammenschlug, ganz erfüllt von Vergnügen und Lust, wenn sie geschäftig hin und hertrippelte, und das schönste Aehl herbeiholte, das sie für Elis aufbewahrt. Und saß ich denn nun Abends bei der Alten, dann erzählte ich ihr von den seltsamen Leuten, mit denen ich verkehrt, von ihren Sitten und Gebräuchen, von allem Wunderbaren was mir begegnet, auf der langen Reise. Sie hatte ihre große Lust daran, und redete wieder zu mir von den wunderbaren Fahrten meines Vaters im höchsten Norden, und tischte mir dagegen manches

schauerliche Seemanns-Mährlein auf, das ich schon hundertmal gehört, und an dem ich mich doch gar nicht satt hören konnte! — Ach! wer bringt mir diese Freude wieder! — Nein, niemals mehr auf die See. — Was sollt' ich unter den Kameraden, die mich nur aushöhnen würden, und wo sollt' ich Lust hernehmen zur Arbeit, die mir nur ein mühseliges Treiben um Nichts dünken würde!" —

„Ich höre Euch," sprach der Alte, als Elis schwieg, „mit Vergnügen reden, junger Mensch, so wie ich schon seit ein Paar Stunden, ohne daß Ihr mich gewahrtet, Euer ganzes Betragen beobachtete, und meine Freude daran hatte. Alles, was Ihr thatet, was Ihr spracht, beweis't, daß Ihr ein tiefes in sich selbst gekehrtes, frommes, kindliches Gemüth habt, und eine schönere Gabe konnte Euch der hohe Himmel gar nicht verleihen. Aber zum Seemann habt Ihr Eure Lebetage gar nicht im mindesten getaugt. Wie sollte Euch stillem, wohl gar zum Trübsinn geneigten Neriker (daß Ihr das seyd, seh ich an den Zügen Eures Gesichts, an Eurer ganzen Haltung) wie sollte Euch das wilde unstete Leben auf der See zusagen. Ihr thut wohl daran, daß Ihr dies Leben aufgebt für immer. Aber die Hände werdet Ihr doch nicht in den Schooß legen? — Folgt meinem Rath, Elis Fröbom! geht nach Falun, werdet ein Bergmann. Ihr seyd jung, rüstig, gewiß bald ein tüchtiger Knappe, dann Hauer, Steiger und immer höher herauf. Ihr habt tüchtige Dukaten in der Tasche, die legt Ihr an, verdient dazu, kommt wohl gar zum Besitz eines Bergmannshemmans, habt Eure eigne Kuxe in der Grube. Folgt meinem Rath, Elis Fröbom, werdet ein Bergmann!"

Elis Fröbom erschrak beinahe über die Worte des Alten. „Wie," rief er, „was rathet Ihr mir? Von der schönen freien Erde, aus dem heitern sonnenhellen Himmel, der mich umgiebt, labend, er-

quickend, soll ich hinaus — hinab in die schauerliche Höllentiefe und dem Maulwurf gleich wühlen und wühlen nach den Erzen und Metallen, schnöden Gewinns halber?"

„So ist," rief der Alte erzürnt, „nun das Volk, es verachtet das, was es nicht zu erkennen vermag. Schnöder Gewinn! Als ob alle grausame Quälerei auf der Oberfläche der Erde, wie sie der Handel herbeiführt, sich edler gestalte als die Arbeit des Bergmanns, dessen Wissenschaft, dessen unverdrossenem Fleiß die Natur ihre geheimsten Schatzkammern erschließt. Du sprichst von schnödem Gewinn, Elis Fröbom! — ey es möchte hier wohl noch höheres gelten. Wenn der blinde Maulwurf in blindem Instinkt die Erde durchwühlt, so möchte es wohl seyn, daß in der tiefsten Teufe bei dem schwachen Schimmer des Grubenlichts des Menschen Auge hellsehender wird, ja daß es endlich sich mehr und mehr erkräftigend, in dem wunderbaren Gestein die Abspiegelung dessen zu erkennen vermag, was oben über den Wolken verborgen. Du weißt nichts von dem Bergbau, Elis Fröbom, laß Dir davon erzählen." —

Mit diesen Worten setzte sich der Alte hin auf die Bank neben Elis, und begann sehr ausführlich zu beschreiben, wie es bei dem Bergbau hergehe, und mühte sich, mit den lebendigsten Farben dem Unwissenden alles recht deutlich vor Augen zu bringen. Er kam auf die Bergwerke von Falun, in denen er, wie er sagte, seit seiner frühen Jugend gearbeitet, er beschrieb die große Tagesöffnung mit den schwarzbraunen Wänden, die dort anzutreffen, er sprach von dem unermeßlichen Reichthum der Erzgrube an dem schönsten Gestein. Immer lebendiger und lebendiger wurde seine Rede, immer glühender sein Blick. Er durchwanderte die Schachten wie die Gänge eines Zaubergartens. Das Gestein lebte auf, die Fossile regten sich, der

wunderbare Pyrosmalith, der Almandin blitzten im Schein der Grubenlichter — die Bergkrystalle leuchteten und flimmerten durcheinander. —

Elis horchte hoch auf; des Alten seltsame Weise von den unterirdischen Wundern zu reden, als stehe er gerade in ihrer Mitte, erfaßte sein ganzes Ich. Er fühlte seine Brust beklemmt, es war ihm, als sey er schon hinabgefahren mit dem Alten in die Tiefe, und ein mächtiger Zauber halte ihn unten fest, so daß er nie mehr das freundliche Licht des Tages schauen werde. Und doch war es ihm wieder, als habe ihm der Alte eine neue unbekannte Welt erschlossen, in die er hineingehöre, und aller Zauber dieser Welt sey ihm schon zur frühsten Knabenzeit in seltsamen geheimnißvollen Ahnungen aufgegangen. —

„Ich habe," sprach endlich der Alte, „Euch, Elis Fröbom, alle Herrlichkeiten eines Standes dargethan, zu dem Euch die Natur recht eigentlich bestimmte. Geht nur mit Euch selbst zu Rathe, und thut dann, wie Euer Sinn es Euch eingiebt!"

Damit sprang der Alte hastig auf von der Bank, und schritt von dannen, ohne Elis weiter zu grüßen oder sich nach ihm umzuschauen. Bald war er seinem Blick entschwunden.

In dem Schenkhause war es indessen still worden. Die Macht des starken Aehl's (Biers), des Branntweins hatte gesiegt. Manche vom Schiffsvolk waren fortgeschlichen mit ihren Dirnen, andere lagen in den Winkeln und schnarchten. Elis, der nicht mehr einkehren konnte in das gewohnte Obdach, erhielt auf sein Bitten ein kleines Kämmerlein zur Schlafstelle.

Kaum hatte er sich müde und matt wie er war, hingestreckt auf sein Lager, als der Traum über ihm seine Fittige rührte. Es war ihm, als schwämme er in einem schönen Schiff mit vollen Segeln auf dem spiegelblanken Meer, und über ihm wölbe sich ein

dunkler Wolkenhimmel. Doch wie er nun in die Wellen hinabschaute, erkannte er bald, daß das, was er für das Meer gehalten, eine feste durchsichtige funkelnde Masse war, in deren Schimmer das ganze Schiff auf wunderbare Weise zerfloß, so daß er auf dem Krystallboden stand, und über sich ein Gewölbe von schwarz flimmerndem Gestein erblickte. Gestein war das nämlich, was er erst für den Wolkenhimmel gehalten. Von unbekannter Macht fort getrieben, schritt er vorwärts, aber in dem Augenblick regte sich alles um ihn her, und wie kräuselnde Wogen erhoben sich aus dem Boden wunderbare Blumen und Pflanzen von blinkendem Metall, die ihre Blüthen und Blätter aus der tiefsten Tiefe emporrankten, und auf anmuthige Weise in einander verschlangen. Der Boden war so klar, daß Elis die Wurzeln der Pflanzen deutlich erkennen konnte, aber bald immer tiefer mit dem Blick eindringend, erblickte er ganz unten — unzählige holde jungfräuliche Gestalten, die sich mit weißen glänzenden Armen umschlungen hielten, und aus ihren Herzen sproßten jene Wurzeln, jene Blumen und Pflanzen empor, und wenn die Jungfrauen lächelten, ging ein süßer Wohllaut durch das weite Gewölbe, und höher und freudiger schossen die wunderbaren Metallblüthen empor. Ein unbeschreibliches Gefühl von Schmerz und Wollust ergriff den Jüngling, eine Welt von Liebe, Sehnsucht, brünstigem Verlangen ging auf in seinem Innern. „Hinab — hinab zu euch," rief er, und warf sich mit ausgebreiteten Armen auf den krystallenen Boden nieder. Aber der wich unter ihm, und er schwebte wie in schimmerndem Aether. „Nun, Elis Fröbom, wie gefällt es Dir in dieser Herrlichkeit?" — So rief eine starke Stimme. Elis gewahrte neben sich den alten Bergmann, aber so wie er ihn mehr und mehr anschaute wurde er zur Riesengestalt aus glühendem Erz gegossen. Elis wollte sich entsetzen,

aber in dem Augenblick leuchtete es auf aus der Tiefe wie ein jäher Blitz und das ernste Antlitz einer mächtigen Frau wurde sichtbar. Elis fühlte, wie das Entzücken in seiner Brust immer steigend und steigend zur zermalmenden Angst wurde. Der Alte hatte ihn umfaßt und rief: „Nimm Dich in Acht, Elis Fröbom, das ist die Königin, noch magst Du heraufschauen.“ — Unwillkührlich drehte er das Haupt, und wurde gewahr wie die Sterne des nächtlichen Himmels durch eine Spalte des Gewölbes leuchteten. Eine sanfte Stimme rief wie in trostlosem Weh seinen Namen. Es war die Stimme seiner Mutter. Er glaubte ihre Gestalt zu schauen oben an der Spalte. Aber es war ein holdes junges Weib die ihre Hand tief hinab streckte in das Gewölbe und seinen Namen rief: „Trage mich empor,“ rief er dem Alten zu, „ich gehöre doch der Oberwelt an und ihrem freundlichen Himmel.“ — „Nimm Dich in Acht,“ sprach der Alte dumpf, „Fröbom! — sey treu der Königin, der Du Dich ergeben.“ So wie nun aber der Jüngling wieder hinabschaute in das starre Antlitz der mächtigen Frau, fühlte er, daß sein Ich zerfloß in dem glänzenden Gestein. Er kreischte auf in namenloser Angst und erwachte aus dem wunderbaren Traum, dessen Wonne und Entsetzen tief in seinem Innern wiederklang. —

„Es konnte,“ sprach Elis, als er sich mit Mühe gesammelt, zu sich selbst, „wohl nicht anders seyn, es mußte mir solch' wunderliches Zeug träumen. Hat mir doch der alte Bergmann so viel erzählt von der Herrlichkeit der unterirdischen Welt, daß mein ganzer Kopf davon erfüllt ist, noch in meinem ganzen Leben war mir nicht so zu Muthe als eben jetzt. — Vielleicht träume ich noch fort. — Nein nein — ich bin wohl nur krank, hinaus ins Freie, der frische Hauch der Seeluft wird mich heilen! —

Er raffte sich auf und rannte nach dem Klippa-Hafen, wo der Jubel des Hönnings aufs neue sich erhob. Aber bald gewahrte er, wie alle Lust an ihm vorüberging, wie er keinen Gedanken in der Seele festhalten konnte, wie Ahnungen, Wünsche die er nicht zu nennen vermochte, sein Inneres durchkreuzten. — Er dachte mit tiefer Wehmuth an seine verstorbene Mutter, dann war es ihm aber wieder, als sehne er sich nur noch einmal jener Dirne zu begegnen, die ihn gestern so freundlich angesprochen. Und dann fürchtete er wieder, träte auch die Dirne aus dieser oder jener Gasse ihm entgegen, so würd' es am Ende der alte Bergmann seyn, vor dem er sich, selbst konnte er nicht sagen warum, entsetzen müsse. Und doch hätte er wieder auch von dem Alten sich gern mehr erzählen lassen von den Wundern des Bergbaues. —

Von all' diesen treibenden Gedanken hin- und hergeworfen, schaute er hinein in das Wasser. Da wollt' es ihm bedünken, als wenn die silbernen Wellen erstarrten zum funkelnden Glimmer, in dem nun die schönen großen Schiffe zerfließen, als wenn die dunklen Wolken, die eben heraufzogen an dem heitern Himmel, sich hinabsenken würden und verdichten zum steinernen Gewölbe. — Er stand wieder in seinem Traum, er schaute wieder das ernste Antlitz der mächtigen Frau, und die verstörende Angst des sehnsüchtigsten Verlangens erfaßte ihn aufs neue. —

Die Kameraden rüttelten ihn auf aus der Träumerei, er mußte ihrem Zuge folgen. Aber nun war es, als flüstre eine unbekannte Stimme ihm unaufhörlich ins Ohr: Was willst Du noch hier? — fort! — fort — in den Bergwerken zu Falun ist Deine Heimath. — Da geht alle Herrlichkeit Dir auf, von der Du geträumt — fort, fort nach Falun! —

Drei Tage trieb sich Elis Fröbom in den Straßen von Göthaborg umher, unaufhörlich verfolgt von

den wunderlichen Gebilden seines Traums, unaufhörlich gemahnt von der unbekannten Stimme.

Am vierten Tage stand Elis an dem Thore, durch welches der Weg nach Gefle führt. Da schritt eben ein großer Mann vor ihm hindurch. Elis glaubte den alten Bergmann erkannt zu haben und eilte unwiderstehlich fortgetrieben ihm nach, ohne ihn zu erreichen.

Rastlos ging es nun fort und weiter fort.

Elis wußte deutlich, daß er sich auf dem Wege nach Falun befinde, und eben dies beruhigte ihn auf besondere Weise, denn gewiß war es ihm, daß die Stimme des Verhängnisses durch den alten Bergmann zu ihm gesprochen, der ihn nun auch seiner Bestimmung entgegenführe.

In der That sah er auch manchmal, vorzüglich wenn der Weg ihm ungewiß werden wollte, den Alten, wie er aus einer Schlucht, aus dickem Gestripp, aus dunklem Gestein plötzlich hervortrat, und vor ihm ohne sich umzuschauen daher schritt, dann aber schnell wieder verschwand.

Endlich nach manchem mühselig durchwanderten Tage erblickte Elis in der Ferne zwei große Seen, zwischen denen ein dicker Dampf aufstieg. So wie er mehr und mehr die Anhöhe westlich erklimmte, unterschied er in dem Rauch ein paar Thürme und schwarze Dächer. Der Alte stand vor ihm riesengroß, zeigte mit ausgestrecktem Arm hin nach dem Dampf und verschwand wieder im Gestein.

„Das ist Falun!" rief Elis, „das Ziel meiner Reise!" — Er hatte Recht, denn Leute, die ihm hinterher wanderten, bestätigten es, daß dort zwischen den Seen Runn und Warpann die Stadt Falun liege, und daß er so eben den Guffrisberg hinansteige, wo die große Pinge oder Tagesöffnung der Erzgrube befindlich.

Elis Fröbom schritt guten Muthes vorwärts, als er aber vor dem ungeheuern Höllenschlunde stand, da gefror ihm das Blut in den Adern, und er erstarrte bei dem Anblick der fürchterlichen Zerstörung.

Bekanntlich ist die große Tagesöffnung der Erzgrube zu Falun an zwölfhundert Fuß lang, sechshundert Fuß breit und einhundert und achtzig Fuß tief. Die schwarzbraunen Seitenwände gehen Anfangs größten Theils senkrecht nieder; dann verflächen sie sich aber gegen die mittlere Tiefe durch ungeheuern Schutt und Trümmerhalden. In diesen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, die aus starken, dicht auf einander gelegten und an den Enden in einander gefugten Stämmen nach Art des gewöhnlichen Blockhäuser-Baues aufgeführt sind. Kein Baum, kein Grashalm sproßt in dem kahlen zerbröckelten Steingeklüft und in wunderlichen Gebilden, manchmal riesenhaften versteinerten Thieren, manchmal menschlichen Kolossen ähnlich, ragen die zackigen Felsenmassen rings umher empor. Im Abgrunde liegen in wilder Zerstörung durcheinander Steine, Schlacken — ausgebranntes Erz, und ein ewiger betäubender Schwefeldunst steigt aus der Tiefe, als würde unten der Höllensud gekocht, dessen Dämpfe alle grüne Lust der Natur vergiften. Man sollte glauben, hier sey Dante herabgestiegen und habe den Inferno geschaut mit all' seiner trostlosen Qual, mit all' seinem Entsetzen *)

Als nun Elis Fröbom hinab schaute in den ungeheueren Schlund, kam ihm in den Sinn, was ihm vor langer Zeit der alte Steuermann seines Schiffs erzählt. Dem war es, als er einmal im Fieber gele-

*) S. die Beschreibung der großen Pinge zu Falun in Hausmanns Reise durch Skandinavien. V. Theil. Seite 96. ff.

gen, plötzlich gewesen, als seyen die Wellen des Meeres verströmt, und unter ihm habe sich der unermeßliche Abgrund geöffnet, so daß er die scheußlichen Unthiere der Tiefe erblicke, die sich zwischen tausenden von seltsamen Muscheln, Korallenstauden, zwischen wunderlichem Gestein in häßlichen Verschlingungen hin- und herwälzten, bis sie mit aufgesperrtem Rachen zum Tode erstarrt liegen geblieben. Ein solches Gesicht, meinte der alte Seemann, bedeute den baldigen Tod in den Wellen, und wirklich stürzte er auch bald darauf unversehen von dem Verdeck in das Meer und war rettungslos verschwunden. Daran dachte Elis, denn wohl bedünkte ihm der Abgrund wie der Boden der von den Wellen verlassenen See, und das schwarze Gestein, die blaulichen, rothen Schlacken des Erzes schienen ihm abscheuliche Unthiere, die ihre häßlichen Polypen-Arme nach ihm ausstreckten. — Es geschah, daß eben einige Bergleute aus der Teufe emporstiegen, die in ihrer dunklen Grubentracht, mit ihren schwarz verbrannten Gesichtern, wohl anzusehen waren, wie häßliche Unholde, die aus der Erde mühsam hervorgekrochen, sich den Weg bahnen wollten bis auf die Oberfläche.

Elis fühlte sich von tiefen Schauern durchbebt, und was dem Seemann noch niemals geschehen, ihn ergriff der Schwindel; es war ihm, als zögen unsichtbare Hände ihn hinab in den Schlund. —

Mit geschlossenen Augen rannte er einige Schritte fort, und erst als er weit von der Pinge den Guffrisberg wieder hinabstieg und er hinauf blickte zum heitern sonnenhellen Himmel, war ihm alle Angst jenes schauerlichen Anblicks entnommen. Er athmete wieder frei und rief recht aus tiefer Seele: O Herr meines Lebens, was sind alle Schauer des Meeres gegen das Entsetzen, was dort in dem öden Steingeklüft wohnt!

— Mag der Sturm toben, mögen die schwarzen Wolken hinabtauchen in die brausenden Wellen, bald siegt doch wieder die schöne herrliche Sonne und vor ihrem freundlichen Antlitz verstummt das wilde Getöse, aber nie dringt ihr Blick in jene schwarze Hölen, und kein frischer Frühlingshauch erquickt dort unten jemals die Brust. — Nein, zu euch mag ich mich nicht gesellen, ihr schwarzen Erdwürmer, niemals würd' ich mich eingewöhnen können in Euer trübes Leben! —

Elis gedachte in Falun zu übernachten, und dann mit dem frühesten Morgen seinen Rückweg anzutreten nach Göthaborg.

Als er auf den Marktplatz, der Helsingtorget geheißen, kam, fand er eine Menge Volks versammelt.

Ein langer Zug von Bergleuten in vollem Staat mit Grubenlichtern in den Händen, Spielleute vorauf, hielt eben vor einem stattlichen Hause. Ein großer schlanker Mann von mittleren Jahren trat heraus, und schaute mit mildem Lächeln umher. An dem freien Anstande, an der offnen Stirn, an den dunkelblau leuchtenden Augen mußte man den ächten Dalkarl erkennen. Die Bergleute schlossen einen Kreis um ihn, jedem schüttelte er treuherzig die Hand, mit jedem sprach er freundliche Worte.

Elis Fröbom erfuhr auf Befragen, daß der Mann Pehrson Dahlsjö sey, Masmeister Altermann und Besitzer einer schönen Bergsfrälse bei Stora-Kopparberg. Bergsfrälse sind in Schweden Ländereien geheißen, die für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen wurden. Die Besitzer solcher Frälsen haben Kuxe in den Gruben, für deren Betrieb sie zu sorgen gehalten sind. —

Man erzählte dem Elis weiter, daß eben heute der Bergsting (Gerichtstag) geendigt, und daß dann

die Bergleute herumzögen bei dem Bergmeister, dem Hüttenmeister und den Altermännern, überall aber gastlich bewirthet würden.

Betrachtete Elis die schönen stattlichen Leute mit den freien freundlichen Gesichtern, so konnte er nicht mehr an jene Erdwürmer in der großen Pinge denken. Die helle Fröhlichkeit, die, als Pehrson Dalsjö hinaustrat, wie aufs neue angefacht durch den ganzen Kreis aufloderte, war wohl ganz anderer Art als der wilde tobende Jubel der Seeleute beim Hönsning.

Dem stillen ernsten Elis ging die Art, wie sich diese Bergmänner freuten, recht tief ins Herz. Es wurde ihm unbeschreiblich wohl zu Muthe, aber der Thränen konnt' er sich vor Rührung kaum enthalten, als einige der jüngeren Knappen ein altes Lied anstimmten, das in gar einfacher in Seele und Gemüth dringender Melodie den Segen des Bergbaues pries.

Als das Lied geendet, öffnete Pehrson Dalsjö die Thüre seines Hauses und alle Bergleute traten nach einander hinein. Elis folgte unwillkürlich und blieb an der Schwelle stehen, so daß er den ganzen geräumigen Flur übersehen konnte, in dem die Bergleute auf Bänken Platz nahmen. Ein tüchtiges Mahl stand auf einem Tisch bereitet.

Nun ging die hintere Thüre dem Elis gegenüber auf, und eine holde festlich geschmückte Jungfrau trat hinein. Hoch und schlank gewachsen, die dunklen Haare in vielen Zöpfen über den Scheitel aufgeflochten, das nette schmucke Mieder mit reichen Spangen zusammengenestelt, ging sie daher in der höchsten Anmuth der blühendsten Jugend. Alle Bergleute standen auf und ein leises freudiges Gemurmel lief durch die Reihen: „Ulla Dahlsjö! — Wie hat Gott gesegnet unsern wackern Altermann mit dem schönen frommen

Himmelskinde!" — Selbst den ältesten Bergleuten funkelten die Augen, als Ulla ihnen so wie allen übrigen die Hand bot zum freundlichen Gruß. Dann brachte sie schöne silberne Krüge, schenkte treffliches Aehl, wie es denn nun in Falun bereitet wird, ein, und reichte es dar den frommen Gästen, indem aller Himmelsglanz der unschuldvollsten Unbefangenheit ihr holdes Antlitz überstralte.

So wie Elis Fröbom die Jungfrau erblickte, war es ihm, als schlüge ein Blitz durch sein Innres und entflamme alle Himmelslust, allen Liebesschmerz — alle Inbrunst, die in ihm verschlossen. — Ulla Dahlsjö war es, die ihm in dem verhängnißvollen Traum die rettende Hand geboten; er glaubte nun die tiefe Deutung jenes Traums zu errathen, und pries, des alten Bergmanns vergessend, das Schicksal, dem er nach Falun gefolgt. —

Aber dann fühlte er sich, auf der Thürschwelle stehend, ein unbeachteter Fremdling, elend, trostlos, verlassen und wünschte, er sey gestorben, ehe er Ulla Dahlsjö geschaut, da er doch nun vergehen müsse in Liebe und Sehnsucht. Nicht das Auge abzuwenden vermochte er von der holden Jungfrau, und als sie nun bei ihm ganz nahe vorüberstreifte, rief er mit leiser bebender Stimme ihren Namen. Ulla schaute sich um und erblickte den armen Elis, der, glühende Röthe im ganzen Gesicht, mit niedergesenktem Blick da stand — erstarrt — keines Wortes mächtig.

Ulla trat auf ihn zu und sprach mit süßem Lächeln: „Ey Ihr seyd ja wohl ein Fremdling, lieber Freund! das gewahre ich an Eurer seemännischen Tracht! — Nun! — warum steht Ihr denn so auf der Schwelle. — Kommt doch nur herein und freut Euch mit uns!"— Damit nahm sie ihn bei der Hand, zog ihn in den Flur und reichte ihm einen vollen

Krug Aehl! „Trinkt,“ sprach sie „mein lieber Freund auf guten gastlichen Willkommen!“

Dem Elis war es, als läge er in dem wonnigen Paradiese eines herrlichen Traums, aus dem er gleich erwachen und sich unbeschreiblich elend fühlen werde. Mechanisch leerte er den Krug. In dem Augenblick trat Pehrson Dahlsjö an ihn heran und fragte, nachdem er ihm die Hand geschüttelt zum freundlichen Gruß, von wannen er käme und was ihn hingebracht nach Falun.

Elis fühlte die wärmende Kraft des edlen Getränks in allen Adern. Dem wackern Pehrson ins Auge blickend, wurde ihm heiter und muthig zu Sinn. Er erzählte, wie er, Sohn eines Seemannes, von Kindesbeinen an auf der See gewesen, wie er eben von Ostindien zurückgekehrt, seine Mutter, die er mit seinem Solde gehegt und gepflegt, nicht mehr am Leben gefunden, wie er sich nun ganz verlassen auf der Welt fühle, wie ihm nun das wilde Leben auf der See ganz und gar zuwider geworden, wie seine innerste Neigung ihn zum Bergbau treibe, und wie er hier in Falun sich mühen werde, als Knappe unterzukommen. Das letzte, so sehr allem entgegen, was er vor wenigen Augenblicken beschlossen, fuhr ihm ganz unwillkürlich heraus, es war ihm, als hätte er dem Altermann gar nichts anders eröffnen können, ja als wenn er eben seinen innersten Wunsch ausgesprochen, an den er bisher selbst nur nicht geglaubt.

Pehrson Dahlsjö sah den Jüngling mit sehr ernstem Blick an, als wollte er sein Innerstes durchschauen, dann sprach er: „Ich mag nicht vermuthen, Elis Fröbom, daß bloßer Leichtsinn Euch von Eurem bisherigen Beruf forttreibt, und daß Ihr nicht alle Mühseligkeit, alle Beschwerde des Bergbaues vorher reiflich erwägt habt, ehe Ihr den Entschluß gefaßt, sich ihm zu ergeben. Es ist ein alter Glaube bei uns,

daß die mächtigen Elemente, in denen der Bergmann kühn waltet, ihn vernichten, strengt er nicht sein ganzes Wesen an, die Herrschaft über sie zu behaupten, giebt er noch andern Gedanken Raum, die die Kraft schwächen, welche er ungetheilt der Arbeit in Erd' und Feuer zuwenden soll. Habt Ihr aber Euern innern Beruf genugsam geprüft und ihn bewährt gefunden, so seyd Ihr zur guten Stunde gekommen. In meiner Kuxe fehlt es an Arbeitern. Ihr könnt, wenn Ihr wollt, nun gleich bei mir bleiben und morgenden Tages mit dem Steiger anfahren, der Euch die Arbeit schon anweisen wird."

Das Herz ging dem Elis auf bei Pehrson Dahlsjö's Rede. Er dachte nicht mehr an die Schrecken des entsetzlichen Höllenschlundes, in den er geschaut. Daß er nun die holde Ulla täglich sehen, daß er mit ihr unter einem Dache wohnen werde, das erfüllte ihn mit Wonne und Entzücken; er gab den süßesten Hoffnungen Raum.

Pehrson Dahlsjö that den Bergleuten kund, wie sich eben ein junger Knappe zum Bergdienst bei ihm gemeldet und stellte ihnen den Elis Fröbom vor.

Alle schauten wohlgefällig auf den rüstigen Jüngling und meinten, mit seinem schlanken kräftigen Gliederbau sey er ganz zum Bergmann geboren, und an Fleiß und Frömmigkeit werd' es ihm gewiß auch nicht fehlen.

Einer von den Bergleuten, schon hoch in Jahren, näherte sich und schüttelte ihm treuherzig die Hand, indem er sagte, daß er der Obersteiger in der Kuxe Pehrson Dahlsjö's sey, und daß er sich's recht angelegen seyn lassen werde, ihn sorglich in allem zu unterrichten, was ihm zu wissen nöthig. Elis mußte sich zu ihm setzen, und sogleich begann der Alte beim

Kruge Aehl weitläuftig über die erste Arbeit der Knappen zu sprechen.

Dem Elis kam wieder der alte Bergmann aus Göthaborg in den Sinn und auf besondere Weise wußte er beinahe alles, was der ihm gesagt, zu wiederholen. „Ey,“ rief der Obersteiger voll Erstaunen,“ Elis Fröbom, wo habt Ihr denn die schönen Kenntnisse her? — Nun da kann es Euch ja gar nicht fehlen, Ihr müßt in kurzer Zeit der tüchtigste Knappe in der Zeche seyn!“ —

Die schöne Ulla, unter den Gästen auf- und abwandelnd und sie bewirthend, nickte oft freundlich dem Elis zu, und munterte ihn auf, recht froh zu seyn. „Nun sey er,“ sprach sie, „ja nicht mehr fremd, sondern gehöre ins Haus und nicht mehr das trügerische Meer, nein! Falun mit seinen reichen Bergen, sey seine Heimath!“ — Ein ganzer Himmel voll Wonne und Seligkeit that sich dem Jüngling auf bei Ulla's Worten. Man merkte es wohl, daß Ulla gern bei ihm weilte, und auch Pehrson Dahlsjö betrachtete ihn in seinem stillen ernsten Wesen mit sichtlichem Wohlgefallen.

Das Herz wollte dem Elis doch mächtig schlagen, als er wieder bei dem rauchenden Höllenschlunde stand, und eingehüllt in die Bergmannstracht, die schweren mit Eisen beschlagenen Dalkarl-Schuhe an den Füßen mit dem Steiger hinabfuhr in den tiefen Schacht. Bald wollten heiße Dämpfe, die sich auf seine Brust legten, ihn ersticken, bald flackerten die Grubenlichter von dem schneidend kalten Luftzuge, der die Abgründe durchströmte. Immer tiefer und tiefer ging es hinab, zuletzt auf kaum ein Fuß breiten eisernen Leitern, und Elis Fröbom merkte wohl, daß alle Geschicklichkeit, die er sich als Seemann im Klettern erworben, ihm hier nichts helfen könne.

Endlich standen sie in der tiefsten Teufe und der

Steiger gab dem Elis die Arbeit an, die er hier verrichten sollte.

Elis gedachte der holden Ulla, wie ein leuchtender Engel sah er ihre Gestalt über sich schweben und vergaß alle Schrecken des Abgrundes, alle Beschwerden der mühseligen Arbeit. Es stand nun einmal fest in seiner Seele, daß nur dann, wenn er sich bei Pehrson Dahlsjö mit aller Macht des Gemüths', mit aller Anstrengung, die nur der Körper dulden wolle, dem Bergbau ergebe, vielleicht dereinst die süßesten Hoffnungen erfüllt werden könnten, und so geschah es, daß er in unglaublich kurzer Zeit es dem geübtesten Bergmann in der Arbeit gleich that.

Mit jedem Tage gewann der wackre Pehrson Dahlsjö den fleißigen frommen Jüngling mehr lieb und sagte es ihm öfters unverholen, daß er in ihm nicht sowohl einen tüchtigen Knappen, als einen geliebten Sohn gewonnen. Auch Ulla's innige Zuneigung that sich immer mehr und mehr kund. Oft, wenn Elis zur Arbeit ging und irgend Gefährliches im Werke war, bat, beschwor sie ihn, die hellen Thränen in den Augen, doch nur ja sich vor jedem Unglück zu hüten. Und wenn er dann zurück kam, sprang sie ihm freudig entgegen, und hatte immer das beste Aehl zur Hand, oder sonst ein gut Gericht bereitet, ihn zu erquicken.

Das Herz bebte dem Elis vor Freude, als Pehrson Dahlsjö einmal zu ihm sprach, daß, da er ohnedieß ein gut Stück Geld mitgebracht, es bei seinem Fleiß, bei seiner Sparsamkeit ihm gar nicht fehlen könne, künftig zum Besitzthum eines Berghemmans, oder wohl gar einer Bergfrälse zu gelangen, und daß dann wohl kein Bergbesitzer zu Falun ihn abweisen werde, wenn er um die Hand der Tochter werbe. Er hätte nun gleich sagen mögen, wie unaussprechlich er Ulla liebe, und wie er alle Hoffnung des Lebens auf

ihren Besitz gestellt. Doch unüberwindliche Scheu, mehr aber wohl noch der bange Zweifel, ob Ulla, wie er manchmal ahne, ihn auch wirklich liebe, verschlossen ihm den Mund.

Es begab sich, daß Elis Fröbom einmal in der tiefsten Teufe arbeitete in dicken Schwefeldampf gehüllt, so daß sein Grubenlicht nur schwach durchdämmerte, und er die Gänge des Gesteins kaum zu unterterscheiden vermochte. Da hörte er, wie aus noch tieferm Schacht ein Klopfen heraustönte, als werde mit dem Puchhammer gearbeitet. Da dergleichen Arbeit nun nicht wohl in der Teufe möglich, und Elis wohl wußte, daß außer ihm heute niemand herabgefahren, da der Steiger eben die Leute im Förderschacht anstellte, so wollte ihm das Pochen und Hämmern ganz unheimlich bedünken. Er ließ Handfäustel und Eisen ruhen und horchte zu den hohl anschlagenden Tönen, die immer näher und näher zu kommen schienen. Mit eins gewahrte er dicht neben sich einen schwarzen Schatten und erkannte, da eben ein schneidender Luftstrom den Schwefeldampf verblies, den alten Bergmann von Göthaborg, der ihm zur Seite stand. „Glück auf!" rief der Alte, „Glück auf, Elis Fröbom hier unten im Gestein! — Nun wie gefällt Dir das Leben, Kamerad?" — Elis wollte fragen, auf welche wunderbare Art der Alte in den Schacht gekommen; der schlug aber mit seinem Hammer an das Gestein mit solcher Kraft, daß Feuerfunken umherstoben, und es wie ferner Donner im Schacht wiederhallte, und rief dann mit entsetzlicher Stimme: „das ist hier ein herrlicher Trappgang, aber Du schnöder schuftiger Geselle schauest nichts als einen Trumm, der kaum eines Strohhalms mächtig. — Hier unten bist Du ein blinder Maulwurf, dem der Metallfürst ewig abhold bleiben wird, und oben vermagst Du auch nichts zu unternehmen, und stellst vergebens dem Gar-

könig nach. — Hey! des Pehrson Dahlsjö Tochter Ulla willst Du zum Weibe gewinnen, deshalb arbeitest Du hier ohne Lieb' und Gedanken. — Nimm Dich in Acht, Du falscher Gesell, daß der Metallfürst, den Du verhöhnst, Dich nicht faßt und hinabschleudert, daß Deine Glieder zerbröckeln am scharfen Gestein. — Und nimmer wird Ulla Dein Weib, das sag' ich Dir!" —

Dem Elis wallte der Zorn auf vor den schnöden Worten des Alten. „Was thust Du," rief er, „hier in dem Schacht meines Herrn Pehrson Dahlsjö, in dem ich arbeite mit aller Kraft und wie es meines Berufs ist? Hebe Dich hinweg, wie Du gekommen, oder wir wollen sehen, wer hier unten einer dem andern zuerst das Gehirn einschlägt." — Damit stellte sich Elis Fröbom trotzig vor den Alten hin und schwang sein eisernes Handfäustel, mit dem er gearbeitet, hoch empor. Der Alte lachte höhnisch auf, und Elis sah mit Entsetzen wie er behende gleich einer Eichkatz' die schmalen Sprossen der Leiter heraufhüpfte und in dem schwarzen Geklüft verschwand.

Elis fühlte sich wie gelähmt an allen Gliedern, die Arbeit wollte nicht mehr von Statten gehen, er stieg hinauf. Als der alte Obersteiger der eben aus dem Förderschacht gestiegen, ihn gewahrte, rief er: „Um Christus willen, was ist Dir wiederfahren, Elis, Du siehst blaß und verstört aus wie der Tod! — Gelt! — der Schwefeldampf, den Du noch nicht gewohnt, hat es Dir angethan? — Nun trink, guter Junge, das wird Dir wohl thun." — Elis nahm einen tüchtigen Schluck Branndtwein aus der Flasche, die ihm der Obersteiger darbot, und erzählte dann erkräftigt alles, was sich unten im Schacht begeben, so wie, auf welche Weise er die Bekanntschaft

des alten unheimlichen Bergmanns in Göthaborg gemacht.

Der Obersteiger hörte alles ruhig an, dann schüttelte er aber bedenklich den Kopf und sprach: „Elis Fröbom, das ist der alte Torbern gewesen, dem Du begegnet, und ich merke nun wohl, daß das mehr als ein Mährlein ist, was wir uns hier von ihm erzählen. Vor mehr als hundert Jahren gab es hier in Falun einen Bergmann, Namens Torbern. Er soll einer der ersten gewesen seyn, der den Bergbau zu Falun recht in Flor gebracht hat, und zu seiner Zeit war die Ausbeute bei weitem reicher als jetzt. Niemand verstand sich damals auf den Bergbau so als Torbern, der in tiefer Wissenschaft erfahren, dem ganzen Bergwesen in Falun vorstand. Als sey er mit besonderer höherer Kraft ausgerüstet, erschlossen sich ihm die reichsten Gänge und kam noch hinzu, daß er ein finsterer tiefsinniger Mann war, der ohne Weib und Kind, ja ohne eigentliches Obdach in Falun zu haben beinahe niemals ans Tageslicht kam, sondern unaufhörlich in den Teufen wühlte, so konnte es nicht fehlen, daß bald von ihm die Sage ging, er stehe mit der geheimen Macht, die im Schooß der Erde waltet und die Metalle kocht, im Bunde. Auf Torberns strenge Ermahnungen nicht achtend, der unaufhörlich Unglück prophezeite, sobald nicht wahre Liebe zum wunderbaren Gestein und Metall den Bergmann zur Arbeit antreibe, weitete man in gewinnsüchtiger Gier die Gruben immer mehr und mehr aus, bis endlich am Johannistage des Jahres Eintausend sechshundert und sieben und achtzig sich der fürchterliche Bergsturz ereignete, der unsere ungeheuere Pinge schuf, und dabei den ganzen Bau dergestalt verwüstete, daß erst nach vielem Mühen und mit vieler Kunst mancher Schacht wieder hergestellt werden konnte. Von Torbern war nichts mehr zu hören und zu sehen, und gewiß schien

es, daß er in der Teufe arbeitend durch den Einsturz verschüttet. — Bald darauf, und zwar, als die Arbeit immer besser und besser von statten ging, behaupteten die Hauer, sie hätten im Schacht den alten Torbern gesehen, der ihnen allerlei guten Rath ertheilt und die schönsten Gänge gezeigt. Andere hatten den Alten oben an der Pinge umherstreichend erblickt, bald wehmüthig klagend, bald zornig tobend. Andere Jünglinge kamen so wie Du hieher und behaupteten, ein alter Bergmann habe sie ermahnt zum Bergbau und hieher gewiesen. Das geschah allemal, wenn es an Arbeitern mangeln wollte, und wohl mochte der alte Torbern auch auf diese Weise für den Bergbau sorgen. — Ist es nun wirklich der alte Torbern gewesen, mit dem Du Streit gehabt im Schacht, und hat er von einem herrlichen Trappgange gesprochen, so ist es gewiß, daß dort eine reiche Eisen-Ader befindlich, der wir morgen nachspüren wollen. — Du hast nämlich nicht vergessen, daß wir hier die Eisengehaltige Ader im Gestein, Trappgang nennen, und daß Trum eine Ader von dem Gange ist, die sich in verschiedene Theile zerschlägt und wohl gänzlich auseinander geht.“ —

Als Elis Fröbom von mancherlei Gedanken hin- und hergeworfen eintrat in Pehrson Dahlsjö's Haus, kam ihm nicht wie sonst Ulla freundlich entgegen. Mit niedergeschlagenem Blick, und wie Elis zu bemerken glaubte mit verweinten Augen, saß Ulla da und neben ihr ein stattlicher junger Mann, der ihre Hand festhielt in der seinigen, und sich mühte allerlei freundliches scherzhaftes vorzubringen, worauf Ulla aber nicht sonderlich achtete. — Pehrson Dahlsjö zog den Elis, der von trüber Ahnung ergriffen, den starren Blick auf das Paar heftete, fort ins andere Gemach und begann: „Nun Elis Fröbom, wirst Du bald Deine Liebe zu mir, Deine Treue beweisen können, denn habe ich

Dich schon immer wie meinen Sohn gehalten, so wirst Du es nun wirklich werden ganz und gar. Der Mann, den Du bei mir siehst, ist der reiche Handelsmann Eric Olawsen geheißen aus Göthaborg. Ich geb' ihm auf sein Werben meine Tochter zum Weibe; er zieht mit ihr nach Göthaborg und Du bleibst dann allein bei mir Elis, meine einzige Stütze im Alter. — Nun Elis, Du bleibst stumm? — Du erbleichst, ich hoffe nicht, daß Dir mein Entschluß mißfällt, daß Du jetzt, da meine Tochter mich verlassen muß, auch von mir willst! doch ich höre Herrn Olawsen meinen Namen nennen — ich muß hinein!" —

Damit ging Pehrson wieder in das Gemach zurück.

Elis fühlte sein Inneres von tausend glühenden Messern zerfleischt. — Er hatte keine Worte, keine Thränen. — In wilder Verzweiflung rannte er aus dem Hause fort — fort — bis zur großen Pinge. Bot das ungeheuere Geklüft schon im Tageslicht einen entsetzlichen Anblick dar, so war vollends jetzt, da die Nacht eingebrochen und die Mondesscheibe erst aufdämmerte, das wüste Gestein anzusehen, als wühle und wälze unten eine zahllose Schaar gräßlicher Unthiere, die scheußliche Ausgeburt der Hölle, sich durcheinander am rauchenden Boden und blitze herauf mit Flammen-Augen und strecke die riesigen Krallen aus nach dem armen Menschenvolk. —

„Torbern — Torbern!" schrie Elis mit furchtbarer Stimme, daß die öden Klüfte wiederhallten — „Torbern, hier bin ich! — Du hattest Recht, ich war ein schuftiger Gesell, daß ich, alberner Lebenshoffnung auf der Oberfläche der Erde mich hingab! — Unten liegt mein Schatz, mein Leben, mein Alles! — Torbern! — steig herab mit mir, zeig mir die reichsten Trappgänge, da will ich wühlen und bohren und ar-

beiten und das Licht des Tages fürder nicht mehr schauen! Torbern! — Torbern — steig herab mit mir!" —

Elis nahm Stahl und Stein aus der Tasche, zündete sein Grubenlicht an und stieg hinab in den Schacht, den er gestern befahren, ohne daß sich der Alte sehen ließ. Wie ward ihm, als er in der tiefsten Teufe deutlich und klar den Trappgang erblickte, so daß er seiner Saalbänder Streichen und Fallen zu erkennen vermochte.

Doch als er fester und fester den Blick auf die wunderbare Ader im Gestein richtete, war es als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und seine Wände wurden durchsichtig, wie der reinste Krystall. Jener verhängnißvolle Traum, den er in Göthaborg geträumt kam zurück. Er blickte in die paradiesischen Gefilde der herrlichsten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüthen und Blumen feuerstrahlende Steine hingen. Er sah die Jungfrauen, er schaute das hohe Antlitz der mächtigen Königin. Sie erfaßte ihn, zog ihn hinab, drückte ihn an ihre Brust, da durchzuckte ein glühender Strahl sein Inneres und sein Bewußtseyn war nur das Gefühl als schwämme er in den Wogen eines blauen durchsichtig funkelnden Nebels. —

„Elis Fröbom, Elis Fröbom!" — rief eine starke Stimme von oben herab und der Wiederschein von Fackeln fiel in den Schacht. Pehrson Dahlsjö selbst war es, der mit dem Steiger hinabkam, um den Jüngling, den sie wie im hellen Wahnsinn nach der Pinge rennen gesehen zu suchen.

Sie fanden ihn wie erstarrt stehend, das Gesicht gedrückt in das kalte Gestein.

„Was," rief Pehrson ihn an, „machst Du hier unten zur Nachtzeit, unbesonnener junger Mensch! — Nimm Deine Kraft zusammen und steige mit uns

hinauf, wer weiß, was Du oben Gutes erfahren wirst!"

In tiefem Schweigen stieg Elis hinauf, und folgte dem Pehrson Dahlsjö, der nicht aufhörte, ihn tapfer auszuschelten, daß er sich in solche Gefahr begeben.

Der Morgen war hell aufgegangen, als sie ins Haus traten. Ulla stürzte mit einem lauten Schrei dem Elis an die Brust, und nannte ihn mit den süßesten Namen. Aber Pehrson Dahlsjö sprach zu Elis: „Du Thor! mußte ich es denn nicht längst wissen, daß Du Ulla liebtest, und wohl nur Ihretwegen mit so vielem Fleiß und Eifer in der Grube arbeitetest? Mußte ich nicht längst gewahren, daß auch Ulla Dich liebte recht aus dem tiefsten Herzensgrunde? Konnte ich mir einen bessern Eidam wünschen, als einen tüchtigen fleißigen frommen Bergmann, als eben Dich, mein braver Elis? — Aber daß Ihr schwiegt, das ärgerte, das kränkte mich." — „Haben wir denn selbst gewußt," unterbrach Ulla den Vater, „daß wir uns so unaussprechlich liebten?" — „Mag," fuhr Pehrson Dahlsjö fort, „dem seyn, wie ihm wolle, genug ich ärgerte mich, daß Elis nicht offen und ehrlich von seiner Liebe zu mir sprach und deshalb, und weil ich Dein Herz auch prüfen wollte, förderte ich gestern das Mährchen mit Herrn Eric Olawsen zu Tage, worüber Du bald zu Grunde gegangen wärst. Du toller Mensch! — Herr Eric Olawsen ist ja längst verheirathet und Dir, braver Elis Fröbom, gebe ich meine Tochter zum Weibe, denn ich wiederhole es, keinen bessern Schwiegersohn konnt' ich mir wünschen."

Dem Elis rannten die Thränen herab vor lauter Wonne und Freude. Alles Lebensglück war so unerwartet auf ihn herabgekommen, und es mußte

ihm beinahe bedünken, er stehe abermals im süßen Traum! —

Auf Pehrson Dahlsjö's Gebot sammelten sich die Bergleute Mittags zum frohen Mahl.

Ulla hatte sich in ihren schönsten Schmuck gekleidet und sah anmuthiger aus als jemals, so daß alle einmal über das andere riefen: „Ey, welche hochherrliche Braut hat unser wackrer Elis Fröbom erworben! — Nun! — der Himmel segne beide in ihrer Frömmigkeit und Tugend!"

Auf Elis Fröbom's bleichem Gesicht lag noch das Entsetzen der Nacht und oft starrte er vor sich hin, wie entrückt allem was ihn umgab.

„Was ist Dir, mein Elis?" fragte Ulla. Elis drückte sie an seine Brust und sprach: „ja, ja! — Du bist wirklich mein und nun ist ja alles gut!" —

Mitten in aller Wonne war es dem Elis manchmal, als griffe auf einmal eine eiskalte Hand in sein Inneres hinein und eine dunkle Stimme spräche: „ist es denn nun noch Dein Höchstes, daß Du Ulla erworben? Du armer Thor! — Hast Du nicht das Antlitz der Königin geschaut?" —

Er fühlte sich beinahe übermannt von einer unbeschreiblichen Angst, der Gedanke peinigte ihn, es werde nun plötzlich einer von den Bergleuten riesengroß sich vor ihm erheben, und er werde zu seinem Entsetzen den Torbern erkennen, der gekommen, ihn fürchterlich zu mahnen an das unterirdische Reich der Steine und Metalle, dem er sich ergeben!

Und doch wußte er wieder gar nicht, warum ihm der gespenstische Alte feindlich seyn, was überhaupt sein Bergmanns-Handthieren mit seiner Liebe zu schaffen haben solle.

Pehrson merkte wohl Elis Fröboms verstörtes Wesen und schrieb es dem überstandenen Weh, der nächt-

lichen Fahrt in den Schacht zu. Nicht so Ulla die von geheimer Ahnung ergriffen in den Geliebten drang, ihr doch nur zu sagen, was ihm denn Entsetzliches begegnet, das ihn ganz von ihr hinwegreiße. Dem Elis wollte die Brust zerspringen. — Vergebens rang er darnach, der Geliebten von dem wunderbaren Gesicht, das sich ihm in der Teufe aufgethan, zu erzählen. Es war als verschlösse ihm eine unbekannte Macht mit Gewalt den Mund, als schaue aus seinem Innern heraus das furchtbare Antlitz der Königin, und nenne er ihren Namen, so würde, wie bei dem Anblick des entsetzlichen Medusenhaupts sich alles um ihn her versteinen zum düstern schwarzen Geklüft! — Alle Herrlichkeit, die ihn unten in der Teufe mit der höchsten Wonne erfüllt, erschien ihm jetzt wie eine Hölle voll trostloser Qual trügerisch ausgeschmückt zur verderblichsten Verlockung!

Pehrson Dahlsjö gebot, daß Elis Fröbom einige Tage hindurch daheim bleiben solle, um sich ganz von der Krankheit zu erholen, in die er gefallen schien. In dieser Zeit verscheuchte Ulla's Liebe, die nun hell und klar aus ihrem kindlichen frommen Herzen ausströmte das Andenken an die verhängnißvollen Abentheuer im Schacht. Elis lebte ganz auf in Wonne und Freude und glaubte an sein Glück, das wohl keine böse Macht mehr verstören könne.

Als er wieder hinabfuhr in den Schacht, kam ihm in der Teufe alles ganz anders vor wie sonst. Die herrlichsten Gänge lagen offen ihm vor Augen, er arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er vergaß alles, er mußte sich, auf die Oberfläche hinaufgestiegen, auf Pehrson Dahlsjö, ja auf seine Ulla besinnen, er fühlte sich wie in zwei Hälften getheilt, es war ihm, als stiege sein besseres, sein eigentliches Ich hinab in den Mittelpunkt der Erdkugel, und ruhe aus in den Armen der Königen, während er in Falun sein düsteres

Lager suche. Sprach Ulla mit ihm von ihrer Liebe, und wie sie so glücklich mit einander leben würden, so begann er von der Pracht der Teufen zu reden; von den unermeßlich reichen Schätzen, die dort verborgen lägen, und verwirrte sich dabei in solch' wunderliche unverständliche Reden, daß Angst und Beklommenheit das arme Kind ergriff und sie gar nicht wußte, wie Elis sich auf einmal so in seinem ganzen Wesen geändert. — Dem Steiger, Pehrson Dahlsjö'n, selbst verkündete Elis unaufhörlich in voller Lust, wie er die reichhaltigsten Adern, die herrlichsten Trappgänge entdeckt, und wenn sie dann nichts fanden als taubes Gestein, so lachte er höhnisch und meinte, freilich verstehe er nur allein die geheimen Zeichen, die bedeutungsvolle Schrift, die die Hand der Königin selbst hineingrabe in das Steingeklüft, und genug sey es auch eigentlich, diese Zeichen zu verstehen, ohne das, was sie verkündeten, zu Tage zu fördern.

Wehmüthig blickte der alte Steiger den Jüngling an, der mit wild funkelndem Blick von dem glanzvollen Paradiese sprach, das im tiefen Schooß der Erde aufleuchte.

„Ach Herr," lispelte der Alte Pehrson Dahlsjö'n leise ins Ohr, „dem armen Jungen hat's der böse Torbern angethan!" —

„Glaubt," erwiederte Pehrson Dahlsjö, „nicht an solche Bergmanns-Mährlein, Alter! — Dem tiefsinnigen Denker hat die Liebe den Kopf verrückt, das ist alles. Laßt nur erst die Hochzeit vorüber seyn, dann wird's sich schon geben mit den Trappgängen und Schätzen und dem ganzen unterirdischen Paradiese!" —

Der von Pehrson Dahlsjö bestimmte Hochzeit-Tag kam endlich heran. Schon einige Tage vorher war Elis Fröbom stiller, ernster, in sich gekehrter gewesen als jemals, aber auch nie hatte er sich o ganz

in Liebe der holden Ulla hingegeben als in dieser Zeit. Er mochte sich keinen Augenblick von ihr trennen, deshalb ging er nicht zur Grube; er schien an sein unruhiges Bergmannstreiben gar nicht zu denken, denn kein Wort von dem unterirdischen Reich kam über seine Lippen. Ulla war ganz voll Wonne; alle Angst, wie vielleicht die bedrohlichen Mächte des unterirdischen Geklüfts, von denen sie oft alte Bergleute reden gehört, ihren Elis ins Verderben locken würden, war verschwunden. Auch Pehrson Dahlsjö sprach lächelnd zum alten Steiger: „Seht Ihr wohl, daß Elis Fröbom nur schwindlich geworden im Kopfe vor Liebe zu meiner Ulla!" —

Am frühen Morgen des Hochzeittages — es war der Johannistag — klopfte Elis an die Kammer seiner Braut. Sie öffnete und fuhr erschrocken zurück, als sie den Elis erblickte schon in den Hochzeitskleidern, todtbleich, dunkel sprühendes Feuer in den Augen. „Ich will," sprach er mit leiser schwankender Stimme, „Dir nur sagen, meine herzgeliebte Ulla, daß wir dicht an der Spitze des höchsten Glücks stehen, wie es nur dem Menschen hier auf Erden beschieden. Mir ist in dieser Nacht alles entdeckt worden. Unten in der Teufe liegt in Chlorit und Glimmer eingeschlossen der kirschroth funkelnde Almandin, auf den unsere Lebenstafel eingegraben, den mußt Du von mir empfangen als Hochzeits-Gabe. Er ist schöner als der herrlichste blutrothe Karfunkel, und wenn wir in treuer Liebe verbunden hineinblicken in sein strahlendes Licht, können wir es deutlich erschauen, wie unser Inneres verwachsen ist mit dem wunderbaren Gezweige, das aus dem Herzen der Königin im Mittelpunkt der Erde emporkeimt. Es ist nur nöthig, daß ich diesen Stein hinauffördere zu Tage, und das will ich nunmehro thun. Gehab Dich so lange wohl, meine herzgeliebte Ulla! — bald bin ich wieder hier."

Ulla beschwor den Geliebten mit heißen Thränen doch abzustehen von diesem träumerischen Unternehmen, da ihr großes Unglück ahne; doch Elis Fröbom versicherte, daß er ohne jenes Gestein niemals eine ruhige Stunde haben würde, und daß an irgend eine bedrohliche Gefahr gar nicht zu denken sey. Er drückte die Braut innig an seine Brust und schied von dannen.

Schon waren die Gäste versammelt um das Brautpaar nach der Kopparbergs-Kirche, wo nach gehaltenem Gottesdienst die Trauung vor sich gehen sollte, zu geleiten. Eine ganze Schaar zierlich geschmückter Jungfrauen, die, nach der Sitte des Landes, als Brautmädchen der Braut voranziehen sollten, lachten und scherzten um Ulla her. Die Musikanten stimmten ihre Instrumente und versuchten einen fröhlichen Hochzeits-Marsch. — Schon war es beinahe Mittag, noch immer ließ sich Elis Fröbom nicht sehen. Da stürzten plötzlich Bergleute herbei, Angst und Entsetzen in den bleichen Gesichtern, und meldeten, wie eben ein fürchterlicher Bergfall die ganze Grube, in der Dahlsjö's Kuxe befindlich, verschüttet.

„Elis — mein Elis, Du bist hin — hin!" — So schrie Ulla laut auf und fiel wie todt nieder. — Nun erfuhr erst Pehrson Dahlsjö von dem Steiger, daß Elis am frühen Morgen nach der großen Pinge gegangen und hinabgefahren, sonst hatte, da Knappen und Steiger zur Hochzeit geladen, niemand in dem Schacht gearbeitet. Pehrson Dahlsjö, alle Bergleute eilten hinaus, aber alle Nachforschungen, so wie sie nur selbst mit der höchsten Gefahr des Lebens möglich, blieben vergebens. Elis Fröbom wurde nicht gefunden. Gewiß war es, daß der Erdsturz den Unglücklichen im Gestein begraben; und so kam Elend und Jammer über das Haus des wackern

Pehrson Dahlsjö, in dem Augenblick, als er Ruhe und Frieden für seine alten Tage sich zu bereiten gedacht.

Längst war der wackre Masmeister Altermann Pehrson Dahlsjö gestorben, längst seine Tochter Ulla verschwunden, niemand in Falun wußte von beiden mehr etwas, da seit Fröboms unglückseligem Hochzeitstage wohl an die funfzig Jahre verflossen. Da geschah es, daß die Bergleute, als sie zwischen zwei Schachten einen Durchschlag versuchten, in einer Teufe von dreihundert Ellen im Vitriolwasser den Leichnam eines jungen Bergmanns fanden, der versteinert schien, als sie ihn zu Tage förderten.

Es war anzusehen, als läge der Jüngling in tiefem Schlaf, so frisch, so wohl erhalten waren die Züge seines Antlitzes, so ohne alle Spur der Verwesung seine zierliche Bergmannskleider, ja selbst die Blumen an der Brust. Alles Volk aus der Nähe sammelte sich um den Jüngling, den man heraufgetragen aus der Pinge, aber niemand kannte die Gesichtszüge des Leichnams, und keiner der Bergleute vermochte sich auch zu entsinnen, daß irgend einer der Kameraden verschüttet. Man stand im Begriff den Leichnam weiter fortzubringen nach Falun, als aus der Ferne ein steinaltes eisgraues Mütterchen auf Krücken hinankeuchte. „Dort kommt das Johannismütterchen!“ riefen einige von den Bergleuten. Diesen Namen hatten sie der Alten gegeben, die sie schon seit vielen Jahren bemerkt, wie sie jedesmal am Johannistage erschien, in die Tiefe schauend, die Hände ringend, in den wehmüthigsten Tönen ächzend und klagend an der Pinge umherschlich, und dann wieder verschwand.

Kaum hatte die Alte den erstarrten Jüngling er-

blickt, als sie beide Krücken fallen ließ, die Arme hoch empor streckte zum Himmel und mit dem herzzerschneidendsten Ton der tiefsten Klage rief: „O Elis Fröbom — o mein süßer Bräutigam!" Und damit kauerte sie neben dem Leichnam nieder und faßte die erstarrten Hände und drückte sie an ihre im Alter erkaltete Brust, in der noch, wie heiliges Naphtafeuer unter der Eisdecke, ein Herz voll heißer Liebe schlug. „Ach," sprach sie dann, sich im Kreise umschauend, „niemand, niemand von Euch kennt mehr die arme Ulla Dahlsjö, dieses Jünglings glückliche Braut vor funfzig Jahren! — Als ich mit Gram und Jammer fortzog nach Ornås, da tröstete mich der alte Torbern und sprach, ich würde meinen Elis, den das Gestein begrub am Hochzeitstage, noch wiedersehen hier auf Erden, und da bin ich Jahr aus Jahr ein hergekommen und habe ganz Sehnsucht und treue Liebe hinab geschaut in die Tiefe. — Und heute ist mir ja wirklich solch' seliges Widersehen vergönnt! — O mein Elis — mein geliebter Bräutigam!" —

Aufs neue schlug sie die dürren Arme um den Jüngling, als wolle sie ihn nimmer lassen, und alle standen tiefbewegt ringsumher.

Leiser und leiser wurden die Seufzer, wurde das Schluchzen der Alten, bis es dumpf vertönte.

Die Bergleute traten hinan, sie wollten die arme Ulla aufrichten, aber sie hatte ihr Leben ausgehaucht auf dem Leichnam des erstarrten Bräutigams. Man bemerkte, daß der Körper des Unglücklichen, der fälschlicher Weise für versteinert gehalten, in Staub zu zerfallen begann.

In der Kopparbergs-Kirche, dort, wo vor funfzig Jahren das Paar getraut werden sollte, wurde die Asche des Jünglings beigesetzt und mit ihr die Leiche der bis in den bittern Tod getreuen Braut. —

„Ich merke es wohl,“ sprach Theodor, als er geendet und die Freunde schweigend vor sich hin blickten, „daß Euch meine Erzählung nicht ganz recht ist, oder behagte Euch nur in diesem Augenblick vielleicht nicht der düstre wehmüthige Stoff?“

„Es ist nicht anders,“ erwiederte Ottmar, „Deine Erzählung läßt einen sehr wehmüthigen Eindruck zurück, aber, aufrichtig gestanden, will mir all der Aufwand von schwedischen Bergfrälsebesitzern, Volksfesten, gespenstischen Bergmännern und Visionen gar nicht recht gefallen. Die einfache Beschreibung in Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, wie der Jüngling in der Erzgrube zu Falun gefunden wurde, in dem ein altes Mütterchen ihren vor funfzig Jahren verschütteten Bräutigam wieder erkannte, hat viel tiefer auf mich gewirkt.“

„Ich flehe,“ rief Theodor lächelnd, „unsern Patron, den Einsiedler Serapion an, daß er mich in Schutz nehme, denn wahrlich mir ging nun einmal die Geschichte von dem Bergmann mit den lebendigsten Farben gerade so auf, wie ich sie erzählt habe.“

„Laßt,“ sprach Lothar, „jedem seine Weise. Aber gut ist es, lieber Theodor, daß Du uns die Geschichte vorlasest, die wir alle, mein' ich, etwas von der Bergmannswissenschaft, so wie von den Bergwerken zu Falun und den Schwedischen Sitten und Gebräuchen gehört haben. Andere würden Dir mit Recht vorwerfen, daß Du durch zu viele bergmännische Ausdrücke oft unverständlich wurdest, und manche würden sogar, da Du so oft von dem schönen Aehl sprichst womit sich die Leute traktiren, auf den Gedanken gerathen, daß die guten Faluner und Gothaborger schnödes Baumöl saufen, da jenes Aehl doch nichts anders ist, als ein schönes, starkes Bier.“

„Mir hat,“ nahm Cyprian das Wort, „Theodors Erzählung doch im Ganzen nicht so sehr mißfal-

len als Dir Ottmar. Wie oft stellten Dichter Menschen, welche auf irgend eine entsetzliche Weise untergehen, als im ganzen Leben mit sich entzweit, als von unbekannten finstren Mächten befangen dar. Dies hat Theodor auch gethan, und mich wenigstens spricht dies immer deshalb an, weil ich meine, daß es tief in der Natur begründet ist. Ich habe Menschen gekannt, die sich plötzlich im ganzen Wesen veränderten, die entweder in sich hinein erstarrten oder wie von bösen Mächten rastlos verfolgt in steter Unruhe umhergetrieben wurden und die bald dieses bald jenes entsetzliche Ereigniß aus dem Leben fortriß." „Halt," rief Lothar — „halt! — lassen wir dem geisterseherischen Cyprian nur was weniges Raum, so gerathen wir gleich in ein Labyrinth von Ahnungen und Träumen! — Erlaubt, daß ich unsere trübe Stimmung mit einem Mal vernichte, indem ich Euch zum Schluß unseres heutigen Klubbs ein Kindermährchen mittheile, das ich vor einiger Zeit aufschrieb, und das mir, so glaub' ich, der tolle Spukgeist Droll selbst eingegeben hat."

„Ein Kindermährchen — Du Lothar ein Kindermährchen!" — So riefen alle.

„Ja," sprach Lothar, „wahnwitzig mag es Euch bedünken, daß ich es unternahm, ein Kindermährchen zu schreiben, aber hört mich erst und dann urtheilt."

Lothar zog ein sauber geschriebenes Heft hervor und las:

Nußknacker und Mausekönig.

Der Weihnachtsabend.

Am vier und zwanzigsten Dezember durften die Kinder des Medizinalraths Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelstube hinein,

viel weniger in das daran stoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterstübchens zusammengekauert, saßen Fritz und Marie, die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen und es wurde ihnen recht schaurig zu Muthe, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geschah, kein Licht hereinbrachte. Fritz entdeckte ganz insgeheim wispernd der jüngern Schwester (sie war eben erst sieben Jahr alt worden) wie er schon seit früh Morgens es habe in den verschlossenen Stuben rauschen und rasseln, und leise pochen hören. Auch sey nicht längst ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kasten unter dem Arm über den Flur geschlichen, er wisse aber wohl, daß es niemand anders gewesen als Pathe Droßelmeier. Da schlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zusammen und rief: „Ach was wird nur Pathe Droßelmeier für uns schönes gemacht haben.“ Der Obergerichtsrath Droßelmeier war gar kein hübscher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Gesicht, statt des rechten Auges ein großes schwarzes Pflaster und auch gar keine Haare, weshalb er eine sehr schöne weiße Perücke trug, die war aber von Glas und ein künstliches Stück Arbeit. Ueberhaupt war der Pathe selbst auch ein sehr künstlicher Mann, der sich sogar auf Uhren verstand und selbst welche machen konnte. Wenn daher eine von den schönen Uhren in Stahlbaums Hause krank war und nicht singen konnte, dann kam Pathe Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog sein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und stach mit spitzigen Instrumenten in die Uhr hinein, so daß es der kleinen Marie ordentlich wehe that, aber es verursachte der Uhr gar keinen Schaden, sondern sie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht lustig zu schnurren, zu schlagen und zu singen, worüber denn Alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was hübsches für die Kinder

in der Tasche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Complimente machte, welches komisch anzusehen war, bald eine Dose, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein schönes künstliches Werk verfertigt, das ihm viel Mühe gekostet, weshalb es auch, nachdem es einbescheert worden, sehr sorglich von den Eltern aufbewahrt wurde. — „Ach, was wird nur Pathe Droßelmeier für uns schönes gemacht haben,“ rief nun Marie; Fritz meinte aber, es könne wohl diesmal nichts anders seyn, als eine Festung, in der allerlei sehr hübsche Soldaten auf- und abmarschirten und exerzirten und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Festung hineinwollten, aber nun schössen die Soldaten von innen tapfer heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauste und knallte. „Nein, nein,“ unterbrach Marie den Fritz: „Pathe Droßelmeier hat mir von einem schönen Garten erzählt, darin ist ein großer See, auf dem schwimmen sehr herrliche Schwäne mit goldnen Halsbändern herum und singen die hübschesten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran, und füttert sie mit süßem Marzipan.“ „Schwäne fressen keinen Marzipan,“ fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pathe Droßelmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von seinen Spielsachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen, da ist mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbescheeren, wir behalten es fein und können damit machen, was mir wollen.“ Nun riethen die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne. Marie meinte, daß Mamsell Trutchen (ihre große Puppe) sich sehr verändere, denn ungeschickter als jemals fiele sie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garstige Zeichen im Gesicht nicht abginge,

und dann sey an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausschelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als sie sich über Gretchens kleinen Sonnenschirm so gefreut. Fritz versicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle seinem Marstall durchaus, so wie seinen Truppen gänzlich an Kavallerie, das sey dem Papa recht gut bekannt. — So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei schöne Gaben eingekauft hatten, die sie nun aufstellten, es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe heilige Christ mit gar frundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchte und daß wie von segensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Lust bereite wie keine andere. Daran erinnerte die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geschenken wisperten, ihre ältere Schwester Luise hinzufügend, daß es nun aber auch der heilige Christ sey, der durch die Hand der lieben Aeltern den Kindern immer das bescheere, was ihnen wahre Freude und Lust bereiten könne, das wisse er viel besser als die Kinder selbst, die müßten daher nicht allerlei wünschen und hoffen, sondern still und fromm erwarten, was ihnen bescheert worden. Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich, aber Fritz murmelte vor sich hin: „Einen Fuchs und Husaren hätte ich nun einmal gern.“

Es war ganz finster geworden. Fritz und Marie fest an einander gerückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen, als rausche es mit linden Flügeln um sie her und als ließe sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen. Ein heller Schein streifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Christkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu andern glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit silberhellem Ton: Klingling, klingling, die Thüren sprangen auf, und solch ein Glanz strahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß

die Kinder mit lautem Ausruf: „Ach! — Ach!“ wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieben. Aber Papa und Mama traten in die Thüre, faßten die Kinder bei der Hand und sprachen: „Kommt doch nur, kommt doch nur, Ihr lieben Kinder und seht, was Euch der heilige Christ bescheert hat.“

Die Gaben.

Ich wende mich an Dich selbst, sehr geneigter Leser oder Zuhörer Fritz — Theodor — Ernst — oder wie Du sonst heißen magst und bitte Dich, daß Du Dir Deinen letzten mit schönen bunten Gaben reich geschmückten Weihnachtstisch recht lebhaft vor Augen bringen mögest, dann wirst Du es Dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verstummt stehen blieben, wie erst nach einer Weile Marie mit einem tiefen Seufzer rief: „Ach wie schön — ach wie schön,“ und Fritz einige Luftsprünge versuchte, die ihm überaus wohl geriethen. Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über besonders artig und fromm gewesen seyn, denn nie war ihnen so viel schönes, herrliches einbescheert worden, als diesesmal. Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und silberne Aepfel, und wie Knospen und Blüthen keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk giebt, aus allen Aesten. Als das schönste an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in seinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud seine Blüthen und Früchte zu pflücken. Um den Baum umher glänzte alles sehr bunt und herrlich — was es da alles für schöne Sachen gab — ja, wer das zu beschreiben vermöchte! Marie erblickte die zierlichsten Puppen, allerlei saubere kleine Geräthschaften und was vor allem

schön anzusehen war, ein seidenes Kleidchen mit bunten Bändern zierlich geschmückt hing an einem Gestell so der kleinen Marie vor Augen, daß sie es von allen Seiten betrachten konnte, und das that sie denn auch, indem sie einmal über das andere ausrief: „Ach das schöne, ach das liebe — liebe Kleidchen: und das werde ich — ganz gewiß — das werde ich wirklich anziehen dürfen!“ — Fritz hatte indessen schon drei- oder viermal um den Tisch herum gallopirend und tragend den neuen Fuchs versucht, den er in der That am Tische angezäumt gefunden. Wieder absteigend, meinte er: es sey eine wilde Bestie, das thäte aber nichts, er wolle ihn schon kriegen, und musterte die neue Schwadron Husaren, die sehr prächtig in Roth und Gold gekleidet waren, lauter silberne Waffen trugen und auf solchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben sollen, auch diese seyen von purem Silber. Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeschlagen waren, daß man allerlei sehr schöne Blumen und bunte Menschen, ja auch allerliebste spielende Kinder, so natürlich gemalt als lebten und sprächen sie wirklich, gleich anschauen konnte. — Ja eben wollten die Kinder über diese wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde. Sie wußten, daß nun der Pathe Droßelmeier einbescheeren würde, und liefen nach dem an der Wand stehenden Tisch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er so lange versteckt gewesen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder! — Auf einem grünen mit bunten Blumen geschmückten Rasenplatz stand ein sehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenstern und goldnen Thürmen. Ein Glockenspiel ließ sich hören, Thüren und Fenster gingen auf, und man sah, wie sehr kleine aber zierliche Herren und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumspazierten. In dem Mit-

telsaal, der ganz in Feuer zu stehen schien — so viel Lichterchen brannten an silbernen Kronleuchtern — tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenspiel. Ein Herr in einem smaragdenen Mantel sah oft durch ein Fenster, winkte heraus und verschwand wieder; so wie auch Pathe Droßelmeier selbst, aber kaum viel höher als Papas Daumen, zuweilen unten an der Thür des Schlosses stand und wieder hineinging. Fritz hatte mit auf den Tisch gestemmten Armen das schöne Schloß und die tanzenden und spazierenden Figürchen angesehen, dann sprach er: „Pathe Droßelmeier! Laß mich mal hineingehen in Dein Schloß!" — Der Obergerichts-Rath bedeutete ihn, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch Recht, denn es war thöricht von Fritzen, daß er in ein Schloß gehen wollte, welches überhaupt mit sammt seinen goldnen Thürmen nicht so hoch war, als er selbst. Fritz sah das auch ein. Nach einer Weile, als immerfort auf dieselbe Weise die Herrn und Damen hin und her spazierten, die Kinder tanzten, der smaragdne Mann zu demselben Fenster heraussah, Pathe Droßelmeier vor die Thüre trat, da rief Fritz ungeduldig: „Pathe Droßelmeier, nun komm mal zu der andern Thür da drüben heraus." „Das geht nicht, liebes Fritzchen," erwiederte der Obergerichtsrath. „Nun so laß mal," sprach Fritz weiter, den grünen Mann, der so oft herausguckt, mit den andern herumspazieren." „Das geht auch nicht," erwiederte der Obergerichtsrath aufs neue. „So sollen die Kinder herunter kommen," rief Fritz, „ich will sie näher besehen." „Ei das geht alles nicht," sprach der Obergerichts-Rath verdrießlich, „wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, muß sie bleiben." „So — o?" fragte Fritz mit gedehntem Ton, „das geht alles nicht? Hör mal Pathe Droßelmeier, wenn Deine kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse nichts mehr können,

als immer dasselbe, da taugen sie nicht viel, und ich frage nicht sonderlich nach ihnen. — Nein, da lob' ich mir meine Husaren, die müssen manövriren vorwärts, rückwärts, wie ichs haben will und sind in kein Haus gesperrt.“ Und damit sprang er fort an den Weihnachtstisch und ließ seine Escadron auf den silbernen Pferden hin und her trottiren und schwenken und einhauen und feuern nach Herzenslust. Auch Marie hatte sich sachte fortgeschlichen, denn auch sie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schlosse bald überdrüßig, und mochte es, da sie sehr artig und gut war, nur nicht so merken lassen, wie Bruder Fritz. Der Obergerichtsrath Droßelmeier sprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: „Für unverständige Kinder ist solch künstliches Werk nicht, ich will nur mein Schloß wieder einpacken; doch die Mutter trat hinzu, und ließ sich den innern Bau und das wunderbare, sehr künstliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung gesetzt wurden. Der Rath nahm alles auseinander, und setzte es wieder zusammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden, und schenkte den Kindern noch einige schöne braune Männer und Frauen mit goldnen Gesichtern, Händen und Beinen. Sie waren sämmtlich aus Thorn, und rochen so süß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber Fritz und Marie sich sehr erfreuten. Schwester Luise hatte, wie es die Mutter gewollt, das schöne Kleid angezogen, welches ihr einbescheert worden, und sah wunderhübsch aus, aber Marie meinte, als sie auch ihr Kleid anziehen sollte, sie möchte es lieber noch ein Bischen so ansehen. Man erlaubte ihr das gern.

Der Schützling.

Eigentlich mochte Marie sich deshalb gar nicht von dem Weihnachtstisch trennen, weil sie eben etwas

noch nicht Bemerktes entdeckt hatte. Durch das Ausrücken von Fritzens Husaren, die dicht an dem Baum in Parade gehalten, war nämlich ein sehr vortrefflicher kleiner Mann sichtbar geworden, der still und bescheiden da stand, als erwarte er ruhig, wenn die Reihe an ihn kommen werde. Gegen seinen Wuchs wäre freilich vieles einzuwenden gewesen, denn abgesehen davon, daß der etwas lange, starke Oberleib nicht recht zu den kleinen dünnen Beinchen passen wollte, so schien auch der Kopf bei weitem zu groß. Vieles machte die propre Kleidung gut, welche auf einen Mann von Geschmack und Bildung schließen ließ. Er trug nämlich ein sehr schönes violettglänzendes Husarenjäckchen mit vielen weißen Schnüren und Knöpfchen, eben solche Beinkleider, und die schönsten Stiefelchen, die jemals an die Füße eines Studenten, ja wohl gar eines Offiziers gekommen sind. Sie saßen an den zierlichen Beinchen so knapp angegossen, als wären sie darauf gemalt. Komisch war es zwar, daß er zu dieser Kleidung sich hinten einen schmalen unbeholfenen Mantel, der recht aussah wie von Holz, angehängt, und ein Bergmannsmützchen aufgesetzt hatte, indessen dachte Marie daran, daß Pathe Droßelmeier ja auch einen sehr schlechten Matin umhänge, und eine fatale Mütze aufsetze, dabei aber doch ein gar lieber Pathe sey. Auch stellte Marie die Betrachtung an, daß Pathe Droßelmeier, trüge er sich auch übrigens so zierlich wie der Kleine, doch nicht einmal so hübsch als er aussehen werde. Indem Marie den netten Mann, den sie auf den ersten Blick lieb gewonnen, immer mehr und mehr ansah, da wurde sie erst recht inne, welche Gutmüthigkeit auf seinem Gesichte lag. Aus den hellgrünen, etwas zu großen hervorstehenden Augen sprach nichts als Freundschaft und Wohlwollen. Es stand dem Manne gut, daß sich um sein Kinn ein wohlfrisirter Bart von weißer Baumwolle legte,

denn um so mehr konnte man das süße Lächeln des hochrothen Mundes bemerken. „Ach!" rief Marie endlich aus: „lieber Vater, wem gehört denn der allerliebste kleine Mann dort am Baum?" „Der," antwortete der Vater, „liebes Kind! soll für Euch alle tüchtig arbeiten, er soll Euch fein die harten Nüsse aufbeißen, und er gehört Luisen eben so gut, als Dir und dem Fritz." Damit nahm ihn der Vater behutsam vom Tische, und indem er den hölzernen Mantel in die Höhe hob, sperrte das Männlein den Mund weit, weit auf, und zeigte zwei Reihen sehr weißer spitzer Zähnchen. Marie schob auf des Vaters Geheiß eine Nuß hinein, und — knack — hatte sie der Mann zerbissen, daß die Schalen abfielen, und Marie den süßen Kern in die Hand bekam. Nun mußte wohl jeder und auch Marie wissen, daß der zierliche kleine Mann aus dem Geschlecht der Nußknacker abstammte, und die Profession seiner Vorfahren trieb. Sie jauchzte auf vor Freude, da sprach der Vater: „da Dir, liebe Marie, Freund Nußknacker so sehr gefällt, so sollst Du ihn auch besonders hüten und schützen, unerachtet, wie ich gesagt, Luise und Fritz ihn mit eben so vielem Recht brauchen können als Du!" — Marie nahm ihn sogleich in den Arm, und ließ ihn Nüsse aufknacken, doch suchte sie die kleinsten aus, damit das Männlein nicht so weit den Mund aufsperren durfte, welches ihm doch im Grunde nicht gut stand. Luise gesellte sich zu ihr, und auch für sie mußte Freund Nußknacker seine Dienste verrichten, welches er gern zu thun schien, da er immerfort sehr freundlich lächelte. Fritz war unterdessen vom vielen Exerzieren und Reiten müde geworden, und da er so lustig Nüsse knacken hörte, sprang er hin zu den Schwestern, und lachte recht von Herzen über den kleinen drolligen Mann, der nun, da Fritz auch Nüsse essen wollte, von Hand zu Hand ging, und gar nicht aufhören konnte mit

Auf- und Zuschnappen. Fritz schob immer die größten und härtsten Nüsse hinein, aber mit einemmale ging es — krack — krack — und drei Zähnchen fielen aus des Nußknackers Munde, und sein ganzes Unterkinn war locker und wackligt. — „Ach mein armer lieber Nußknacker!“ schrie Marie laut, und nahm ihn dem Fritz aus den Händen. „Das ist ein einfältiger dummer Bursche,“ sprach Fritz. „Will Nußknacker seyn, und hat kein ordentliches Gebiß — mag wohl auch sein Handwerk gar nicht verstehn. — Gieb ihn nur her, Marie! Er soll mir Nüsse zerbeißen, verliert er auch die übrigen Zähne, ja das ganze Kinn obendrein, was ist an dem Taugenichts gelegen.“ „Nein, nein,“ rief Marie weinend, „Du bekommst ihn nicht, meinen lieben Nußnacker, sieh nur her, wie er mich so wehmüthig anschaut, und mir sein wundes Mündchen zeigt! — Aber Du bist ein hartherziger Mensch — Du schlägst Deine Pferde, und läßt wohl gar einen Soldaten todtschießen.“ — „Das muß so seyn, das verstehst Du nicht,“ rief Fritz; „aber der Nußknacker gehört eben so gut mir, als Dir, gieb ihn nur her.“ — Marie fing an heftig zu weinen, und wickelte den kranken Nußknacker schnell in ihr kleines Taschentuch ein. Die Eltern kamen mit dem Pathen Droßelmeier herbei. Dieser nahm zu Mariens Leidwesen Fritzens Parthie. Der Vater sagte aber: „Ich habe den Nußknacker ausdrücklich unter Mariens Schutz gestellt, und da, wie ich sehe, er dessen eben jetzt bedarf, so hat sie volle Macht über ihn, ohne daß jemand drein zu reden hat. Uebrigens wundert es mich sehr von Fritzen, daß er von einem im Dienst erkrankten noch fernere Dienste verlangt. Als guter Militair sollte er doch wohl wissen, daß man Verwundete niemals in Reihe und Glied stellt?“ — Fritz war sehr beschämt, und schlich, ohne sich weiter um Nüsse und Nußknacker zu bekümmern, fort an die andere Seite des Tisches, wo

seine Husaren, nachdem sie gehörige Vorposten ausgestellt hatten, ins Nachtquartier gezogen waren. Marie suchte Nußknackers verlorne Zähnchen zusammen, um das kranke Kinn hatte sie ein hübsches weißes Band, das sie von ihrem Kleidchen abgelös't, gebunden, und dann den armen Kleinen, der sehr blaß und erschrocken aussah, noch sorgfältiger als vorher in ihr Tuch eingewickelt. So hielt sie ihn wie ein kleines Kind wiegend in den Armen, und besah die schönen Bilder des neuen Bilderbuchs, das heute unter den andern vielen Gaben lag. Sie wurde, wie es sonst gar nicht ihre Art war, recht böse, als Pathe Droßelmeier so sehr lachte, und immerfort fragte: wie sie denn mit solch einem grundhäßlichen kleinen Kerl so schön thun könne? — Jener sonderbare Vergleich mit Droßelmeier, den sie anstellte, als der Kleine ihr zuerst in die Augen fiel, kam ihr wieder in den Sinn, und sie sprach sehr ernst: „Wer weiß, lieber Pathe, ob Du denn, putzest Du Dich auch so heraus wie mein lieber Nußknacker, und hättest Du auch solche schöne blanke Stiefelchen an, wer weiß, ob Du denn doch so hübsch aussehen würdest, als er!" — Marie wußte gar nicht, warum denn die Eltern so laut auflachten, und warum der Obergerichtsrath solch eine rothe Nase bekam, und gar nicht so hell mitlachte, wie zuvor. Es mochte wohl seine besondere Ursache haben.

Wunderdinge.

Bei Medizinalraths in der Wohnstube, wenn man zur Thüre hineintritt gleich links an der breiten Wand steht ein hoher Glasschrank, in welchem die Kinder all die schönen Sachen, die ihnen jedes Jahr einbescheert worden, aufbewahren. Die Luise war noch ganz klein, als der Vater den Schrank von einem sehr geschickten Tischler machen ließ, der so himmel-

helle Scheiben einsetzte, und überhaupt das Ganze so geschickt einzurichten wußte, daß alles darin sich beinahe blanker und hübscher ausnahm, als wenn man es in Händen hatte. Im obersten Fache, für Marien und Fritzen unerreichbar, standen des Pathen Droßelmeiers Kunstwerke, gleich darunter war das Fach für die Bilderbücher, die beiden untersten Fächer durften Marie und Fritz anfüllen wie sie wollten, jedoch geschah es immer, daß Marie das unterste Fach ihren Puppen zur Wohnung einräumte, Fritz dagegen in dem Fache drüber seine Truppen Cantonnirungsquartiere beziehen ließ. So war es auch heute gekommen, denn, indem Fritz seine Husaren oben aufgestellt, hatte Marie unten Mamsell Trutchen bei Seite gelegt, die neue schön geputzte Puppe in das sehr gut meublirte Zimmer hineingesetzt, und sich auf Zuckerwerk bei ihr eingeladen. Sehr gut meublirt war das Zimmer, habe ich gesagt, und das ist auch wahr, denn ich weiß nicht, ob Du, meine aufmerksame Zuhörerin Marie! eben so wie die kleine Stahlbaum (es ist Dir schon bekannt worden, daß sie auch Marie heißt), ja! — ich meine, ob Du eben so wie diese, ein kleines schöngeblümtes Sopha, mehrere allerliebste Stühlchen, einen niedlichen Theetisch, vor allen Dingen aber ein sehr nettes blankes Bettchen besitzest, worin die schönsten Puppen ausruhen? Alles dieses stand in der Ecke des Schranks, dessen Wände hier sogar mit bunten Bilderchen tapezirt waren, und Du kannst Dir wohl denken, daß in diesem Zimmer die neue Puppe, welche, wie Marie noch denselben Abend erfuhr, Mamsell Clärchen hieß, sich sehr wohl befinden mußte.

Es war später Abend geworden, ja Mitternacht im Anzuge, und Pathe Droßelmeier längst fortgegangen, als die Kinder noch gar nicht wegkommen konnten von dem Glasschrank, so sehr auch die Mutter mahnte, daß sie doch endlich nun zu Bette gehen

möchten. „Es ist wahr,“ rief endlich Fritz, „die armen Kerls (seine Husaren meinend) wollen auch nun Ruhe haben, und so lange ich da bin, wagts keiner, ein Bischen zu nicken, das weiß ich schon!“ Damit ging er ab; Marie aber bat gar sehr: „nur noch ein Weilchen, ein einziges kleines Weilchen laß mich hier, liebe Mutter, hab ich ja doch manches zu besorgen, und ist das geschehen, so will ich ja gleich zu Bette gehen!“ Marie war gar ein frommes vernünftiges Kind, und so konnte die gute Mutter wohl ohne Sorgen sie noch bei den Spielsachen allein lassen. Damit aber Marie nicht etwa gar zu sehr verlockt werde von der neuen Puppe und den schönen Spielsachen überhaupt, so aber die Lichter vergäße, die rings um den Wandschrank brennten, löschte die Mutter sie sämmtlich aus, so daß nur die Lampe, die in der Mitte des Zimmers von der Decke herabhing, ein sanftes anmuthiges Licht verbreitete. „Komm bald herein, liebe Marie! sonst kannst Du ja morgen nicht zu rechter Zeit aufstehen,“ rief die Mutter, indem sie sich in das Schlafzimmer entfernte. Sobald sich Marie allein befand, schritt sie schnell dazu, was ihr zu thun recht auf dem Herzen lag, und was sie doch nicht, selbst wußte sie nicht warum, der Mutter zu entdecken vermochte. Noch immer hatte sie den kranken Nußknacker eingewickelt in ihr Taschentuch auf dem Arm getragen. Jetzt legte sie ihn behutsam auf den Tisch, wickelte leise das Tuch ab, und sah nach den Wunden. Nußknacker war sehr bleich, aber dabei lächelte er so sehr wehmüthig freundlich, daß es Marien recht durch das Herz ging. „Ach, Nußknackerchen,“ sprach sie sehr leise, „sey nur nicht böse, daß Bruder Fritz Dir so wehe gethan hat, er hat es auch nicht so schlimm gemeint, er ist nur ein Bischen hartherzig geworden durch das wilde Soldatenwesen, aber sonst ein recht guter Junge, das kann ich Dich versichern.

Nun will ich Dich aber auch recht sorglich so lange pflegen, bis Du wieder ganz gesund und fröhlich geworden; Dir Deine Zähnchen recht fest einsetzen, Dir die Schultern einrenken, das soll Pathe Droßelmeier, der sich auf solche Dinge versteht." — Aber nicht ausreden konnte Marie, denn indem sie den Namen Droßelmeier nannte, machte Freund Nußknacker ein ganz verdammt schiefes Maul, und aus seinen Augen fuhr es heraus, wie grünfunkelnde Stacheln. In dem Augenblick aber, daß Marie sich recht entsetzen wollte, war es ja wieder des ehrlichen Nußknackers wehmüthig lächelndes Gesicht, welches sie anblickte, und sie wußte nun wohl, daß der von der Zugluft berührte, schnell auflodernde Strahl der Lampe im Zimmer Nußknackers Gesicht so entstellt hatte. „Bin ich nicht ein thöricht Mädchen, daß ich so leicht erschrecke, so daß ich sogar glaube, das Holzpüppchen da könne mir Gesichter schneiden! Aber lieb ist mir doch Nußknacker gar zu sehr, weil er so komisch ist, und doch so gutmüthig, und darum muß er gepflegt werden, wie sich's gehört!" Damit nahm Marie den Freund Nußknacker in den Arm, näherte sich dem Glasschrank, kauerte vor demselben, und sprach also zur neuen Puppe: „Ich bitte Dich recht sehr, Mamsell Clärchen, tritt Dein Bettchen dem kranken wunden Nußknacker ab, und behelfe Dich, so gut wie es geht, mit dem Sopha. Bedenke, daß Du sehr gesund, und recht bei Kräften bist, denn sonst würdest Du nicht solche dicke dunkelrothe Backen haben, und daß sehr wenige der allerschönsten Puppen solche weiche Sopha's besitzen."

Mamsell Clärchen sah in vollem glänzenden Weihnachtsputz sehr vornehm und verdrießlich aus, und sagte nicht „Muck!" „Was mache ich aber auch für Umstände," sprach Marie, nahm das Bette hervor, legte sehr leise und sanft Nußknackerchen hinein, wikkelte noch ein gar schönes Bändchen, das sie sonst um

den Leib getragen, um die wunden Schultern, und bedeckte ihn bis unter die Nase. „Bei der unartigen Cläre darf er aber nicht bleiben,“ sprach sie weiter, und hob das Bettchen sammt dem darinne liegenden Nußknacker heraus in das obere Fach, so daß es dicht neben dem schönen Dorf zu stehen kam, wo Fritzens Husaren kantonnirten. Sie verschloß den Schrank und wollte ins Schlafzimmer, da — horcht auf Kinder! — da fing es an leise — leise zu wispern und zu flüstern und zu rascheln rings herum, hinter dem Ofen, hinter den Stühlen, hinter den Schränken. — Die Wanduhr schnurrte dazwischen lauter und lauter, aber sie konnte nicht schlagen. Marie blickte hin, da hatte die große vergoldete Eule, die darauf saß, ihre Flügel herabgesenkt, so daß sie die ganze Uhr überdeckten und den häßlichen Katzenkopf mit krummen Schnabel weit vorgestreckt. Und stärker schnurrte es mit vernehmlichen Worten: Uhr, Uhre, Uhre, Uhren, müßt alle nur leise schnurren. — Mausekönig hat ja wohl ein feines Ohr — purrpurr — pum pum singt nur, singt ihm altes Liedlein vor — purr purr — pum pum schlag an Glöcklein, schlag an, bald ist es um ihn gethan! Und pum pum ging es ganz dumpf und heiser zwölfmal! — Marien fing an sehr zu grauen, und entsetzt wär' sie beinahe davon gelaufen, als sie Pathe Droßelmeier erblickte, der statt der Eule auf der Wanduhr saß und seine gelben Rockschöße von beiden Seiten wie Flügel herabgehängt hatte, aber sie ermannte sich und rief laut und weinerlich: „Pathe Droßelmeier, Pathe Droßelmeier, was willst Du da oben? Komm herunter zu mir und erschrecke mich nicht so, Du böser Pathe Droßelmeier!“ — Aber da ging ein tolles Kichern und Gepfeife los rund umher, und bald trottirte und lief es hinter den Wänden, wie mit tausend kleinen Füßchen und tausend kleine Lichterchen blickten aus den Ritzen der Dielen. Aber nicht

Lichterchen waren es, nein! kleine funkelnde Augen, und Marie wurde gewahr, daß überall Mäuse hervorguckten und sich hervorarbeiteten. Bald ging es trott — trott — hopp hopp in der Stube umher — immer lichtere und dichtere Haufen Mäuse galloppirten hin und her, und stellten sich endlich in Reihe und Glied, so wie Fritz seine Soldaten zu stellen pflegte, wenn es zur Schlacht gehen sollte. Das kam nun Marien sehr possierlich vor, und da sie nicht, wie manche andere Kinder, einen natürlichen Abscheu gegen Mäuse hatte, wollte ihr eben alles Grauen vergehen, als es mit einem Mal so entsetzlich und so schneidend zu pfeifen begann, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief! — Ach, was erblickte sie jetzt! — Nein, wahrhaftig, geehrter Leser Fritz, ich weiß, daß eben so gut wie dem weisen und muthigen Feldherrn Fritz Stahlbaum Dir das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, aber hättest Du das gesehen, was Marien jetzt vor Augen kam, wahrhaftig Du wärst davon gelaufen, ich glaube sogar, Du wärst schnell ins Bette gesprungen und hättest die Decke viel weiter über die Ohren gezogen, als gerade nöthig. — Ach! — das konnte die arme Marie ja nicht einmal thun, denn hört nur Kinder! — dicht vor ihren Füßen sprühte es wie von unterirdischer Gewalt getrieben, Sand und Kalk und zerbröckelte Mauersteine hervor und sieben Mauseköpfe mit sieben hellfunkelnden Kronen erhoben sich recht gräßlich zischend und pfeifend aus dem Boden. Bald arbeitete sich auch der Mausekörper, an dessen Hals die sieben Köpfe angewachsen waren, vollends hervor, und der großen mit sieben Diademen geschmückten Maus jauchzte in vollem Chorus dreimal laut aufquiekend das ganze Heer entgegen, das sich nun auf einmal in Bewegung setzte und hott, hott — trott — trott ging es — ach geradezu auf den Schrank — geradezu auf Marien los, die noch dicht an der Glasthüre des Schrankes stand. Vor

Angst und Grauen hatte Marien das Herz schon so gepocht, daß sie glaubte, es müsse nun gleich aus der Brust herausspringen und dann müßte sie sterben; aber nun war es ihr, als stehe ihr das Blut in den Adern still. Halb ohnmächtig wankte sie zurück, da ging es klirr — klirr — prr und in Scherben fiel die Glasscheibe des Schranks herab, die sie mit dem Ellbogen eingestoßen. Sie fühlte wohl in dem Augenblick einen recht stechenden Schmerz am linken Arm, aber es war ihr auch plötzlich viel leichter ums Herz, sie hörte kein Quiecken und Pfeifen mehr, es war alles ganz still geworden, und, obschon sie nicht hinblicken mochte, glaubte sie doch, die Mäuse wären von dem Klirren der Scheibe erschreckt wieder abgezogen in ihre Löcher. — Aber was war denn das wieder? — Dicht hinter Marien fing es an im Schrank auf seltsame Weise zu rumoren und ganz feine Stimmchen fingen an: „Aufgewacht — aufgewacht — woll'n zur Schlacht — noch diese Nacht — aufgewacht — auf zur Schlacht." — Und dabei klingelte es mit harmonischen Glöcklein gar hübsch und anmuthig! „Ach das ist ja mein kleines Glockenspiel," rief Marie freudig, und sprang schnell zur Seite. Da sah sie, wie es im Schrank gar sonderbar leuchtete und herum wirthschaftete und handthierte. Es waren mehrere Puppen, die durcheinander liefen und mit den kleinen Armen herumfochten. Mit einem Mal erhob sich jetzt Nußknacker, warf die Decke weit von sich und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, indem er laut rief: „Knack — knack — knack — dummes Mausepack — dummer toller Schnack — Mausepack — Knack — Knack — Mausepack — Krick und Krack — wahrer Schnack." Und damit zog er sein kleines Schwerdt und schwang es in den Lüften und rief: „Ihr meine lieben Vasallen, Freunde und Brüder, wollt Ihr mir beistehen im harten Kampf?" — Sogleich schrien heftig

drei Skaramuzze, ein Pantalon, vier Schornsteinfeger, zwei Zitterspielmänner und ein Tambour: „Ja Herr — wir hängen Euch an in standhafter Treue — mit Euch ziehen wir in Tod, Sieg und Kampf!“ und stürzten sich nach dem begeisterten Nußknacker, der den gefährlichen Sprung wagte, vom obern Fach herab. Ja! jene hatten gut sich herabstürzen, denn nicht allein, daß sie reiche Kleider von Tuch und Seide trugen, so war inwendig im Leibe auch nicht viel anders als Baumwolle und Häcksel, daher plumpten sie auch herab wie Wollsäckchen. Aber der arme Nußknacker, der hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, denn, denkt Euch, es war beinahe zwei Fuß hoch vom Fache, wo er stand, bis zum untersten, und sein Körper war so spröde, als sey er geradezu aus Lindenholz geschnitzt. Ja, Nußknacker hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, wäre, im Augenblick, als er sprang, nicht auch Mamsell Clärchen schnell vom Sopha aufgesprungen und hätte den Helden mit dem gezogenen Schwerdt in ihren weichen Armen aufgefangen. „Ach Du liebes gutes Clärchen!“ schluchzte Marie, „wie habe ich Dich verkannt, gewiß gabst Du Freund Nußknackern Dein Bettchen recht gerne her!“ Doch Mamsell Clärchen sprach jetzt, indem sie den jungen Helden sanft an ihre seidene Brust drückte: „Wollet Euch, o Herr! krank und wund, wie Ihr seyd, doch nicht in Kampf und Gefahren begeben, seht wie Eure tapferen Vasallen kampflustig und des Sieges gewiß sich sammeln. Skaramuz, Pantalon, Schornsteinfeger, Zitterspielmann und Tambour sind schon unten, und die Devisen-Figuren in meinem Fache rühren und regen sich merklich! Wollet, o Herr! in meinen Armen ausruhen, oder von meinem Federhut herab Euern Sieg anschaun!“ So sprach Clärchen, doch Nußknacker that ganz ungebehrdig und strampelte so sehr mit den Beinen, daß Clärchen ihn schnell herab auf den Boden

setzen mußte. In dem Augenblick ließ er sich aber sehr artig auf ein Knie nieder und lispelte: „O Dame! stets werd' ich Eurer mir bewiesenen Gnade und Huld gedenken in Kampf und Streit!" Da bückte sich Clärchen so tief herab, daß sie ihn beim Aermchen ergreifen konnte, hob ihn sanft auf, lößte schnell ihren mit vielen Flittern gezierten Leibgürtel los, und wollte ihn dem Kleinen umhängen, doch der wich zwei Schritte zurück, legte die Hand auf die Brust, und sprach sehr feierlich: „Nicht so wollet o Dame, Eure Gunst an mir verschwenden, denn" — er stockte, seufzte tief auf, riß dann schnell das Bändchen, womit ihn Marie verbunden hatte, von den Schultern, drückte es an die Lippen, hing es wie eine Feldbinde um, und sprang, das blank gezogene Schwerdtlein muthig schwenkend, schnell und behende wie ein Vögelchen über die Leiste des Schranks auf den Fußboden. — Ihr merkt wohl höchst geneigte und sehr vortreffliche Zuhörer, daß Nußknacker schon früher als er wirklich lebendig worden, alles Liebe und Gute, was ihm Marie erzeugte, recht deutlich fühlte, und daß er nur deshalb, weil er Marien so gar gut worden, auch nicht einmal ein Band von Mamsell Clärchen annehmen und tragen wollte, uneachtet es sehr glänzte und sehr hübsch aussah. Der treue gute Nußknacker putzte sich lieber mit Mariens schlichtem Bändchen. — Aber wie wird es nun weiter werden? — So wie Nußknacker herabspringt, geht auch das Quieken und Pipen wieder los. Ach! unter dem großen Tische halten ja die fatalen Rotten unzähliger Mäuse und über alle ragt die abscheuliche Maus mit den sieben Köpfen hervor! — Wie wird das nun werden! —

Die Schlacht.

„Schlagt den General-Marsch, getreuer Vasalle Tambour!" schrie Nußknacker sehr laut und sogleich

fing der Tambour an, auf die künstlichste Weise zu wirbeln, daß die Fenster des Glasschranks zitterten und dröhnten. Nun krackte und klapperte es drinnen und Marie wurde gewahr, daß die Deckel sämmtlicher Schachteln, worin Fritzens Armee einquartiert war, mit Gewalt auf- und die Soldaten heraus und herab ins unterste Fach sprangen, dort sich aber in blanken Rotten sammelten. Nußknacker lief auf und nieder begeisterte Worte zu den Truppen sprechend: „Kein Hund von Trompeter regt und rührt sich,“ schrie Nußknacker erboßt, wandte sich aber dann schnell zum Pantalon, der etwas blaß geworden, mit dem langen Kinn sehr wackelte, und sprach feierlich: „General, ich kenne ihren Muth und ihre Erfahrung, hier gilt's schnellen Ueberblick und Benutzung des Moments — ich vertraue ihnen das Kommando sämmtlicher Kavallerie und Artillerie an — ein Pferd brauchen Sie nicht, Sie haben sehr lange Beine und gallopiren damit leidlich. — Thun Sie jetzt, was Ihres Berufs ist.“ Sogleich drückte Pantalon die dürren langen Fingerchen an den Mund und krähte so durchdringend, daß es klang, als würden hundert helle Trompetlein lustig geblasen. Da ging es im Schrank an ein Wiehern und Stampfen, und siehe, Fritzens Cuirassiere und Dragoner, vor allen Dingen aber die neuen glänzenden Husaren rückten aus, und hielten bald unten auf dem Fußboden. Nun defilirte Regiment auf Regiment mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel bei Nußknacker vorüber und stellte sich in breiter Reihe quer über den Boden des Zimmers. Aber vor ihnen her fuhren rasselnd Fritzens Kanonen auf, von den Kanoniren umgeben, und bald ging es bum — bum und Marie sah wie die Zuckererbsen einschlugen in den dicken Haufen der Mäuse, die davon ganz weiß überpudert wurden und sich sehr schämten. Vorzüglich that ihnen aber eine schwere Batterie viel Schaden,

die auf Mama's Fußbank aufgefahren war und Pum — Pum — Pum, immer hinter einander fort Pfeffernüsse unter die Mäuse schoß, wovon sie umfielen. Die Mäuse kamen aber doch immer näher und überrannten sogar einige Kanonen, aber da ging es Prr — Prr, Prr, und vor Rauch und Staub konnte Marie kaum sehen, was nun geschah. Doch so viel war gewiß, daß jedes Corps sich mit der höchsten Erbitterung schlug, und der Sieg lange hin und her schwankte. Die Mäuse entwickelten immer mehr und mehr Massen, und ihre kleinen silbernen Pillen, die sie sehr geschickt zu schleudern wußten, schlugen schon bis in den Glasschrank hinein. Verzweiflungsvoll liefen Clärchen und Trutchen umher, und rangen sich die Händchen wund. „Soll ich in meiner blühendsten Jugend sterben! — ich die schönste der Puppen!" schrie Clärchen. „Hab ich darum mich so gut konservirt, um hier in meinen vier Wänden umzukommen?" rief Trutchen. Dann fielen sie sich um den Hals, und heulten so sehr, daß man es, troz des tollen Lärms, doch hören konnte. Denn von dem Spektakel, der nun losging, habt ihr kaum einen Begriff, werthe Zuhörer. — Das ging Prr — Prr — Puff, Piff — Schnetterdeng — Schnetterdeng — Bum, Burum, Bum — Burum — Bum — durch einander und dabei quickten und schrien Mauskönig und Mäuse, und dann hörte man wieder des Nußknackers gewaltige Stimme, wie er nüzliche Befehle austheilte und sah ihn, wie er über die im Feuer stehenden Bataillone hinwegschritt! — Pantalon hatte einige sehr glänzende Kavallerie-Angriffe gemacht und sich mit Ruhm bedeckt, aber Fritzens Husaren wurden von der Mäuse-Artillerie mit häßlichen, übelriechenden Kugeln beworfen, die ganz fatale Flecke in ihren rothen Wämsern machten, weshalb sie nicht recht vor wollten. Pantalon ließ sie links abschwenken und in der Begeisterung

des Commandirens machte er es eben so und seine Cuirassiere und Dragoner auch, das heißt, sie schwenkten alle links ab, und gingen nach Hause. Dadurch gerieth die auf der Fußbank postirte Batterie in Gefahr, und es dauerte auch gar nicht lange, so kam ein dicker Haufe sehr häßlicher Mäuse und rannte so stark an, daß die ganze Fußbank mit sammt den Kanoniren und Kanonen umfiel. Nußknacker schien sehr bestürzt, und befahl, daß der rechte Flügel eine rückgängige Bewegung machen solle. Du weißt, o mein kriegserfahrner Zuhörer Fritz! daß eine solche Bewegung machen, beinahe so viel heißt, als davon laufen, und betrauerst mit mir schon jetzt das Unglück, was über die Armee des kleinen von Marie geliebten Nußknackers kommen sollte! — Wende jedoch Dein Auge von diesem Unheil ab, und beschaue den linken Flügel der Nußknakkerischen Armee, wo alles noch sehr gut steht und für Feldherrn und Armee viel zu hoffen ist. Während des hitzigsten Gefechts waren leise Mäuse-Kavallerie-Massen unter der Commode herausdebouchirt, und hatten sich unter lautem gräßlichen Gequiek mit Wuth auf den linken Flügel der Nußknackerischen Armee geworfen, aber welchen Widerstand fanden sie da! — Langsam, wie es die Schwierigkeit des Terrains nur erlaubte, da die Leiste des Schranks zu passiren, war das Devisen-Corps unter der Anführung zweier Chinesischer Kaiser vorgerückt, und hatte sich en quarré plain formirt. — Diese wackern, sehr bunten und herrlichen Truppen, die aus vielen Gärtnern, Tyrolern, Tungusen, Friseurs, Harlekin's, Kupido's, Löwen, Tigern, Meerkatzen und Affen bestanden, fochten mit Fassung, Muth und Ausdauer. Mit spartanischer Tapferkeit hätte dies Bataillon von Eliten dem Feinde den Sieg entrissen, wenn nicht ein verwegener feindlicher Rittmeister tollkühn vordringend einem der Chinesischen Kaiser den Kopf abgebissen und dieser im Fal-

len zwei Tungusen und eine Meerkatze erschlagen hätte. Dadurch entstand eine Lücke, durch die der Feind eindrang und bald war das ganze Bataillon zerbissen. Doch wenig Vortheil hatte der Feind von dieser Unthat. So wie ein Mäuse-Kavallerist mordlustig einen der tapfern Gegner mitten durch zerbiß, bekam er einen kleinen gedruckten Zettel in den Hals, wovon er augenblicklich starb. — Half dies aber wohl auch der Nußknackerischen Armee, die, einmal rückgängig geworgen, immer rückgängiger wurde und immer mehr Leute verlor, so daß der unglückliche Nußknacker nur mit einem gar kleinen Häufchen dicht vor dem Glasschranke hielt? „Die Reserve soll heran! — Pantalon — Skaramuz Tambour — wo seyd Ihr?" — So schrie Nußknacker, der noch auf neue Truppen hoffte, die sich aus dem Glasschrank entwickeln sollten. Es kamen auch wirklich einige braune Männer und Frauen aus Thorn mit goldnen Gesichtern, Hüten und Helmen heran, die fochten aber so ungeschickt um sich herum, daß sie keinen der Feinde trafen und bald ihrem Feldherrn Nußknacker selbst die Mütze vom Kopfe heruntergefochten hätten. Die feindlichen Chasseurs bissen ihnen auch bald die Beine ab, so daß sie umstülpten und noch dazu einige von Nußknackers Waffenbrüdern erschlugen. Nun war Nußknacker vom Feinde dicht umringt, in der höchsten Angst und Noth. Er wollte über die Leiste des Schranks springen, aber die Beine waren zu kurz, Clärchen und Trutchen lagen in Ohnmacht, sie konnten ihm nicht helfen — Husaren — Dragoner sprangen lustig bei ihm vorbei und hinein, da schrie er auf in heller Verzweiflung: „Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd!" — In dem Augenblick packten ihn zwei feindliche Tirailleurs bei dem hölzernen Mantel und im Triumph aus sieben Kehlen aufquiekend, sprengte Mausekönig heran. Marie wußte sich nicht mehr zu fassen, „o mein armer

Nußknacker!" so rief sie schluchzend, faßte, ohne sich deutlich ihres Thuns bewußt zu seyn, nach ihrem linken Schuh, und warf ihn mit Gewalt in den dicksten Haufen der Mäuse hinein auf ihren König. In dem Augenblick schien alles verstorben und verflogen, aber Marie empfand am linken Arm einen noch stechendern Schmerz als vorher und sank ohnmächtig zur Erde nieder.

Die Krankheit.

Als Marie wie aus tiefem Todesschlaf erwachte, lag sie in ihrem Bettchen und die Sonne schien hell und funkelnd durch die mit Eis belegten Fenster in das Zimmer hinein. Dicht neben ihr saß ein fremder Mann, den sie aber bald für den Chirurgus Wendelstern erkannte. Der sprach leise: Nun ist sie aufgewacht! Da kam die Mutter herbei und sah sie mit recht ängstlich forschenden Blicken an. „Ach liebe Mutter," lispelte die kleine Marie: „sind denn nun die häßlichen Mäuse alle fort, und ist denn der gute Nußknacker gerettet?" „Sprich nicht solch' albernes Zeug, liebe Marie," erwiederte die Mutter, „was haben die Mäuse mit dem Nußknacker zu thun. Aber Du böses Kind, hast uns allen recht viel Angst und Sorge gemacht. Das kommt davon her, wenn die Kinder eigenwillig sind und den Eltern nicht folgen. Du spieltest gestern bis in die tiefe Nacht hinein mit Deinen Puppen. Du wurdest schläfrig, und mag es seyn, daß ein hervorspringendes Mäuschen, deren es doch sonst hier nicht giebt, Dich erschreckt hat; genug Du stießest mit dem Arm eine Glasscheibe des Schranks ein und schnittest Dich so sehr in den Arm, daß Herr Wendelstern, der Dir eben die noch in den Wunden steckenden Glasscherbchen herausgenommen hat, meint, Du hättest, zerschnitt das Glas eine Ader, einen steifen Arm behalten, oder Dich gar verbluten können.

Gott sey gedankt, daß ich um Mitternacht erwachend, und Dich noch so spät vermissend, aufstand, und in die Wohnstube ging. Da lagst Du dicht neben dem Glasschrank ohnmächtig auf der Erde und bluteteſt sehr. Bald wär' ich vor Schreck auch ohnmächtig geworden. Da lagst Du nun, und um Dich her zerstreut erblickte ich viele von Fritzens bleiernen Soldaten und andere Puppen, zerbrochene Devisen, Pfefferkuchenmänner; Nußknacker lag aber auf Deinem blutenden Arme und nicht weit von Dir Dein linker Schuh." „Ach Mütterchen, Mütterchen," fiel Marie ein, „sehen Sie wohl, das waren ja noch die Spuren von der großen Schlacht zwischen den Puppen und Mäusen, und nur darüber bin ich so sehr erschrocken, als die Mäuse den armen Nußknacker, der die Puppen-Armee kommandirte, gefangen nehmen wollten. Da warf ich meinen Schuh unter die Mäuse, und dann weiß ich weiter nicht, was vorgegangen." Der Chirurgus Wendelstern winkte der Mutter mit den Augen, und diese sprach sehr sanft zu Marien: „Laß es nur gut seyn, mein liebes Kind! — beruhige Dich, die Mäuse sind alle fort und Nußknackerchen steht gesund und lustig im Glasschrank." Nun trat der Medizinalrath ins Zimmer und sprach lange mit dem Chirurgus Wendelstern; dann fühlte er Mariens Puls und sie hörte wohl, daß von einem Wundfieber die Rede war. Sie mußte im Bette bleiben und Arznei nehmen, und so dauerte es einige Tage, wiewohl sie außer einigem Schmerz am Arm sich eben nicht krank und unbehaglich fühlte. Sie wußte, daß Nußknackerchen gesund aus der Schlacht sich gerettet hatte, und es kam ihr manchmal wie im Traume vor, daß er ganz vernehmlich, wiewohl mit sehr wehmüthiger Stimme sprach: „Marie, theuerste Dame, Ihnen verdanke ich viel, doch noch mehr können Sie für mich thun!" Marie dachte vergebens darüber nach, was das wohl seyn könnte, es fiel ihr

durchaus nicht ein. — Spielen konnte Marie gar nicht recht, wegen des wunden Arms, und wollte sie lesen, oder in den Bilderbüchern blättern, so flimmerte es ihr seltsam vor den Augen, und sie mußte davon ablassen. So mußte ihr nun wohl die Zeit recht herzlich lang werden, und sie konnte kaum die Dämmerung erwarten, weil dann die Mutter sich an ihr Bett setzte, und ihr sehr viel Schönes vorlas und erzählte. Eben hatte die Mutter die vorzügliche Geschichte vom Prinzen Fakardin vollendet, als die Thüre aufging, und der Pathe Droßelmeier mit den Worten hineintrat: „Nun muß ich doch wirklich einmal selbst sehen, wie es mit der kranken und wunden Marie zusteht.“ So wie Marie den Pathen Droßelmeier in seinem gelben Röckchen erblickte, kam ihr das Bild jener Nacht, als Nußknacker die Schlacht wider die Mäuse verlor, gar lebendig vor Augen, und unwillkürlich rief sie laut dem Obergerichtsrath entgegen: „O Pathe Droßelmeier, Du bist recht häßlich gewesen, ich habe Dich wohl gesehen, wie Du auf der Uhr saßest, und sie mit Deinen Flügeln bedecktest, daß sie nicht laut schlagen sollte, weil sonst die Mäuse verscheucht worden wären, — ich habe es wohl gehört, wie Du dem Mausekönig riefest! — warum kamst Du dem Nußknacker, warum kamst Du mir nicht zu Hülfe, Du häßlicher Pathe Droßelmeier, bist Du denn nicht allein Schuld, daß ich verwundet und krank im Bette liegen muß?“ — Die Mutter fragte ganz erschrocken: „was ist Dir denn, liebe Marie?“ Aber der Pathe Droßelmeier schnitt sehr seltsame Gesichter, und sprach mit schnarrender, eintöniger Stimme, „Perpendikel mußte schnurren — picken — wollte sich nicht schicken — Uhren — Uhren — Uhrenperpendikel müssen schnurren — leise schnurren — schlagen Glocken laut kling klang — Hink und Honk, und Honk und Hank — Puppenmädchen sey nicht bang! — schlagen Glöcklein,

ist geschlagen, Mausekönig fortzujagen, kommt die Eul' im schnellen Flug — Pak und Pik, und Pik und Puk — Glöcklein bim bim — Uhren — schnurr schnurr — Perpendikel müssen schnurren — picken wollte sich nicht schicken — Schnarr und schnurr, und pirr und purr!" — Marie sah den Pathen Droßelmeier starr mit großen Augen an, weil er ganz anders, und noch viel häßlicher aussah, als sonst, und mit dem rechten Arm hin= und herschlug, als würd' er gleich einer Drathpuppe gezogen. Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Pathen, wenn die Mutter nicht zugegen gewesen wäre, und wenn nicht endlich Fritz, der sich unterdessen hineingeschlichen, ihn mit lautem Gelächter unterbrochen hätte. „Ei, Pathe Droßelmeier," rief Fritz, „Du bist heute wieder auch gar zu possirlich, Du gebehrdest Dich ja wie mein Hampelmann, den ich längst hinter den Ofen geworfen." Die Mutter blieb sehr ernsthaft und sprach: „Lieber Herr Obergerichtsrath, das ist ja ein recht seltsamer Spaß, was meinen Sie denn eigentlich?" „Mein Himmel!" erwiederte Droßelmeier lachend, „kennen Sie denn nicht mehr mein hübsches Uhrmacherliedchen? Das pfleg' ich immer zu singen bei solchen Patienten wie Marie. Damit setzte er sich schnell dicht an Mariens Bette, und sprach: „Sey nur nicht böse, daß ich nicht gleich dem Mausekönig alle vierzehn Augen ausgehackt, aber es konnte nicht seyn, ich will Dir auch statt dessen eine rechte Freude machen." Der Obergerichtsrath langte mit diesen Worten in die Tasche, und was er nun leise, leise hervorzog, war — der Nußknacker, dem er sehr geschickt die verlornen Zähnchen festeingesetzt, und den lahmen Kinnbacken eingerenkt hatte. Marie jauchzte laut auf vor Freude, aber die Mutter sagte lächelnd: „Siehst Du nun wohl, wie gut es Pathe Droßelmeier mit Deinem Nußknak-

ker meint?“ „Du mußt es aber doch eingestehen, Marie,“ unterbrach der Obergerichtsrath die Medizinalräthin, „daß Nußknacker nicht eben zum besten gewachsen, und sein Gesicht nicht eben schön zu nennen ist. Wie sothane Häßlichkeit in seine Familie gekommen und vererbt worden ist, das will ich Dir wohl erzählen, wenn Du es anhören willst. Oder weißt Du vielleicht schon die Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, der Hexe Mauserinks und dem künstlichen Uhrmacher?“ „Hör mal,“ fiel hier Fritz unversehens ein, „Pathe Droßelmeier, die Zähne hast Du dem Nußknacker richtig eingesetzt, und der Kinnbacken ist auch nicht mehr so wackelig, aber warum fehlt ihm das Schwerdt, warum hast Du ihm kein Schwerdt angehängt?“ „Ei,“ erwiederte der Obergerichtsrath ganz unwillig, „Du mußt an allem mäkeln und tadeln, Junge! — Was geht mich Nußknackers Schwerdt an, ich habe ihn am Leibe kurirt, mag er sich nun selbst ein Schwerdt schaffen, wie er will.“ „Das ist wahr,“ rief Fritz, „ist's ein tüchtiger Kerl, so wird er schon Waffen zu finden wissen.“ „Also Marie,“ fuhr der Obergerichtsrath fort, „sage mir, ob Du die Geschichte weißt von der Prinzessin Pirlipat?“ „Ach nein,“ erwiederte Marie, „erzähle, lieber Pathe Droßelmeier, erzähle!“ „Ich hoffe,“ sprach die Medizinalräthin, „lieber Herr Obergerichtsrath, daß Ihre Geschichte nicht so graulich seyn wird, wie gewöhnlich alles ist, was sie erzählen?“ „Mit nichten, theuerste Frau Medizinalräthin,“ erwiederte Droßelmeier, „im Gegentheil ist das gar spaßhaft, was ich vorzutragen, die Ehre haben werde.“ „Erzähle, o erzähle, lieber Pathe,“ so riefen die Kinder, und der Obergerichtsrath fing also an:

Das Mährchen von der harten Nuß.

Pirlipats Mutter war die Frau eines Königs, mithin eine Königin, und Pirlipat selbst in demselben Augenblick, als sie geboren wurde, eine geborne Prinzessin. Der König war außer sich vor Freude über das schöne Töchterchen, das in der Wiege lag, er jubelte laut auf, er tanzte und schwenkte sich auf einem Beine, und schrie einmal über das andere: „Heysa! — hat man was schöneres jemals gesehen, als mein Pirlipatchen?" — Aber alle Minister, Generale und Präsidenten und Staabsoffiziere sprangen, wie der Landesvater, auf einem Beine herum, und schrien sehr: „Nein, niemals!" Zu läugnen war es aber auch in der That gar nicht, daß wohl, so lange die Welt steht, kein schöneres Kind geboren wurde, als eben Prinzessin Pirlipat. Ihr Gesichtchen war wie von zarten lilienweißen und rosenrothen Seidenflocken gewebt, die Aeugelein lebendige funkelnde Azure, und es stand hübsch, daß die Löckchen sich in lauter glänzenden Goldfaden kräuselten. Dazu hatte Pirlipatchen zwei Reihen kleiner Perlzähnchen auf die Welt gebracht, womit sie zwei Stunden nach der Geburt dem Reichskanzler in den Finger biß, als er die Lineamente näher untersuchen wollte, so daß er laut aufschrie: „O Jemine!" — Andere behaupten, er habe, Au weh! geschrien, die Stimmen sind noch heut zu Tage darüber sehr getheilt. — Kurz, Pirlipatchen biß wirklich dem Reichskanzler in den Finger, und das entzückte Land wußte nun, daß auch Geist, Gemüth und Verstand in Pirlipats kleinem engelschönen Körperchen wohne. — Wie gesagt, alles war vergnügt, nur die Königin war sehr ängstlich und unruhig, niemand wußte warum? Vorzüglich fiel es auf, daß sie Pirlipats Wiege so sorglich bewachen ließ. Außerdem, daß die Thüren

von Trabanten besetzt waren, mußten, die beiden Wärterinnen dicht an der Wiege abgerechnet, noch sechs andere, Nacht für Nacht rings umher in der Stube sitzen. Was aber ganz närrisch schien, und was niemand begreifen konnte, jede dieser sechs Wärterinnen mußte einen Kater auf den Schooß nehmen, und ihn die ganze Nacht streicheln, daß er immerfort zu spinnen genöthigt wurde. Es ist unmöglich, daß Ihr, lieben Kinder, errathen könnt, warum Pirlipats Mutter all' diese Anstalten machte, ich weiß es aber, und will es Euch gleich sagen. — Es begab sich, daß einmal an dem Hofe von Pirlipats Vater viele vortreffliche Könige und sehr angenehme Prinzen versammelt waren, weshalb es denn sehr glänzend herging, und viel Ritterspiele, Comödien und Hofbälle gegeben wurden. Der König, um recht zu zeigen, daß es ihm an Gold und Silber gar nicht mangle, wollte nun einmal einen recht tüchtigen Griff in den Kronschatz thun, und was ordentliches darauf gehen lassen. Er ordnete daher, zumal er von dem Oberhofküchenmeister ins geheim erfahren, daß der Hofastronom die Zeit des Einschlachtens angekündigt, einen großen Wurstschmaus an, warf sich in den Wagen, und lud selbst sämmtliche Könige und Prinzen — nur auf einen Löffel Suppe ein, um sich der Ueberraschung mit dem Köstlichen zu erfreuen. Nun sprach er sehr freundlich zur Frau Königin: „Dir ist ja schon bekannt, Liebchen! wie ich die Würste gern habe!" — Die Königin wußte schon, was er damit sagen wollte, es hieß nämlich nichts anders, als sie selbst sollte sich, wie sie auch sonst schon gethan, dem sehr nützlichen Geschäft des Wurstmachens unterziehen. Der Oberschatzmeister mußte sogleich den großen goldenen Wurstkessel und die silbernen Kasserollen zur Küche abliefern; es wurde ein großes Feuer von Sandelholz angemacht, die Königin band ihre damastene Küchenschürze um, und bald dampften aus dem Kessel die sü-

ßen Wohlgerüche der Wurstsuppe. Bis in den Staatsrath drang der anmuthige Geruch; der König, von innerem Entzücken erfaßt, konnte sich nicht halten. „Mit Erlaubniß, meine Herren!" rief er, sprang schnell nach der Küche, umarmte die Königin, rührte etwas mit dem goldenen Szepter in dem Kessel und kehrte dann beruhigt in den Staatsrath zurück. Eben war nun der wichtige Punkt gekommen, daß der Speck in Würfel geschnitten, und auf silbernen Rosten geröstet werden sollte. Die Hofdamen traten ab, weil die Königin dies Geschäft aus treuer Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor dem königlichen Gemahl allein unternehmen wollte. Allein so wie der Speck zu braten anfing, ließ sich ein ganz feines wisperndes Stimmchen vernehmen: „Von dem Brätlein gieb mir auch, Schwester! — will auch schmausen, bin ja auch Königin — gieb mir von dem Brätlein!" — Die Königin wußte wohl, daß es Frau Mauserinks war, die also sprach. Frau Mauserinks wohnte schon seit vielen Jahren in des Königs Pallast. Sie behauptete, mit der königlichen Familie verwandt, und selbst Königin in dem Reiche Mausolien zu seyn, deshalb hatte sie auch eine große Hofhaltung unter dem Heerde. Die Königin war eine gute mildthätige Frau, wollte sie daher auch sonst Frau Mauserinks nicht gerade als Königin und als ihre Schwester anerkennen, so gönnte sie ihr doch von Herzen an dem festlichen Tage die Schmauserei, und rief: „Kommt nur hervor, Frau Mauserinks, Ihr möget immerhin von meinem Speck genießen." Da kam auch Frau Mauserinks sehr schnell und lustig hervorgehüpft, sprang auf den Heerd, und ergriff mit den zierlichen kleinen Pfötchen ein Stückchen Speck nach dem andern, das ihr die Königin hinlangte. Aber nun kamen alle Gevattern und Muhmen der Frau Mauserinks hervorgesprungen, und auch sogar ihre sieben Söhne, recht unartige Schlingel, die machten sich über

den Speck her, und nicht wehren konnte ihnen die erschrockene Königin. Zum Glück kam die Oberhofmeisterin dazu, und verjagte die zudringlichen Gäste, so daß noch etwas Speck übrig blieb, welcher, nach Anweisung des herbeigerufenen Hofmathematikers sehr künstlich auf alle Würste vertheilt wurde. — Pauken und Trompeten erschallten, alle anwesenden Potentaten und Prinzen zogen in glänzenden Feierkleidern zum Theil auf weißen Zeltern, zum Theil in krystallnen Kutschen zum Wurstschmause. Der König empfing sie mit herzlicher Freundlichkeit und Huld, und setzte sich dann, als Landesherr mit Kron und Szepter angethan, an die Spitze des Tisches. Schon in der Station der Leberwürste sah man, wie der König immer mehr und mehr erblaßte, wie er die Augen gen Himmel hob — leise Seufzer entflohen seiner Brust — ein gewaltiger Schmerz schien in seinem Innern zu wühlen! Doch in der Station der Blutwürste sank er laut schluchzend und ächzend, in den Lehnsessel zurück, er hielt beide Hände vor's Gesicht, er jammerte und stöhnte. — Alles sprang auf von der Tafel, der Leibarzt bemühte sich vergebens des unglücklichen Königs Puls zu erfassen, ein tiefer, namenloser Jammer schien ihn zu zerreißen. Endlich, endlich, nach vielem Zureden, nach Anwendung starker Mittel, als da sind, gebrannte Federposen und dergleichen, schien der König etwas zu sich selbst zu kommen, er stammelte kaum hörbar die Worte: „Zu wenig Speck.“ Da warf sich die Königin trostlos ihm zu Füßen und schluchzte: „O mein armer unglücklicher königlicher Gemahl! — o welchen Schmerz mußten Sie dulden! — Aber sehen Sie hier die Schuldige zu ihren Füßen — strafen, strafen Sie sie hart, — Ach — Frau Mauserinks mit ihren sieben Söhnen, Gevattern und Muhmen hat den Speck aufgefressen und“ — damit fiel die Königin rücklings über in Ohnmacht. Aber der König

sprang voller Zorn auf und rief laut: „Oberhofmeisterin, wie ging das zu?“ Die Oberhofmeisterin erzählte, so viel sie wußte, und der König beschloß Rache zu nehmen an der Frau Mauserinks und ihrer Familie, die ihm den Speck aus der Wurst weggefressen hatten. Der Geheime Staatsrath wurde berufen, man beschloß, der Frau Mauserinks den Prozeß zu machen, und ihre sämmtliche Güter einzuziehen; da aber der König meinte, daß sie unterdessen ihm doch noch immer den Speck wegfressen könnte, so wurde die ganze Sache dem Hofuhrmacher und Arkanisten übertragen. Dieser Mann, der eben so hieß, als ich, nämlich Christian Elias Droßelmeier, versprach durch eine ganz besonders staatskluge Operation die Frau Mauserinks mit ihrer Familie auf ewige Zeiten aus dem Pallast zu vertreiben. Er erfand auch wirklich kleine, sehr künstliche Maschienen, in die an einem Fädchen gebratener Speck gethan wurde, und die Droßelmeier rings um die Wohnung der Frau Speckfresserin aufstellte. Frau Mauserinks war viel zu weise, um nicht Droßelmeier's List einzusehen, aber alle ihre Warnungen, alle ihre Vorstellungen halfen nichts, von dem süßen Geruch des gebratenen Specks verlockt, gingen alle sieben Söhne und viele, viele Gevattern und Muhmen der Frau Mauserinks in Droßelmeier's Maschienen hinein, und wurden, als sie eben den Speck wegnaschen wollten, durch ein plötzlich vorfallendes Gitter gefangen, dann aber in der Küche selbst schmachvoll hingerichtet. Frau Mauserinks verließ mit ihrem kleinen Häufchen den Ort des Schreckens. Gram, Verzweiflung, Rache erfüllte ihre Brust. Der Hof jubelte sehr, aber die Königin war besorgt, weil sie die Gemüthsart der Frau Mauserinks kannte, und wohl wußte, daß sie den Tod ihrer Söhne und Verwandten nicht ungerächt hingehen lassen würde. In der That erschien auch Frau Mauserinks, als die Königin eben für den kö-

niglichen Gemahl einen Lungenmuß bereitete, den er sehr gern aß, und sprach: „Meine Söhne — meine Gevattern und Muhmen sind erschlagen, gieb wohl Acht, Frau Königin, daß Mausekönigin Dir nicht Dein Prinzeßchen entzwei beißt — gieb wohl Acht.“ Darauf verschwand sie wieder, und ließ sich nicht mehr sehen, aber die Königin war so erschrocken, daß sie den Lungenmuß ins Feuer fallen ließ, und zum zweitenmal verdarb Frau Mauserinks dem Könige eine Lieblings-Speise, worüber er sehr zornig war. — Nun ist's aber genug für heute Abend, künftig das Uebrige.

So sehr auch Marie, die bei der Geschichte ihre ganz eigenen Gedanken hatte, den Pathe Droßelmeier bat, doch nur ja weiter zu erzählen, so ließ er sich doch nicht erbitten, sondern sprang auf, sprechend: „zu viel auf einmal ist ungesund, morgen das Uebrige.“ Eben als der Obergerichtsrath im Begriff stand, zur Thür hinauszuschreiten, fragte Fritz: „Aber sag mal, Pathe Droßelmeier, ist's denn wirklich wahr, daß Du die Mausefallen erfunden?“ „Wie kann man nur so albern fragen,“ rief die Mutter, aber der Obergerichtsrath lächelte sehr seltsam, und sprach leise: „Bin ich denn nicht ein künstlicher Uhrmacher, und sollt' nicht einmal Mausefallen erfinden können.“

Fortsetzung des Mährchens von der harten Nuß.

„Nun wißt Ihr wohl, Kinder,“ so fuhr der Obergerichtsrath Droßelmeier am nächsten Abende fort, „warum die Königin das wunderschöne Prinzeßchen Pirlipat so sorglich bewachen ließ. Mußte sie nicht fürchten, daß Frau Mauserinks ihre Drohung erfüllen, wiederkommen, und das Prinzeßchen todtbeißen würde? Droßelmeier's Maschienen halfen gegen die kluge und

gewitzigte Frau Mauserinks ganz und gar nichts, und nur der Astronom des Hofes, der zugleich Geheimer Oberzeichen- und Sterndeuter war, wollte wissen, daß die Familie des Katers Schnurr im Stande seyn werde, die Frau Mauserinks von der Wiege abzuhalten; demnach geschah es also, daß jede der Wärterinnen einen der Söhne jener Familie, die übrigens bei Hofe als Geheime Legationsräthe angestellt waren, auf dem Schooße halten, und durch schickliches Krauen ihm den beschwerlichen Staatsdienst zu versüßen suchen mußte. Es war einmal schon Mitternacht, als die eine der beiden geheimen Oberwärterinnen, die dicht an der Wiege saßen, wie aus tiefem Schlafe auffuhr. — Alles rund umher lag vom Schlafe befangen — kein Schnurren — tiefe Todtenstille, in der man das Pikken des Holzwurms vernahm! — doch wie ward der Geheimen Oberwärterin, als sie dicht vor sich eine große, sehr häßliche Maus erblickte, die auf den Hinterfüßen aufgerichtet stand, und den fatalen Kopf auf das Gesicht der Prinzessin gelegt hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf, alles erwachte, aber in dem Augenblick rannte Frau Mauserinks (niemand anders war die große Maus an Pirlipats Wiege) schnell nach der Ecke des Zimmers. Die Legationsräthe stürzten ihr nach, aber zu spät — durch eine Ritze in dem Fußboden des Zimmers war sie verschwunden. Pirlipatchen erwachte von dem Rumor, und weinte sehr kläglich. „Dank dem Himmel," riefen die Wärterinnen, „sie lebt!" Doch wie groß war ihr Schrecken, als sie hinblickten nach Pirlipatchen, und wahrnahmen, was aus dem schönen zarten Kinde geworden. Statt des weiß und rothen goldgelockten Engelsköpfchens saß ein unförmlicher dicker Kopf auf einem winzig kleinen zusammengekrümmten Leibe, die azurblauen Aeugelein hatten sich verwandelt in grüne hervorstehende starrblickende Augen, und das Münd-

chen hatte sich verzogen von einem Ohr zum andern. Die Königin wollte vergehen in Wehklagen und Jammer, und des Königs Studirzimmer mußte mit wattirten Tapeten ausgeschlagen werden, weil er einmal über das andere mit dem Kopf gegen die Wand rannte, und dabei mit sehr jämmerlicher Stimme rief: „O ich unglückseliger Monarch!" — Er konnte zwar nun einsehen, daß es besser gewesen wäre, die Würste ohne Speck zu essen, und die Frau Mauserinks mit ihrer Sippschaft unter dem Heerde in Ruhe zu lassen, daran dachte aber Pirlipats königlicher Vater nicht, sondern er schob einmal alle Schuld auf den Hofuhrmacher und Arkanisten Christian Elias Droßelmeier aus Nürnberg. Deshalb erließ er den weisen Befehl: Droßelmeier habe binnen vier Wochen die Prinzessin Pirlipat in den vorigen Zustand herzustellen, oder wenigstens ein bestimmtes untrügliches Mittel anzugeben, wie dies zu bewerkstelligen sey, widrigenfalls er dem schmachvollen Tode unter dem Beil des Henkers verfallen seyn solle. — Droßelmeier erschrack nicht wenig, indessen vertraute er bald seiner Kunst und seinem Glück, und schritt sogleich zu der ersten Operation, die ihm nützlich schien. Er nahm Prinzeßchen Pirlipat sehr geschickt auseinander, schrob ihr Händchen und Füßchen ab, und besah sogleich die innere Struktur, aber da fand er leider, daß die Prinzessin, je größer, desto unförmlicher werden würde, und wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen. Er setzte die Prinzessin behutsam wieder zusammen, und versank an ihrer Wiege, die er nie verlassen durfte, in Schwermuth. Schon war die vierte Woche angegangen — ja bereits Mittwoch, als der König mit zornfunkelnden Augen hineinblickte, und mit dem Szepter drohend rief: „Christian Elias Droßelmeier, kurire die Prinzessin, oder Du mußt sterben!" Droßelmeier fing an bitterlich zu weinen, aber Prinzessin Pirlipat knackte vergnügt

Nüsse. Zum erstenmal fiel dem Arkanisten Pirlipats ungewöhnlicher Appetit nach Nüssen, und der Umstand auf, daß sie mit Zähnchen zur Welt gekommen. In der That hatte sie gleich nach der Verwandlung so lange geschrieen, bis ihr zufällig eine Nuß vorkam, die sie sogleich aufknackte, den Kern aß, und dann ruhig wurde. Seit der Zeit fanden die Wärterinnen nichts gerathen, als ihr Nüsse zu bringen. „O heiliger Instinkt der Natur, ewig unerforschliche Sympathie aller Wesen," rief Johann Elias Droßelmeier aus: „Du zeigst mir die Pforte zum Geheimniß, ich will anklopfen, und sie wird sich öffnen!" Er bat sogleich um die Erlaubniß, mit dem Hofastronom sprechen zu können, und wurde mit starker Wache hineingeführt. Beide Herren umarmten sich unter vielen Thränen, da sie zärtliche Freunde waren, zogen sich dann in ein geheimes Kabinet zurück, und schlugen viele Bücher nach, die von dem Instinkt, von den Sympathien und Antipathien und andern geheimnißvollen Dingen handelten. Die Nacht brach herein, der Hofastronom sah nach den Sternen, und stellte mit Hülfe des auch hierin sehr geschickten Droßelmeier's das Horoskop der Prinzessin Pirlipat. Das war eine große Mühe, denn die Linien verwirrten sich immer mehr und mehr, endlich aber — welche Freude, endlich lag es klar vor ihnen, daß die Prinzessin Pirlipat, um den Zauber, der sie verhäßlicht, zu lösen, und um wieder so schön zu werden, als vorher, nichts zu thun hätte, als den süßen Kern der Nuß Krakatuk zu genießen.

Die Nuß Krakatuk hatte eine solche harte Schaale, daß eine acht und vierzig pfündige Kanone darüber wegfahren konnte, ohne sie zu zerbrechen. Diese harte Nuß mußte aber von einem Manne, der noch nie rasirt worden und der niemals Stiefeln getragen, vor der Prinzessin aufgebissen und ihr von ihm mit verschlossenen Augen der Kern dargereicht werden. Erst

nachdem er sieben Schritte rückwärts gegangen, ohne zu stolpern, durfte der junge Mann wieder die Augen erschließen. Drei Tage und drei Nächte hatte Droßelmeier mit dem Astronomen ununterbrochen gearbeitet, und es saß gerade des Sonnabends der König bei dem Mittagstisch, als Droßelmeier, der Sonntag in aller Frühe geköpft werden sollte, voller Freude und Jubel hineinstürzte, und das gefundene Mittel, der Prinzessin Pirlipat die verlorne Schönheit wieder zu geben, verkündete. Der König umarmte ihn mit heftigem Wohlwollen, versprach ihm einen diamantenen Degen, vier Orden und zwei neue Sonntagsröcke. „Gleich nach Tische," setzte er freundlich hinzu, „soll es ans Werk gehen, sorgen Sie, theurer Arkanist, daß der junge unrasirte Mann in Schuhen mit der Nuß Krakatuk gehörig bei der Hand sey, und lassen Sie ihn vorher keinen Wein trinken, damit er nicht stolpert, wenn er sieben Schritte rückwärts geht wie ein Krebs, nachher kann er erklecklich saufen!" Droßelmeier wurde über diese Rede des Königs sehr bestürzt, und nicht ohne Zittern und Zagen brachte er es stammelnd heraus, daß das Mittel zwar gefunden wäre, beides, wie Nuß Krakatuk und der junge Mann zum Aufbeißen derselben aber, erst gesucht werden müßten, wobei es noch obenein zweifelhaft bliebe, ob Nuß und Nußknacker jemals gefunden werden dürften. Hoch erzürnt schwang der König den Szepter über das gekrönte Haupt, und schrie mit einer Löwenstimme: „So bleibt es bei dem Köpfen." Ein Glück war es für den in Angst und Noth versetzten Droßelmeier, daß dem Könige das Essen gerade den Tag sehr wohl geschmeckt hatte, er mithin in der guten Laune war, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben, an denen es die großmüthige und von Droßelmeier's Schicksal gerührte Königin nicht mangeln ließ. Droßelmeier faßte Muth und stellte zuletzt vor, daß er doch eigent-

lich die Aufgabe, das Mittel, wodurch die Prinzessin geheilt werden könne, zu nennen, gelöst, und sein Leben gewonnen habe. Der König nannte das dumme Ausreden und einfältigen Schnickschnack, beschloß aber endlich, nachdem er ein Gläschen Magenwasser zu sich genommen, daß beide, der Uhrmacher und der Astronom, sich auf die Beine machen und nicht anders als mit der Nuß Krakatuk in der Tasche wiederkehren sollten. Der Mann zum Aufbeißen derselben sollte, wie es die Königin vermittelte, durch mehrmaliges Einrücken einer Aufforderung in einheimische und auswärtige Zeitungen und Intelligenz-Blätter herbeigeschafft werden. — Der Obergerichtsrath brach hier wieder ab, und versprach den andern Abend das Uebrige zu erzählen.

Beschluß des Mährchens von der harten Nuß.

Am andern Abende, so wie kaum die Lichter angesteckt worden, fand sich Pathe Droßelmeier wirklich wieder ein, und erzählte also weiter. Droßelmeier und der Hofastronom waren schon funfzehn Jahre unterwegs, ohne der Nuß Krakatuk auf die Spur gekommen zu seyn. Wo sie überall waren, welche sonderbare seltsame Dinge ihnen widerfuhren, davon könnt ich Euch, Ihr Kinder, vier Wochen lang erzählen, ich will es aber nicht thun, sondern nur gleich sagen, daß Droßelmeier in seiner tiefen Betrübniß zuletzt eine sehr große Sehnsucht nach seiner lieben Vaterstadt Nürnberg empfand. Ganz besonders überfiel ihn diese Sehnsucht, als er gerade einmal mit seinem Freunde mitten in einem großen Walde in Asien ein Pfeifchen Knaster rauchte. „O schöne — schöne Vaterstadt Nürnberg — schöne Stadt, wer dich nicht gesehen hat, mag er auch viel gereist seyn nach London, Paris

und Peterwardein, ist ihm das Herz doch nicht aufgegangen, muß er doch stets nach dir verlangen — nach dir, o Nürnberg, schöne Stadt, die schöne Häuser mit Fenstern hat." — Als Droßelmeier so sehr wehmüthig klagte, wurde der Astronom von tiefem Mitleiden ergriffen und fing so jämmerlich zu heulen an, daß man es weit und breit in Asien hören konnte. Doch faßte er sich wieder, wischte sich die Thränen aus den Augen und fragte: „Aber werthgeschätzter College, warum sitzen wir hier und heulen? warum gehen wir nicht nach Nürnberg, ist's denn nicht gänzlich egal, wo und wie wir die fatale Nuß Krakatuk suchen?" „Das ist auch wahr," erwiederte Droßelmeier getröstet. Beide standen alsbald auf, klopften die Pfeifen aus, und gingen schnurgerade in einem Strich fort, aus dem Walde mitten in Asien, nach Nürnberg. Kaum waren sie dort angekommen, so lief Droßelmeier schnell zu seinem Vetter, dem Puppendrechsler, Lackirer und Vergolder Christoph Zacharias Droßelmeier, den er in vielen Jahren nicht mehr gesehen. Dem erzählte nun der Uhrmacher die ganze Geschichte von der Prinzessin Pirlipat, der Frau Mauserinks, und der Nuß Krakatuk, so daß der einmal über das andere die Hände zusammenschlug und voll Erstaunen ausrief: „Ei Vetter, Vetter, was sind das für wunderbare Dinge!" Droßelmeier erzählte weiter von den Abentheuern seiner weiten Reise, wie er zwei Jahre bei dem Dattelkönig zugebracht, wie er vom Mandelfürsten schnöde abgewiesen, wie er bei der naturforschenden Gesellschaft in Eichhornshausen vergebens angefragt, kurz wie es ihm überall mißlungen sey, auch nur eine Spur von der Nuß Krakatuk zu erhalten. Während dieser Erzählung hatte Christoph Zacharias oftmals mit den Fingern geschnippt — sich auf einem Fuße herumgedreht — mit der Zunge geschnalzt — dann gerufen — „Hm hm — I — Ey — O — das wäre der Teufel!" — Endlich warf er Mütze

und Perücke in die Höhe, umhalste den Vetter mit Heftigkeit und rief: „Vetter — Vetter! Ihr seyd geborgen, geborgen seyd Ihr, sag ich, denn Alles müßte mich trügen, oder ich besitze selbst die Nuß Krakatuk. Er holte alsbald eine Schachtel hervor, aus der er eine vergoldete Nuß von mittelmäßiger Größe hervorzog. „Seht," sprach er, indem er die Nuß dem Vetter zeigte, „mit dieser Nuß hat es folgende Bewandtniß: Vor vielen Jahren kam einst zur Weihnachtszeit ein fremder Mann mit einem Sack voll Nüssen hieher, die er feil bot. Gerade vor meiner Puppenbude gerieth er in Streit, und setzte den Sack ab, um sich besser gegen den hiesigen Nußverkäufer, der nicht leiden wollte, daß der Fremde Nüsse verkaufe, und ihn deshalb angriff, zu wehren. In dem Augenblick fuhr ein schwer beladener Lastwagen über den Sack, alle Nüsse wurden zerbrochen bis auf eine, die mir der fremde Mann, seltsam lächelnd, für einen blanken Zwanziger vom Jahre 1720 feil bot. Mir schien das wunderbar, ich fand gerade einen solchen Zwanziger in meiner Tasche, wie ihn der Mann haben wollte, kaufte die Nuß und vergoldete sie, selbst nicht recht wissend, warum ich die Nuß so theuer bezahlte und dann so werth hielt." Jeder Zweifel, daß des Vetters Nuß wirklich die gesuchte Nuß Krakatuk war, wurde augenblicklich gehoben, als der herbeigerufene Hofastronom das Gold sauber abschabte, und in der Rinde der Nuß das Wort Krakatuk mit Chinesischen Charakteren eingegraben fand. Die Freude der Reisenden war groß, und der Vetter der glücklichste Mensch unter der Sonne, als Droßelmeier ihm versicherte, daß sein Glück gemacht sey, da er außer einer ansehnlichen Pension hinführo alles Gold zum Vergolden umsonst erhalten werde. Beide, der Arkanist und der Astronom, hatten schon die Schlafmützen aufgesetzt und wollten zu Bette gehen, als letzterer, näm-

lich der Astronom, also anhob: „Bester Herr College, ein Glück kommt nie allein — Glauben Sie, nicht nur die Nuß Krakatuk, sondern auch den jungen Mann, der sie aufbeißt und den Schönheitskern der Prinzessin darreicht, haben wir gefunden! — Ich meine niemanden anders, als den Sohn ihres Herrn Vetters! — Nein, nicht schlafen will ich," fuhr er begeistert fort, „sondern noch in dieser Nacht des Jünglings Horoskop stellen!" — Damit riß er die Nachtmütze vom Kopf und fing gleich an zu observiren. — Des Vetters Sohn war in der That ein netter wohlgewachsener Junge, der noch nie rasiert worden und niemals Stiefel getragen. In früher Jugend war er zwar ein paar Weihnachten hindurch ein Hampelmann gewesen, das merkte man ihm aber nicht im mindesten an, so war er durch des Vaters Bemühungen ausgebildet worden. An den Weihnachtstagen trug er einen schönen rothen Rock mit Gold, einen Degen, den Hut unter dem Arm und eine vorzügliche Frisur mit einem Haarbeutel. So stand er sehr glänzend in seines Vaters Bude und knackte aus angeborner Galanterie den jungen Mädchen die Nüsse auf, weshalb sie ihn auch schön Nußknackerchen nannten. — Den andern Morgen fiel der Astronom dem Arkanisten entzückt um den Hals und rief: „er ist es, wir haben ihn, er ist gefunden; nur zwei Dinge, liebster College, dürfen wir nicht außer Acht lassen. Für's erste müssen Sie ihrem vortrefflichen Neffen einen robusten hölzernen Zopf flechten, der mit dem untern Kinnbacken so in Verbindung steht, daß dieser dadurch stark angezogen werden kann; dann müssen wir aber, kommen wir nach der Residenz, auch sorgfältig verschweigen, daß wir den jungen Mann, der die Nuß Krakatuk aufbeißt, gleich mitgebracht haben; er muß sich vielmehr lange nach uns einfinden. Ich lese in dem Horoskop, daß der König, zerbeißen sich erst einige die Zähne ohne wei-

tern Erfolg, dem, der die Nuß aufbeißt und der Prinzessin die verlorne Schönheit wiedergiebt, Prinzessin und Nachfolge im Reich zum Lohn versprechen wird." Der Vetter Puppendrechsler war gar höchlich damit zufrieden, daß sein Söhnchen die Prinzessin Pirlipat heirathen und Prinz und König werden sollte, und überließ ihn daher den Gesandten gänzlich. Der Zopf, den Droßelmeier dem jungen hoffnungsvollen Neffen ansetzte, gerieth überaus wohl, so daß er mit dem Aufbeißen der härtesten Pfirsichkerne die glänzendsten Versuche anstellte.

Da Droßelmeier und der Astronom das Auffinden der Nuß Krakatuk sogleich nach der Residenz berichtet, so waren dort auch auf der Stelle die nöthigen Aufforderungen erlassen worden, und als die Reisenden mit dem Schönheitsmittel ankamen, hatten sich schon viele hübsche Leute, unter denen es sogar Prinzen gab, eingefunden, die ihrem gesunden Gebiß vertrauend, die Entzauberung der Prinzessin versuchen wollten. Die Gesandten erschraken nicht wenig, als sie die Prinzessin wieder sahen. Der kleine Körper mit den winzigen Händchen und Füßchen konnte kaum den unförmlichen Kopf tragen. Die Häßlichkeit des Gesichts wurde noch durch einen weißen baumwollenen Bart vermehrt, der sich um Mund und Kinn gelegt hatte. Es kam alles so, wie es der Hof-Astronom im Horoskop gelesen. Ein Milchbart in Schuhen nach dem andern biß sich an der Nuß Krakatuk Zähne und Kinnbacken wund, ohne der Prinzessin im mindesten zu helfen, und wenn er dann von den dazu bestellten Zahnärzten halb ohnmächtig weggetragen wurde, seufzte er: das war eine harte Nuß! — Als nun der König in der Angst seines Herzens dem, der die Entzauberung vollenden werde, Tochter und Reich versprochen, meldete sich der artige sanfte Jüngling Droßelmeier und bat auch den Versuch beginnen zu dür-

sen. Keiner als der junge Droßelmeier hatte so sehr der Prinzessin Pirlipat gefallen; sie legte die kleinen Händchen auf das Herz, und seufzte recht innig: „Ach wenn es doch der wäre, der die Nuß Krakatuk wirklich aufbeißt und mein Mann wird. Nachdem der junge Droßelmeier den König und die Königin, dann aber die Prinzessin Pirlipat, sehr höflich gegrüßt, empfing er aus den Händen des Ober-Zeremonienmeisters die Nuß Krakatuk, nahm sie ohne weiteres zwischen die Zähne, zog stark den Zopf an, und Krak — Krak zerbröckelte die Schaale in viele Stücke. Geschickt reinigte er den Kern von den noch daran hängenden Fasern und überreichte ihn mit einem unterthänigen Kratzfuß der Prinzessin, worauf er die Augen verschloß und rückwärts zu schreiten begann. Die Prinzessin verschluckte alsbald den Kern und o Wunder! — verschwunden war die Mißgestalt, und statt ihrer stand ein engelschönes Frauenbild da, das Gesicht wie von lilienweißen und von rosarothen Seidenflocken gewebt, die Augen wie glänzende Azure, die vollen Locken wie von Goldfaden gekräuselt. Trompeten und Pauken mischten sich in den lauten Jubel des Volks. Der König, sein ganzer Hof, tanzte wie bei Pirlipats Geburt auf einem Beine, und die Königin mußte mit Eau de Cologne bedient werden, weil sie in Ohnmacht gefallen vor Freude und Entzücken. Der große Tumult brachte den jungen Droßelmeier, der noch seine sieben Schritte zu vollenden hatte, nicht wenig aus der Fassung, doch hielt er sich und streckte eben den rechten Fuß aus zum siebenten Schritte, da erhob sich, häßlich piepend und quiekend, Frau Mauserinks aus dem Fußboden, so daß Droßelmeier, als er den Fuß niedersetzen wollte, auf sie trat und dermaßen stolperte, daß er beinahe gefallen wäre. — O Mißgeschick! — urplötzlich war der Jüngling eben so mißgestaltet, als es vorher Prinzessin Pirlipat

gewesen. Der Körper war zusammengeschrumpft und konnte kaum den dicken ungestalteten Kopf mit großen hervorstechenden Augen und dem breiten entsetzlich aufgähnenden Maule tragen. Statt des Zopfes hing ihm hinten ein schmaler hölzerner Mantel herab, mit dem er den untern Kinnbacken regierte. — Uhrmacher und Astronom waren außer sich vor Schreck und Entsetzen, sie sahen aber wie Frau Mauserinks sich blutend auf dem Boden wälzte. Ihre Bosheit war nicht ungerächt geblieben, denn der junge Droßelmeier hatte sie mit dem spitzen Absatz seines Schuhes so derb in den Hals getroffen, daß sie sterben mußte. Aber indem Frau Mauserinks von der Todesnoth erfaßt wurde, da piepte und quiekte sie ganz erbärmlich: „O Krakatuk, harte Nuß — an der ich nun sterben muß — hi hi — pipi fein Nußknackerlein wirst auch bald des Todes seyn — Söhnlein mit den sieben Kronen, wirds dem Nußknacker lohnen, wird die Mutter rächen fein, an Dir Du klein Nußknackerlein — o Leben so frisch und roth, von dir scheid' ich, o Todesnoth! — Quiek!“ — Mit diesem Schrei starb Frau Mauserinks und wurde von dem königlichen Ofenheitzer fortgebracht. — Um den jungen Droßelmeier hatte sich niemand bekümmert, die Prinzessin erinnerte aber den König an sein Versprechen, und sogleich befahl er, daß man den jungen Helden herbeischaffe. Als nun aber der Unglückliche in seiner Mißgestalt hervortrat, da hielt die Prinzessin beide Hände vors Gesicht und schrie: „Fort, fort mit dem abscheulichen Nußknacker!“ Alsbald ergriff ihn auch der Hofmarschall bei den kleinen Schultern und warf ihn zur Thüre heraus. Der König war voller Wuth, daß man ihm habe einen Nußknacker als Eidam aufdringen wollen, schob alles auf das Ungeschick des Uhrmachers und des Astronomen, und verwies beide auf ewige Zeiten aus der Residenz. Das

hatte nun nicht in dem Horoskop gestanden, welches der Astronom in Nürnberg gestellt, er ließ sich aber nicht abhalten, aufs Neue zu observiren und da wollte er in den Sternen lesen, daß der junge Droßelmeier sich in seinem neuen Stande so gut nehmen werde, daß er troß seiner Ungestalt Prinz und König werden würde. Seine Mißgestalt könne aber nur dann verschwinden, wenn der Sohn der Frau Mauserinks, den sie nach dem Tode ihrer sieben Söhne, mit sieben Köpfen geboren, und welcher Mausekönig geworden, von seiner Hand gefallen seye, und eine Dame ihn, troß seiner Mißgestalt, lieb gewinnen werde. Man soll denn auch wirklich den jungen Droßelmeier in Nürnberg zur Weihnachtszeit in seines Vaters Bude, zwar als Nußknacker, aber doch als Prinz gesehen haben! — Das ist, Ihr Kinder! das Mährchen von der harten Nuß, und Ihr wißt nun, warum die Leute so oft sagen: das war eine harte Nuß! und wie es kommt, daß die Nußknacker so häßlich sind. —

So schloß der Obergerichtsrath seine Erzählung. Marie meinte, daß die Prinzessin Pirlipat doch eigentlich ein garstiges undankbares Ding sey: Friß versicherte dagegen, daß, wenn Nußknacker nur sonst ein braver Kerl seyn wolle, er mit dem Mausekönig nicht viel Federlesens machen, und seine vorige hübsche Gestalt bald wieder erlangen werde.

Onkel und Neffe.

Hat jemand von meinen hochverehrtesten Lesern oder Zuhörern jemals den Zufall erlebt, sich mit Glas zu schneiden, so wird er selbst wissen, wie wehe es thut, und welch schlimmes Ding es überhaupt ist, da es so langsam heilt. Hatte doch Marie beinahe eine ganze Woche im Bett zubringen müssen, weil es ihr immer ganz schwindlicht zu Muthe wurde, sobald sie aufstand. Endlich aber wurde sie

ganz gesund, und konnte lustig, wie sonst, in der Stube umherspringen. Im Glasschrank sah es ganz hübsch aus, denn neu und blank standen da, Bäume und Blumen und Häuser, und schöne glänzende Puppen. Vor allen Dingen fand Marie ihren lieben Nußknacker wieder, der, in dem zweiten Fache stehend, mit ganz gesunden Zähnen sie anlächelte. Als sie nun den Liebling so recht mit Herzenslust anblickte, da fiel es ihr mit einemmal sehr bänglich aufs Herz, daß alles, was Pathe Droßelmeier erzählt habe, ja nur die Geschichte des Nußknackers und seines Zwistes mit der Frau Mauserinks und ihrem Sohne gewesen. Nun wußte sie, daß ihr Nußknacker kein anderer seyn könne, als der junge Droßelmeier aus Nürnberg, des Pathe Droßelmeiers angenehmer, aber leider von der Frau Mauserinks verhexter Neffe. Denn daß der künstliche Uhrmacher am Hofe von Pirlipats Vater niemand anders gewesen, als der Obergerichtsrath Droßelmeier selbst, daran hatte Marie schon bei der Erzählung nicht einen Augenblick gezweifelt. „Aber warum half Dir der Onkel denn nicht, warum half er Dir nicht,“ so klagte Marie, als sich es immer lebendiger und lebendiger in ihr gestaltete, daß es in jener Schlacht, die sie mit ansah, Nußknackers Reich und Krone galt. Waren denn nicht alle übrigen Puppen ihm unterthan, und war es denn nicht gewiß, daß die Prophezeiung des Hofastronomen eingetroffen, und der junge Droßelmeier König des Puppenreichs geworden?“ Indem die kluge Marie das alles so recht im Sinn erwägte, glaubte sie auch, daß Nußknacker und seine Vasallen in dem Augenblick, daß sie ihnen Leben und Bewegung zutraute, auch wirklich leben und sich bewegen müßten. Dem war aber nicht so, alles im Schranke blieb vielmehr starr und regungslos, und Marie weit entfernt, ihre innere Ueberzeugung aufzugeben, schob das nur auf die fortwirkende Verhexung

der Frau Mauserinks und ihres siebenköpfigen Sohnes. „Doch,“ sprach sie laut zum Nußknacker: „wenn Sie auch nicht im Stande sind, sich zu bewegen, oder ein Wörtchen mit mir zu sprechen, lieber Herr Droßelmeier! so weiß ich doch, daß Sie mich verstehen, und es wissen, wie gut ich es mit Ihnen meine; rechnen Sie auf meinen Beistand, wenn Sie dessen bedürfen. — Wenigstens will ich den Onkel bitten, daß er Ihnen mit seiner Geschicklichkeit beispringe, wo es nöthig ist.“ Nußknacker blieb still und ruhig, aber Marien war es so, als athme ein leiser Seufzer durch den Glasschrank, wovon die Glasscheiben kaum hörbar, aber wunderlieblich ertönten, und es war, als sänge ein kleines Glockenstimmchen: „Maria klein — Schutzenglein mein — Dein werd' ich seyn — Maria mein.“ Maria fühlte in den eiskalten Schauern, die sie überliefen, doch ein seltsames Wohlbehagen. Die Dämmerung war eingebrochen, der Medizinalrath trat mit dem Pathen Droßelmeier hinein, und nicht lange dauerte es, so hatte Luise den Theetisch geordnet, und die Familie saß ringsumher, allerlei Lustiges mit einander sprechend. Marie hatte ganz still ihr kleines Lehnstühlchen herbeigeholt, und sich zu den Füßen des Pathen Droßelmeier gesetzt. Als nun gerade einmal alle schwiegen, da sah Marie mit ihren großen blauen Augen dem Obergerichtsrath starr ins Gesicht und sprach: „Ich weiß jetzt, lieber Pathe Droßelmeier, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Droßelmeier aus Nürnberg ist; Prinz, oder vielmehr König ist er geworden, das ist richtig eingetroffen, wie es Dein Begleiter, der Astronom voraus gesagt hat; aber Du weißt es ja, daß er mit dem Sohne der Frau Mauserinks, mit dem häßlichen Mausekönig, in offnem Kriege steht. Warum hilfst Du ihm nicht?“ Marie erzählte nun nochmals den ganzen Verlauf der Schlacht, wie sie es angesehen,

und wurde oft durch das laute Gelächter der Mutter und Luisens unterbrochen. Nur Fritz und Droßelmeier blieben ernsthaft. „Aber wo kriegt das Mädchen all' das tolle Zeug in den Kopf," sagte der Medizinalrath. „Ey nun," erwiederte die Mutter, „hat sie doch eine lebhafte Fantasie — eigentlich sind es nur Träume, die das heftige Wundfieber erzeugte." „Es ist alles nicht wahr," sprach Fritz, „solche Poltrons sind meine rothen Husaren nicht, Potz Bassa Manelka, wie würd' ich sonst darunter fahren." Seltsam lächelnd nahm aber Pathe Droßelmeier die kleine Marie auf den Schooß, und sprach sanfter als je: „Ey, Dir liebe Marie ist ja mehr gegeben, als mir und uns allen; Du bist, wie Pirlipat, eine geborne Prinzessin, denn Du regierst in einem schönen blanken Reich. — Aber viel hast Du zu leiden, wenn Du Dich des armen mißgestalteten Nußknackers annehmen willst, da ihn der Mausekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. — Doch nicht ich — Du Du allein kannst ihn retten, sey standhaft und treu." Weder Marie noch irgend jemand wußte, was Droßelmeier mit diesen Worten sagen wollte, vielmehr kam es dem Medizinalrath so sonderbar vor, daß er dem Obergerichtsrath an den Puls fühlte und sagte: „Sie haben werthester Freund, starke Congestionen nach dem Kopfe, ich will Ihnen etwas aufschreiben." Nur die Medizinalräthin schüttelte bedächtlich den Kopf, und sprach: „Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrath meint, doch mit deutlichen Worten sagen kann ichs nicht." —

Der Sieg.

Nicht lange dauerte es, als Marie in einer mondhellen Nacht durch ein seltsames Poltern geweckt wurde, das aus einer Ecke des Zimmers zu kommen schien. Es war, als würden kleine Steine hin und

her geworfen und gerollt, und recht widrig pfiff und quieckte es dazwischen. „Ach die Mäuse, die Mäuse kommen wieder, rief Marie erschrocken, und wollte die Mutter wecken, aber jeder Laut stockte, ja sie vermochte kein Glied zu regen, als sie sah, wie der Mausekönig sich durch ein Loch der Mauer hervorarbeitete, und endlich mit funkelnden Augen und Kronen im Zimmer herum, dann aber mit einem gewaltigen Satz auf den kleinen Tisch, der dicht neben Mariens Bette stand, heraufsprang. „Hi — hi — hi mußt mir Deine Zuckererbsen — Deinen Marzipan geben, klein Ding — sonst zerbeiß ich Deinen Nußknacker — Deinen Nußknacker!“ — So pfiff Mausekönig, knapperte und knirrschte dabei sehr häßlich mit den Zähnen, und sprang dann schnell wieder fort durch das Mauerloch. Marie war so geängstet von der graulichen Erscheinung, daß sie den andern Morgen ganz blaß aussah, und im Innersten aufgeregt, kaum ein Wort zu reden vermochte. Hundertmal wollte sie der Mutter oder der Luise, oder wenigstens dem Fritz klagen, was ihr geschehen, aber sie dachte: „Glaubts mir denn einer, und werd' ich nicht obendrein tüchtig ausgelacht?“ — Das war ihr denn aber wohl klar, daß sie um den Nußknacker zu retten, Zuckererbsen und Marzipan hergeben müsse. So viel sie davon besaß, legte sie daher den andern Abend hin vor der Leiste des Schranks. Am Morgen sagte die Medizinalräthin: „Ich weiß nicht, woher die Mäuse mit einem Male in unser Wohnzimmer kommen, sieh nur, arme Marie! sie haben Dir all' Dein Zuckerwerk aufgefressen.“ Wirklich war es so. Den gefüllten Marzipan hatte der gefräßige Mausekönig nicht nach seinem Geschmack gefunden, aber mit scharfen Zähnen benagt, so daß er weggeworfen werden mußte. Marie machte sich gar nichts mehr aus dem Zuckerwerk, sondern war vielmehr im Innersten erfreut, da sie ihren Nußknacker

gerettet glaubte. Doch wie ward ihr, als in der folgenden Nacht es dicht an ihren Ohren pfiff und quickte. Ach der Mausekönig war wieder da, und noch abscheulicher, wie in der vorigen Nacht, funkelten seine Augen, und noch widriger pfiff er zwischen den Zähnen: „Mußt mir Deine Zucker-, Deine Dragantpuppen geben, klein Ding, sonst zerbeiß ich Deinen Nußknacker, Deinen Nußknacker,“ und damit sprang der grauliche Mausekönig wieder fort. — Marie war sehr betrübt, sie ging den andern Morgen an den Schrank, und sah mit den wehmüthigsten Blicken ihre Zucker- und Dragantpüppchen an. Aber ihr Schmerz war auch gerecht, denn nicht glauben magst Du's, meine aufmerksame Zuhörerin Marie! was für ganz allerliebste Figürchen aus Zucker oder Dragant geformt die kleine Marie Stahlbaum besaß. Nächstdem, daß ein sehr hübscher Schäfer mit seiner Schäferin eine ganze Heerde milchweißer Schäflein weidete, und dabei sein munteres Hündchen herumsprang, so traten auch zwei Briefträger mit Briefen in der Hand einher, und vier sehr hübsche Paare, sauber gekleidete Jünglinge mit überaus herrlich geputzten Mädchen schaukelten sich in einer russischen Schaukel. Hinter einigen Tänzern stand noch der Pachter Feldkümmel mit der Jungfrau von Orleans, aus denen sich Marie nicht viel machte, aber ganz im Winkelchen stand ein rothbäckiges Kindlein, Mariens Liebling, die Thränen stürzten der kleinen Marie aus den Augen. „Ach,“ rief sie, sich zu dem Nußknacker wendend, „lieber Herr Droßelmeier, was will ich nicht alles thun, um Sie zu retten; aber es ist doch sehr hart!“ — Nußknacker sah indessen so weinerlich aus, daß Marie, da es überdem ihr war, als sähe sie Mausekönigs sieben Rachen geöffnet, den unglücklichen Jüngling zu verschlingen, alles aufzuopfern beschloß. Alle Zuckerpüppchen setzte sie daher Abends, wie zuvor das Zucker-

werk, an die Leiste des Schranks. Sie küßte den Schäfer, die Schäferin, die Lämmerchen, und holte auch zuletzt ihren Liebling, das kleine rothbäckige Kindlein von Dragant aus dem Winkel, welches sie jedoch ganz hinterwärts stellte. Pachter Feldkümmel und die Jungfrau von Orleans mußten in die erste Reihe. „Nein das ist zu arg," rief die Medizinalräthin am andern Morgen. „Es muß durchaus eine große garstige Maus in dem Glasschrank hausen, denn alle schöne Zuckerpüppchen der armen Marie sind zernagt und zerbissen." Marie konnte sich zwar der Thränen nicht enthalten, sie lächelte aber doch bald wieder, denn sie dachte: „Was thuts, ist doch Nußknacker gerettet." Der Medizinalrath sagte am Abend, als die Mutter dem Obergerichtsrath von dem Unfug erzählte, den eine Maus im Glasschrank der Kinder treibe! „es ist doch aber abscheulich, daß wir die fatale Maus nicht vertilgen können, die im Glasschrank so ihr Wesen treibt, und der armen Marie alles Zuckerwerk wegfrißt." „Ey," fiel Fritz ganz lustig ein: „Der Becker unten hat einen ganz vortrefflichen grauen Legationsrath, den will ich heraufholen. Er wird dem Dinge bald ein Ende machen, und der Maus den Kopf abbeißen, ist sie auch die Frau Mauserinks selbst, oder ihr Sohn der Mausekönig." „Und," fuhr die Medizinalräthin lachend fort, „auf Stühle und Tische herumspringen, und Gläser und Tassen herabwerfen und tausend andern Schaden anrichten." „Ach nein doch," erwiederte Fritz, „Beckers Legationsrath ist ein geschickter Mann, ich möchte nur so zierlich auf dem spitzen Dach gehen können, wie er." „Nur keinen Kater zur Nachtzeit," bat Luise, die keine Katzen leiden konnte. „Eigentlich," sprach der Medizinalrath, „hat Fritz Recht, indessen können wir ja auch eine Falle aufstellen; haben wir denn keine?" — „Die

kann uns Pathe Droßelmeier am besten machen, der hat sie ja erfunden," rief Fritz. Alle lachten, und auf die Versicherung der Medizinalräthin, daß keine Falle im Hause sey, verkündete der Obergerichtsrath, daß er mehrere dergleichen besitze, und ließ wirklich zur Stunde eine ganz vortreffliche Mausfalle vom Hause herbeiholen. Dem Fritz und der Marie ging nun des Pathen Mährchen von der harten Nuß ganz lebendig auf. Als die Köchin den Speck röstete, zitterte und bebte Marie, und sprach, ganz erfüllt von dem Mährchen und den Wunderdingen darin, zur wohlbekannten Dore: „Ach Frau Königin, hüten Sie sich doch nur vor der Frau Mauserinks und ihrer Familie." Fritz hatte aber seinen Säbel gezogen, und sprach: „ja die sollten nur kommen, denen wollt' ich eins auswischen." Es blieb aber alles unter und auf dem Heerde ruhig. Als nun der Obergerichtsrath den Speck an ein feines Fädchen band, und leise, leise die Falle an den Glasschrank setzte, da rief Fritz: „Nimm Dich in Acht, Pathe Uhrmacher, daß Dir Mausekönig keinen Possen spielt." — Ach wie ging es der armen Marie in der folgenden Nacht! Eiskalt tupfte es auf ihren Arm hin und her, und rauh und ekelhaft legte es sich an ihre Wange, und piepte und quiekte ihr ins Ohr. — Der abscheuliche Mauskönig saß auf ihrer Schulter, und blutroth geiferte er aus den sieben geöffneten Rachen, und mit den Zähnen knatternd und knirrschend, zischte er der vor Grauen und Schreck erstarrten Marie ins Ohr: „Zisch aus — zisch aus, geh' nicht ins Haus — geh' nicht zum Schmaus — werd' nicht gefangen — zisch aus — gieb heraus, gieb heraus, Deine Bilderbücher all, Dein Kleidchen dazu, sonst hast keine Ruh — magst's nur wissen, Nußknackerlein wirst sonst missen, der wird zerbissen — hi hi — pi pi — quiek quiek!" — Nun war Marie voll Jammer und

Betrübniß, — sie sah ganz blaß und verstört aus, als die Mutter am andern Morgen sagte: „Die böse Maus hat sich noch nicht gefangen,“ so daß die Mutter in dem Glauben, daß Marie um ihr Zuckerwerk traure, und sich überdem vor der Maus fürchte, hinzufügte; „Aber sey nur ruhig, liebes Kind, die böse Maus wollen wir schon vertreiben. Helfen die Fallen nichts, so soll Fritz seinen grauen Legationsrath herbeibringen.“ Kaum befand sich Marie im Wohnzimmer allein, als sie vor den Glasschrank trat, und schluchzend also zum Nußknacker sprach: „Ach mein lieber guter Herr Droßelmeier, was kann ich armes unglückliches Mädchen für Sie thun? — Gäb ich nun auch alle meine Bilderbücher, ja selbst mein schönes neues Kleidchen, das mir der heilige Christ einbescheert hat, dem abscheulichen Mausekönig zum Zerbeißen her, wird er denn nicht doch noch immer mehr verlangen, so daß ich zuletzt nichts mehr haben werde, und er gar mich selbst statt ihrer zerbeißen wollen wird? O ich armes Kind, was soll ich denn nun thun — was soll ich denn nun thun?“ — Als die kleine Marie jammerte und klagte, bemerkte sie, daß dem Nußknacker von jener Nacht her ein großer Blutfleck am Halse sitzen geblieben war. Seit der Zeit, daß Marie wußte, wie ihr Nußknacker eigentlich der junge Droßelmeier, des Obergerichtsraths Neffe sey, trug sie ihn nicht mehr auf dem Arm, und herzte und küßte ihn nicht mehr, ja sie mochte ihn aus einer gewissen Scheu gar nicht einmal viel anrühren; jetzt nahm sie ihn aber sehr behutsam aus dem Fache, und fing an den Blutfleck am Halse mit ihrem Schnupftuch abzureiben. Aber wie ward ihr, als sie plötzlich fühlte, daß Nußknackerlein in ihrer Hand erwarmte, und sich zu regen begann. Schnell setzte sie ihn wieder ins Fach, da wackelte das Mündchen hin und her, und mühsam lis-

pelte Nußknackerlein: „Ach, wertheste Demoiselle Stahlbaum — vortreffliche Freundinn, was verdanke ich Ihnen alles. — Nein, kein Bilderbuch, kein Christkleidchen sollen Sie für mich opfern — schaffen Sie nur ein Schwerdt — ein Schwerdt, für das übrige will ich sorgen, mag er" — Hier ging dem Nußknacker die Sprache aus, und seine erst zum Ausdruck der innigsten Wehmuth beseelten Augen wurden wieder starr und leblos. Marie empfand gar kein Grauen, vielmehr hüpfte sie vor Freuden, da sie nun ein Mittel wußte, den Nußknacker ohne weitere schmerzhafte Aufopferungen zu retten. Aber wo nun ein Schwerdt für den Kleinen hernehmen? — Marie beschloß, Fritzen zu Rathe zu ziehen, und erzählte ihm Abends, als sie, da die Eltern ausgegangen, einsam in der Wohnstube am Glasschrank saßen, alles, was ihr mit dem Nußknacker und dem Mausekönig widerfahren, und worauf es nun ankomme, den Nußknacker zu retten. Ueber nichts wurde Fritz nachdenklicher, als darüber, daß sich, nach Mariens Bericht, seine Husaren in der Schlacht so schlecht benommen haben sollten. Er frug noch einmal sehr ernst, ob es sich wirklich so verhalte, und nachdem es Marie auf ihr Wort versichert, so ging Fritz schnell nach dem Glasschrank, hielt seinen Husaren eine pathetische Rede, und schnitt dann, zur Strafe ihrer Selbstsucht und Feigheit, einem nach dem andern das Feldzeichen von der Mütze, und untersagte ihnen auch, binnen einem Jahr den Gardehusarenmarsch zu blasen. Nachdem er sein Strafamt vollendet, wandte er sich wieder zu Marien, spechend: „Was den Säbel betrifft, so kann ich dem Nußknacker helfen, da ich einen alten Obristen von den Cürassiers gestern mit Pension in Ruhestand versetzt habe, der folglich seinen schönen scharfen Säbel nicht mehr braucht." Besagter Obrister verzehrte die ihm von Fritzen ange-

wiesene Pension in der hintersten Ecke des dritten Faches. Dort wurde er hervorgeholt, ihm der in der That schmucke silberne Säbel abgenommen, und dem Nußknacker umgehängt.

Vor bangem Grauen konnte Marie in der folgenden Nacht nicht einschlafen, es war ihr um Mitternacht so, als höre sie im Wohnzimmer ein seltsames Rumoren, Klirren und Rauschen. — Mit einem Mal ging es: Quiek! — „Der Mausekönig! der Mausekönig!" rief Marie, und sprang voll Entsetzen aus dem Bette. Alles blieb still; aber bald klopfte es leise, leise an die Thüre, und ein feines Stimmchen ließ sich vernehmen: „Allerbeste Demoiselle Stahlbaum, machen Sie nur getrost auf — gute fröhliche Botschaft!" Marie erkannte die Stimme des jungen Droßelmeier, warf ihr Röckchen über, und öffnete flugs die Thüre. Nußknackerlein stand draußen, das blutige Schwerdt in der rechten, ein Wachslichtchen in der linken Hand. So wie er Marien erblickte, ließ er sich auf ein Knie nieder, und sprach also: „Ihr, o Dame! seyd es allein, die mich mit Rittermuth stählte, und meinem Arme Kraft gab, den Uebermüthigen zu bekämpfen, der es wagte, Euch zu höhnen. Ueberwunden liegt der verrätherische Mausekönig und wälzt sich in seinem Blute! — Wollet, o Dame! die Zeichen des Sieges aus der Hand Eures Euch bis in den Tod ergebenen Ritters anzunehmen nicht verschmähen!" Damit streifte Nußknackerchen die sieben goldenen Kronen des Mausekönigs, die er auf den linken Arm heraufgestreift hatte, sehr geschickt herunter, und überreichte sie Marien, welche sie voller Freude annahm. Nußknacker stand auf, und fuhr also fort: „Ach meine allerbeste Demoiselle Stahlbaum, was könnte ich in diesem Augenblicke, da ich meinen Feind überwunden, Sie für herrliche Dinge schauen lassen, wenn Sie die

Gewogenheit hätten, mir nun ein Paar Schrittchen zu folgen! — O thun Sie es — thun Sie es, beste Demoiselle!" —

Das Puppenreich.

Ich glaube, keins von Euch, Ihr Kinder, hätte auch nur einen Augenblick angestanden, dem ehrlichen gutmüthigen Nußknacker, der nie Böses im Sinne haben konnte, zu folgen. Marie that dies um so mehr, da sie wohl wußte, wie sehr sie auf Nußknackers Dankbarkeit Anspruch machen könne, und überzeugt war, daß er Wort halten, und viel Herrliches ihr zeigen werde. Sie sprach daher: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Droßelmeier, doch muß es nicht weit seyn, und nicht lange dauern, da ich noch gar nicht ausgeschlafen habe." „Ich wähle deshalb," erwiederte Nußknacker, den nächsten, wiewohl etwas beschwerlichen Weg." Er schritt voran, Marie ihm nach, bis er vor dem alten mächtigen Kleiderschrank auf dem Hausflur stehen blieb. Marie wurde zu ihrem Erstaunen gewahr, daß die Thüren dieses sonst wohl verschlossenen Schranks offen standen, so daß sie deutlich des Vaters Reisefuchspelz erblickte, der ganz vorne hing. Nußknacker kletterte sehr geschickt an den Leisten und Verzierungen herauf, daß er die große Troddel, die an einer dicken Schnur befestigt, auf dem Rücktheile jenes Pelzes hing, erfassen konnte. So wie Nußknacker diese Troddel stark anzog, ließ sich schnell eine sehr zierliche Treppe von Zedernholz durch den Pelzärmel herab. „Steigen Sie nur gefälligst aufwärts, theuerste Demoiselle," rief Nußknacker. Marie that es, aber kaum war sie durch den Aermel gestiegen, kaum sah sie zum Kragen heraus, als ein blendendes Licht ihr entgegenstrahlte, und sie mit einem Mal auf einer herrlich duftenden Wiese

stand, von der Millionen Funken, wie blinkende Edelsteine empor strahlten. „Wir befinden uns auf der Kandiswiese,“ sprach Nußknacker, „wollen aber alsbald jenes Thor passiren.“ Nun wurde Marie, indem sie aufblickte, erst das schöne Thor gewahr, welches sich nur wenige Schritte vorwärts auf der Wiese erhob. Es schien ganz von weiß, braun und rosinfarben gesprenkeltem Marmor erbaut zu seyn, als aber Marie näher kam, sah sie wohl, daß die ganze Masse aus zusammengebackenen Zuckermandeln und Rosinen bestand, weshalb denn auch, wie Nußknacker versicherte, das Thor, durch welches sie nun durchgingen, das Mandeln- und Rosinenthor hieß. Gemeine Leute hießen es sehr unziemlich die Studentenfutterpforte. Auf einer herausgebauten Gallerie dieses Thores, augenscheinlich aus Gerstenzucker, machten sechs in rothe Wämserchen gekleidete Aeffchen die allerschönste Janitscharenmusik, die man hören konnte, so daß Marie kaum bemerkte, wie sie immer weiter, weiter auf bunten Marmorfliesen, die aber nichts anders waren, als schön gearbeitete Morschellen, fortschritt. Bald umwehten sie die süßesten Gerüche, die aus einem wunderbaren Wäldchen strömten, das sich von beiden Seiten aufthat. In dem dunkeln Laube glänzte und funkelte es so hell hervor, daß man deutlich sehen konnte, wie goldene und silberne Früchte an buntgefärbten Stengeln herabhingen, und Stamm und Aeste sich mit Bändern und Blumensträußen geschmückt hatten, gleich fröhlichen Brautleuten und lustigen Hochzeitsgästen. Und wenn die Orangendüfte sich wie wallende Zephyre rührten, da saus'te es in den Zweigen und Blättern, und das Rauschgold knitterte und knatterte, daß es klang wie jubelnde Musik, nach der die funkelnden Lichterchen hüpfen und tanzen mußten. „Ach, wie schön ist es hier,“ rief Marie ganz selig und entzückt „Wir sind

im Weihnachtswalde, beste Demoiselle," sprach Nußknackerlein. „Ach," fuhr Marie fort, „dürft' ich hier nur etwas verweilen, o es ist ja hier gar zu schön." Nußknacker klatschte in die kleinen Händchen und sogleich kamen einige kleine Schäfer und Schäferinnen, Jäger und Jägerinnen herbei, die so zart und weiß waren, daß man hätte glauben sollen, sie wären von purem Zucker und die Marie, unerachtet sie im Walde umher spazierten, noch nicht bemerkt hatte. Sie brachten einen allerliebsten ganz goldenen Lehnsessel herbei, legten ein weißes Kissen von Reglisse darauf, und luden Marien sehr höflich ein, sich darauf niederzulassen. Kaum hatte sie es gethan, als Schäfer und Schäferinnen ein sehr artiges Ballet tanzten, wozu die Jäger ganz manierlich bliesen, dann verschwanden sie aber alle in dem Gebüsche. „Verzeihen Sie," sprach Nußknacker, „wertheste Demoiselle Stahlbaum, daß der Tanz so miserabel ausfiel, aber die Leute waren alle von unserm Drathballet, die können nichts anders machen als immer und ewig dasselbe: und daß die Jäger so schläfrig und faul dazu bliesen, das hat auch seine Ursachen. Der Zuckerkorb hängt zwar über ihrer Nase in den Weihnachtsbäumen, aber etwas hoch! — Doch wollen wir nicht was weniges weiter spatzieren?" „Ach es war doch alles recht hübsch und mir hat es sehr wohl gefallen!" so sprach Marie, indem sie aufstand und dem voranschreitenden Nußknacker folgte. Sie gingen entlang eines süß rauschenden Baches, aus dem nun eben all' die herrlichen Wohlgerüche zu duften schienen, die den ganzen Wald erfüllten. „Es ist der Orangenbach," sprach Nußknacker auf Befragen, „doch seinen schönen Duft ausgenommen, gleicht er nicht an Größe und Schönheit dem Limonadenstrom, der sich gleich ihm in den Mandelmilchsee ergießt." In der That vernahm Marie bald

ein stärkeres Plätschern und Rauschen und erblickte den breiten Limonadenstrom, der sich in stolzen isabellfarbenen Wellen zwischen gleich grün glühenden Karfunkeln leuchtendem Gesträuch fortkräuselte. Eine ausnehmend frische, Brust und Herz stärkende Kühlung wogte aus dem herrlichen Wasser. Nicht weit davon schleppte sich mühsam ein dunkelgelbes Wasser fort, das aber ungemein süße Düfte verbreitete und an dessen Ufer allerlei sehr hübsche Kinderchen saßen, welche kleine dicke Fische angelten und sie alsbald verzehrten. Näher gekommen bemerkte Marie, daß diese Fische aussahen wie Lampertsnüsse. In einiger Entfernung lag ein sehr nettes Dörfchen an diesem Strome, Häuser, Kirche, Pfarrhaus, Scheuern, alles war dunkelbraun, jedoch mit goldenen Dächern geschmückt, auch waren viele Mauern so bunt gemalt, als seyen Citronat und Mandelkerne darauf geklebt. „Das ist Pfefferkuchheim," sagte Nußknacker, „welches am Honigstrome liegt, es wohnen ganz hübsche Leute darin, aber sie sind meistens verdrießlich, weil sie sehr an Zahnschmerzen leiden, wir wollen daher nicht erst hineingehen." In dem Augenblick bemerkte Marie ein Städtchen, das aus lauter bunten durchsichtigen Häusern bestand, und sehr hübsch anzusehen war. Nußknacker ging geradezu darauf los, und nun hörte Marie ein tolles lustiges Getöse und sah wie tausend niedliche kleine Leutchen viele hoch bepackte Wagen, die auf dem Markte hielten, untersuchten und abzupacken im Begriff standen. Was sie aber hervorbrachten, war anzusehen wie buntes gefärbtes Papier und wie Chocolade-Tafeln. „Wir sind in Bonbonshausen," sagte Nußknacker, „eben ist eine Sendung aus dem Papierlande und vom Chokoladen-Könige angekommen. Die armen Bonbonshäuser wurden neulich von der Armee des Mücken-Admirals hart bedroht, deshalb

überziehen sie ihre Häuser mit den Gaben des Papierlandes und führen Schanzen auf, von den tüchtigen Werkstücken, die ihnen der Chokoladenkönig sandte. Aber beste Demoiselle Stahlbaum, nicht alle kleinen Städte und Dörfer dieses Landes wollen wir besuchen — zur Hauptstadt — zur Hauptstadt!" — Rasch eilte Nußknacker vorwärts, und Marie voller Neugierde ihm nach. Nicht lange dauerte es, so stieg ein herrlicher Rosenduft auf und alles war wie von einem sanften hinhauchenden Rosenschimmer umflossen. Marie bemerkte, daß dies der Wiederschein eines rosenroth glänzenden Wassers war, das in kleinen rosasilbernen Wellchen vor ihnen her wie in wunderlieblichen Tönen und Melodien plätscherte und rauschte. Auf diesem anmuthigen Gewässer, das sich immer mehr und mehr wie ein großer See ausbreitete, schwammen sehr herrliche silberweiße Schwäne mit goldenen Halsbändern, und sangen mit einander um die Wette die hübschesten Lieder, wozu diamantene Fischlein aus den Rosenfluthen auf- und niedertauchten, wie im lustigen Tanze. „Ach," rief Marie ganz begeistert aus, „das ist der See, wie ihn Pathe Droßelmeier mir einst machen wollte, wirklich, und ich selbst bin das Mädchen, das mit den lieben Schwänchen kosen wird." Nußknackerlein lächelte so spöttisch, wie es Marie noch niemals an ihm bemerkt hatte, und sprach dann: „So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu Stande bringen; Sie selbst viel eher, liebe Demoiselle Stahlbaum, doch lassen Sie uns darüber nicht grübeln, sondern vielmehr über den Rosensee hinüber nach der Hauptstadt schiffen.

Die Hauptstadt.

Nußknackerlein klatschte abermals in die kleinen Händchen, da fing der Rosensee an stärker zu rauschen,

die Wellen plätscherten höher auf, und Marie nahm wahr, wie aus der Ferne ein aus lauter bunten, sonnenhell funkelnden Edelsteinen geformter Muschelwagen, von zwei goldschuppigen Delphinen gezogen, sich nahte. Zwölf kleine allerliebste Mohren mit Mützchen und Schürzchen, aus glänzenden Kolibrifedern gewebt, sprangen ans Ufer und trugen erst Marien, dann Nußknackern sanft über die Wellen gleitend, in den Wagen, der sich alsbald durch den See fortbewegte. Ei, wie war das so schön, als Marie im Muschelwagen, von Rosenduft umhaucht, von Rosenwellen umflossen, dahin fuhr. Die beiden goldschuppigen Delphine erhoben ihre Nüstern und spritzten krystallene Strahlen hoch in die Höhe, und wie die in flimmernden und funkelnden Bogen niederfielen, da war es, als sängen zwei holde feine Silberstimmchen: „Wer schwimmt auf rosigem See? — die Fee! Mücklein! bim bim Fischlein, sim sim — Schwäne! — Schwa schwa, Goldvogel! trarah, Wellen-Ströme, — rührt Euch, klinget, singet, wehet, spähet — Feelein, Feelein kommt gezogen; Rosenwogen, wühlet, kühlet, spület — spült hinan — hinan!“ — Aber die zwölf kleinen Mohren, die hinten auf den Muschelwagen aufgesprungen waren, schienen das Gesinge der Wasserstrahlen ordentlich übel zu nehmen, denn sie schüttelten ihre Sonnenschirme so sehr, daß die Dattelblätter, aus denen sie geformt waren, durcheinander knatterten, und dabei stampften sie mit den Füßen einen ganz seltsamen Takt, und sangen: Klapp und klipp und klipp und klapp, und auf und ab! — „Mohren sind gar lustige Leute,“ sprach Nußknacker etwas betreten, „aber sie werden mir den ganzen See rebellisch machen.“ In der That ging auch bald ein sinnverwirrendes Getöse wunderbarer Stimmen los, die in See und Luft zu schwimmen schienen, doch Marie achtete dessen nicht,

sondern sah in die duftenden Rosenwellen, aus deren jeder ihr ein holdes anmuthiges Mädchenantlitz entgegenlächelte. „Ach,“ rief sie freudig, indem sie die kleinen Händchen zusammenschlug: „schauen Sie nur, lieber Herr Droßelmeier! Da unten ist die Prinzessin Pirlipat, die lächelt mich an so wunderhold. — Ach, schauen Sie doch nur, lieber Herr Droßelmeier!“ — Nußknacker seufzte aber fast kläglich und sagte: „O beste Demoiselle Stahlbaum, das ist nicht die Prinzessin Pirlipat, das sind Sie und immer nur Sie selbst, immer nur Ihr eignes holdes Antlitz, das so lieb aus jeder Rosenwelle lächelt.“ Da fuhr Marie schnell mit dem Kopf zurück, schloß die Augen fest zu und schämte sich sehr. In demselben Augenblick wurde sie auch von den zwölf Mohren aus dem Muschelwagen gehoben und an das Land getragen. Sie befand sich in einem kleinen Gebüsch, das beinahe noch schöner war als der Weihnachtswald, so glänzte und funkelte alles darin, vorzüglich waren aber die seltsamen Früchte zu bewundern, die an den Bäumen hingen, und nicht allein seltsam gefärbt waren, sondern auch ganz wunderbar dufteten. „Wir sind im Confiturenhain,“ sprach Nußknacker, „aber dort ist die Hauptstadt.“ Was erblickte Marie nun! Wie werd' ich es denn anfangen, Euch, Ihr Kinder die Schönheit und Herrlichkeit der Stadt zu beschreiben, die sich jetzt breit über einen reichen Blumenanger hin vor Mariens Augen aufthat. Nicht allein, daß Mauern und Thürme in den herrlichsten Farben prangten, so war auch wohl, was die Form der Gebäude anlangt, gar nichts ähnliches auf Erden zu finden. Denn statt der Dächer hatten die Häuser zierlich geflochtene Kronen aufgesetzt, und die Thürme sich mit dem zierlichsten buntesten Laubwerk gekränzt, das man nur sehen kann. Als sie durch das Thor, welches so aussah, als sey es von lauter Ma-

kronen und überzuckerten Früchten erbaut, gingen, präsentirten silberne Soldaten das Gewehr und ein Männlein in einem brokatnen Schlafrock warf sich dem Nußknacker an den Hals mit den Worten: „Willkommen, bester Prinz, willkommen in Confektburg!" Marie wunderte sich nicht wenig, als sie merkte, daß der junge Droßelmeier von einem sehr vornehmen Mann als Prinz anerkannt wurde. Nun hörte sie aber so viele feine Stimmchen durcheinander toben, solch ein Gejuchze und Gelächter, solch ein Spielen und Singen, daß sie an nichts anders denken konnte, sondern nur gleich Nußknackerchen fragte, was denn das zu bedeuten habe? „O beste Demoiselle Stahlbaum," erwiederte Nußknacker, „das ist nichts Besonderes, Confektburg ist eine volkreiche, lustige Stadt, da gehts alle Tage so her, kommen Sie aber nur gefälligst weiter." Kaum waren sie einige Schritte gegangen, als sie auf den großen Marktplatz kamen, der den herrlichsten Anblick gewährte. Alle Häuser rings umher waren von durchbrochener Zuckerarbeit, Gallerie über Gallerie gethürmt, in der Mitte stand ein hoher überzuckerter Baumkuchen als Obelisk und um ihn her sprützten vier sehr künstliche Fontainen, Orsade, Limonade und andere herrliche süße Getränke in die Lüfte; und in dem Becken sammelte sich lauter Kreme, den man hätte auslöffeln mögen. Aber hübscher als alles das, waren die allerliebsten kleinen Leutchen, die sich zu Tausenden Kopf an Kopf durcheinander drängten und juchzten und lachten und scherzten und sangen, kurz jenes lustige Getöse erhoben, das Marie schon in der Ferne gehört hatte. Da gab es schön gekleidete Herren und Damen, Armenier und Griechen, Juden und Tyroler, Offiziere und Soldaten, und Prediger und Schäfer und Hanswürste, kurz alle nur mögliche Leute, wie sie in der Welt zu finden sind. An der einen

Ecke wurde größer der Tumult, das Volk strömte aus⸗einander, denn eben ließ sich der Großmogul auf ei⸗nem Palankin vorübertragen, begleitet von drei und neunzig Großen des Reichs und siebenhundert Skla⸗ven. Es begab sich aber, daß an der andern Ecke die Fischerzunft, an fünfhundert Köpfe stark, ihren Festzug hielt und übel war es auch, daß der türkische Groß⸗herr gerade den Einfall hatte, mit dreitausend Janit⸗scharen über den Markt spatzieren zu reiten, wozu noch der große Zug aus dem unterbrochenen Opferfeste kam, der mit klingendem Spiel und dem Gesange: Auf danket der mächtigen Sonne, gerade auf den Baum⸗kuchen zuwallte. Das war ein Drängen und Stoßen und Treiben und Gequieke! — Bald gab es auch viel Jammergeschrei, denn ein Fischer hatte im Gedränge einem Bramin den Kopf abgestoßen, und der Großmo⸗gul wäre beinahe von einem Hanswurst überrannt worden. Toller und toller wurde der Lärm, und man fing bereits an, sich zu stoßen und zu prügeln, als der Mann im brokatnen Schlafrock, der am Thor den Nußknacker als Prinz begrüßt hatte, auf den Baum⸗kuchen kletterte, und nachdem eine sehr hell klingende Glocke dreimal angezogen worden, dreimal laut rief: „Conditor! Conditor! — Conditor!" — Sogleich legte sich der Tumult, ein jeder suchte sich zu behelfen wie er konnte, und nachdem die verwickelten Züge sich ent⸗wickelt hatten, der besudelte Großmogul abgebürstet, und dem Bramin der Kopf wieder aufgesetzt worden, ging das vorige lustige Getöse aufs neue los. „Was bedeutet das mit dem Conditor, guter Herr Droßel⸗meier," fragte Marie. „Ach beste Demoiselle Stahl⸗baum," erwiederte Nußknacker, „Conditor wird hier eine unbekannte, aber sehr grauliche Macht genannt, von der man glaubt, daß sie aus dem Menschen ma⸗chen könne, was sie wolle; es ist das Verhängniß,

welches über dies kleine lustige Volk regiert, und sie fürchten dieses so sehr, daß durch die bloße Nennung des Namens der größte Tumult gestillt werden kann, wie es eben der Herr Bürgermeister bewiesen hat. Ein jeder denkt dann nicht mehr an irdisches, an Rippenstöße und Kopfbeulen, sondern geht in sich und spricht: Was ist der Mensch und was kann aus ihm werden?" — Eines lauten Rufs der Bewunderung, ja des höchsten Erstaunens konnte sich Marie nicht enthalten, als sie jetzt mit einem Mal vor einem in rosenrothem Schimmer hell leuchtenden Schlosse mit hundert luftigen Thürmen stand. Nur hin und wieder waren reiche Bouquets von Veilchen, Narcissen, Tulpen, Levkoyen auf die Mauern gestreut, deren dunkelbrennende Farben nur die blendende, ins Rosa spielende Weiße des Grundes erhöhten. Die große Kuppel des Mittel-Gebäudes, so wie die pyramidenförmigen Dächer der Thürme waren mit tausend golden und silbern funkelnden Sternlein besäet. „Nun sind wir vor dem Marzipanschloß," sprach Nußknacker. Marie war ganz verloren in dem Anblick des Zauberpallastes, doch entging es ihr nicht, daß das Dach eines großen Thurmes gänzlich fehlte, welches kleine Männerchen, die auf einem von Zimmtstangen erbauten Gerüste standen, wieder herstellen zu wollen schienen. Noch ehe sie den Nußknacker darum befragte, fuhr dieser fort. „Vor kurzer Zeit drohte diesem schönen Schloß arge Verwüstung, wo nicht gänzlicher Untergang. Der Riese Leckermaul kam des Weges gegangen, biß schnell das Dach jenes Thurmes herunter, und nagte schon an der großen Kuppel, die Konfektbürger brachten ihm aber ein ganzes Stadtviertel, so wie einen ansehnlichen Theil des Confiturenhains als Tribut, womit er sich abspeisen ließ und weiter ging." In dem Augenblick ließ sich eine sehr angenehme sanfte

Musik hören, die Thore des Schlosses öffneten sich und es traten zwölf kleine Pagen heraus mit angezündeten Gewürznelkstengeln, die sie wie Fackeln in den kleinen Händchen trugen. Ihre Köpfe bestanden aus einer Perle, die Leiber aus Rubinen und Smaragden und dazu gingen sie auf sehr schön aus purem Gold gearbeiteten Füßchen einher. Ihnen folgten vier Damen, beinahe so groß als Mariens Klärchen, aber so über die Maßen herrlich und glänzend geputzt, daß Marie nicht einen Augenblick in ihnen die gebornen Prinzessinnen verkannte. Sie umarmten den Nußknakker auf das zärtlichste und riefen dabei wehmüthig freudig: „O mein Prinz! — mein bester Prinz! — o mein Bruder!" Nußknacker schien sehr gerührt, er wischte sich die sehr häufigen Thränen aus den Augen, ergriff dann Marien bei der Hand und sprach pathetisch: „Dies ist die Demoiselle Marie Stahlbaum, die Tochter eines sehr achtungswerthen Medizinalrathes, und die Retterin meines Lebens! Warf sie nicht den Pantoffel zur rechten Zeit, verschaffte sie mir nicht den Säbel des pensionirten Obristen, so läg ich, zerbissen von dem fluchwürdigen Mausekönig, im Grabe. — O! dieser Demoiselle Stahlbaum! gleicht ihr wohl Pirlipat, obschon sie eine geborne Prinzessin ist, an Schönheit, Güte und Tugend? — Nein, sag ich, nein!" Alle Damen riefen: „Nein!" und fielen der Marie um den Hals und riefen schluchzend: „O Sie edle Retterin des geliebten prinzlichen Bruders — vortreffliche Demoiselle Stahlbaum! — Nun geleiteten die Damen Marien und den Nußknacker in das Innere des Schlosses, und zwar in einen Saal, dessen Wände aus lauter farbig funkelnden Krystallen bestanden. Was aber vor allem übrigen der Marie so wohl gefiel, waren die allerliebsten kleinen Stühle, Comoden, Sekretairs u. s. w., die rings herum standen, und die alle

von Zedern- oder Brasilienholz mit darauf gestreuten goldenen Blumen verfertigt waren. Die Prinzessinnen nöthigten Marien und den Nußknacker zum Sitzen, und sagten, daß sie sogleich selbst ein Mahl bereiten wollten. Nun holten sie eine Menge kleiner Töpfchen und Schüsselchen von dem feinsten japanischen Porzellain, Löffel, Messer und Gabeln, Reibeisen, Kasserollen und andere Küchenbedürfnisse von Gold und Silber herbei. Dann brachten sie die schönsten Früchte und Zuckerwerk, wie es Marie noch niemals gesehen hatte, und fingen an, auf das zierlichste mit den kleinen schneeweißen Händchen die Früchte auszupressen, das Gewürz zu stoßen, die Zuckermandeln zu reiben, kurz so zu wirthschaften, daß Marie wohl einsehen konnte, wie gut sich die Prinzessinnen auf das Küchenwesen verstanden, und was das für ein köstliches Mahl geben würde. Im lebhaften Gefühl, sich auf dergleichen Dinge ebenfalls recht gut zu verstehen, wünschte sie heimlich, bei dem Geschäft der Prinzessinnen selbst thätig seyn zu können. Die schönste von Nußknackers Schwestern, als ob sie Mariens geheimen Wunsch errathen hätte, reichte ihr einen kleinen goldenen Mörser mit den Worten hin: „O süße Freundin, theure Retterin meines Bruders, stoße eine Wenigkeit von diesem Zuckerkandel!“ Als Marie nun so wohlgemuth in den Mörser stieß, daß er gar anmuthig und lieblich, wie ein hübsches Liedlein ertönte, fing Nußknacker an sehr weitläuftig zu erzählen, wie es bei der grausenvollen Schlacht zwischen seinem und des Mausekönigs Heer ergangen, wie er der Feigheit seiner Truppen halber geschlagen worden, wie dann der abscheuliche Mausekönig ihn durchaus zerbeißen wollen, und Marie deshalb mehrere seiner Unterthanen, die in ihre Dienste gegangen, aufopfern müssen u. s. w. Marien war es bei dieser Erzählung, als klängen seine

Worte, ja selbst ihre Mörserstöße, immer ferner und unvernehmlicher, bald sah sie silberne Flöre wie dünne Nebelwolken aufsteigen, in denen die Prinzessinnen — die Pagen, der Nußknacker, ja sie selbst schwammen — ein seltsames Singen und Schwirren und Summen ließ sich vernehmen, das wie in die Weite hin verrauschte; nun hob sich Marie wie auf steigenden Wellen immer höher und höher — höher und höher — höher und höher. —

Beschluß.

Prr — Puff ging es! — Marie fiel herab aus unermeßlicher Höhe. — Das war ein Ruck! — Aber gleich schlug sie auch die Augen auf, da lag sie in ihrem Bettchen, es war heller Tag, und die Mutter stand vor ihr, sprechend: „Aber wie kann man auch so lange schlafen, längst ist das Frühstück da!" Du merkst es wohl, versammeltes, höchst geehrtes Publikum, daß Marie ganz betäubt von all' den Wunderdingen, die sie gesehen, endlich im Saal des Marzipanschlosses eingeschlafen war, und daß die Mohren, oder die Pagen oder gar die Prinzessinnen selbst, sie zu Hause getragen und ins Bett gelegt hatten. „O Mutter, liebe Mutter, wo hat mich der junge Herr Droßelmeier diese Nacht überall hingeführt, was habe ich alles schönes gesehen!" Nun erzählte sie alles beinahe so genau, wie ich es so eben erzählt habe, und die Mutter sah sie ganz verwundert an. Als Marie geendet, sagte die Mutter: „Du hast einen langen sehr schönen Traum gehabt, liebe Marie, aber schlag Dir das Alles nur aus dem Sinn." Marie bestand hartnäckig darauf, daß sie nicht geträumt, sondern alles wirklich gesehen habe, da führte die Mutter sie an den Glasschrank, nahm den Nußknacker, der, wie gewöhnlich, im dritten Fache stand, heraus und sprach:

„Wie kannst Du, Du albernes Mädchen, nur glauben, daß diese Nürnberger Holzpuppe Leben und Bewegung haben kann.“ „Aber, liebe Mutter,“ fiel Marie ein, „ich weiß es ja wohl, daß der kleine Nußknacker der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg, Pathe Droßelmeiers Neffe ist.“ Da brachen beide, der Medizinalrath und die Medizinalräthin in ein schallendes Gelächter aus. „Ach,“ fuhr Marie beinahe weinend fort, „nun lachst Du gar meinen Nußknacker aus, lieber Vater! und er hat doch von Dir sehr gut gesprochen, denn als wir im Marzipanschlos ankamen, und er mich seinen Schwestern, den Prinzessinnen, vorstellte, sagte er, Du seyst ein sehr achtungswerther Medizinalrath!“ — Noch stärker wurde das Gelächter, in das auch Luise, ja sogar Fritz einstimmte. Da lief Marie ins andere Zimmer, holte schnell aus ihrem kleinen Kästchen die sieben Kronen des Mausekönigs herbei, und überreichte sie der Mutter mit den Worten: „Da sieh nur, liebe Mutter, das sind die sieben Kronen des Mausekönigs, die mir in voriger Nacht der junge Herr Droßelmeier zum Zeichen seines Sieges überreichte.“ Voll Erstaunen betrachtete die Medizinalräthin die kleinen Krönchen, die von einem ganz unbekannten, aber sehr funkelnden Metall so sauber gearbeitet waren, als hätten Menschenhände das unmöglich vollbringen können. Auch der Medizinalrath konnte sich nicht satt sehen an den Krönchen, und beide, Vater und Mutter, drangen sehr ernst in Marien, zu gestehen, wo sie die Krönchen her habe? Sie konnte ja aber nur bei dem, was sie gesagt, stehen bleiben, und als sie nun der Vater hart anließ, und sie sogar eine kleine Lügnerin schalt, da fing sie an heftig zu weinen, und klagte: „Ach ich armes Kind, ich armes Kind! was soll ich denn nun sagen!“ In dem Augenblick ging die Thür auf. Der Obergerichtsrath trat

hinein und rief: „Was ist da — was ist da? mein Pathchen Marie weint und schluchzt? — Was ist da — was ist da? Der Medizinalrath unterrichtete ihn von Allem, was geschehen, indem er ihm die Krönchen zeigte. Kaum hatte der Obergerichtsrath aber diese angesehen, als er lachte und rief: „Toller Schnack, toller Schnack, das sind ja die Krönchen, die ich vor Jahren an meiner Uhrkette trug, und die ich der kleinen Marie an ihrem Geburtstage, als sie zwei Jahre alt worden, schenkte. Wißt Ihrs denn nicht mehr?" Weder der Medizinalrath noch die Medizinalräthin konnten sich dessen erinnern, als aber Marie wahrnahm, daß die Gesichter der Eltern wieder freundlich geworden, da sprang sie los auf Pathe Droßelmeier und rief: „Ach, Du weißt ja alles, Pathe Droßelmeier, sag es doch nur selbst, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg ist, und daß er mir die Krönchen geschenkt hat!" — Der Obergerichtsrath machte aber ein sehr finsteres Gesicht und murmelte: „dummer einfältiger Schnack." Darauf nahm der Medizinalrath die kleine Marie vor sich und sprach sehr ernsthaft: „Hör mal, Marie, laß nun einmal die Einbildungen und Possen, und wenn Du noch einmal sprichst, daß der einfältige mißgestaltete Nußknacker der Neffe des Herrn Obergerichtsraths sey, so werf ich nicht allein den Nußknacker, sondern auch alle Deine übrigen Puppen, Mamsell Clärchen nicht ausgenommen, durchs Fenster." — Nun durfte freilich die arme Marie gar nicht mehr davon sprechen, wovon denn doch ihr ganzes Gemüth erfüllt war, denn Ihr möget es Euch wohl denken, daß man solch Herrliches und Schönes, wie es Marien wiederfahren, gar nicht vergessen kann. Selbst — sehr geehrter Leser oder Zuhörer Fritz — selbst Dein Kamerad Fritz Stahlbaum drehte der Schwester sogleich den Rücken, wenn sie

ihm von dem Wunderreiche, in dem sie so glücklich war, erzählen wollte. Er soll sogar manchmal zwischen den Zähnen gemurmelt haben: „einfältige Gans!" doch das kann ich seiner sonst erprobten guten Gemüthsart halber nicht glauben, so viel ist aber gewiß, daß, da er nun an nichts mehr, was ihm Marie erzählte, glaubte, er seinen Husaren bei öffentlicher Parade das ihnen geschehene Unrecht förmlich abbat, ihnen statt der verlornen Feldzeichen viel höhere, schönere Büsche von Gänsekielen anheftete, und ihnen auch wieder erlaubte, den Gardehusarenmarsch zu blasen. Nun! — wir wissen am besten, wie es mit dem Muth der Husaren aussah, als sie von den häßlichen Kugeln Flecke auf die rothen Wämser kriegten! —

Sprechen durfte nun Marie nicht mehr von ihrem Abentheuer, aber die Bilder jenes wunderbaren Feenreichs umgaukelten sie in süßwogendem Rauschen und in holden lieblichen Klängen; sie sah alles noch einmal, so wie sie nur ihren Sinn fest darauf richtete, und so kam es, daß sie, statt zu spielen, wie sonst, starr und still, tief in sich gekehrt, da sitzen konnte, weshalb sie von allen eine kleine Träumerin gescholten wurde. Es begab sich, daß der Obergerichtsrath einmal eine Uhr in dem Hause des Medizinalrathes reparirte, Marie saß am Glasschrank, und schaute, in ihre Träume vertieft, den Nußknacker an, da fuhr es ihr wie unwillkürlich heraus: „Ach, lieber Herr Droßelmeier, wenn Sie doch nur wirklich lebten, ich würd's nicht so machen, wie Prinzessin Pirlipat, und Sie verschmähen, weil Sie, um meinet willen, aufgehört haben, ein hübscher junger Mann zu seyn!" In dem Augenblick schrie der Obergerichtsrath: „Hey, hey — toller Schnack." — Aber in dem Augenblick geschah auch ein solcher Knall und Ruck, daß Marie ohnmächtig vom Stuhle sank. Als sie wieder erwachte,

war die Mutter um sie beschäftigt und sprach: „Aber wie kannst Du nur vom Stuhle fallen, ein so großes Mädchen! — Hier ist der Neffe des Herrn Obergerichtsraths aus Nürnberg angekommen — sey hübsch artig!“ — Sie blickte auf, der Obergerichtsrath hatte wieder seine Glasperücke aufgesetzt, seinen gelben Rock angezogen, und lächelte sehr zufrieden, aber an seiner Hand hielt er einen zwar kleinen, aber sehr wohlgewachsenen jungen Mann. Wie Milch und Blut war sein Gesichtchen, er trug einen herrlichen rothen Rock mit Gold, weißseidene Strümpfe und Schuhe, hatte im Jabot ein allerliebstes Blumenbouquet, war sehr zierlich frisirt und gepudert, und hinten über den Rükken hing ihm ein ganz vortrefflicher Zopf herab. Der kleine Degen an seiner Seite schien von lauter Juwelen, so blitzte er, und das Hütlein unterm Arm von Seidenflocken gewebt. Welche angenehme Sitten der junge Mann besaß, bewies er gleich dadurch, daß er Marien eine Menge herrlicher Spielsachen, vorzüglich aber den schönsten Marzipan und dieselben Figuren, welche der Mausekönig zerbissen, dem Fritz aber einen wunderschönen Säbel mitgebracht hatte. Bei Tische knackte der Artige für die ganze Gesellschaft Nüsse auf, die härtesten widerstanden ihm nicht, mit der rechten Hand steckte er sie in den Mund, mit der linken zog er den Zopf an — Krak — zerfiel die Nuß in Stücke! — Marie war glutroth geworden, als sie den jungen artigen Mann erblickte, und noch röther wurde sie, als nach Tische der junge Droßelmeier sie einlud, mit ihm in das Wohnzimmer an den Glasschrank zu gehen. „Spielt nur hübsch mit einander, Ihr Kinder, ich habe nun, da alle meine Uhren richtig gehen, nichts dagegen,“ rief der Obergerichtsrath. Kaum war aber der junge Droßelmeier mit Marien allein, als er sich auf ein Knie niederließ, und also sprach: „O meine

allervortrefflichste Demoiselle Stahlbaum sehen Sie hier zu Ihren Füßen den beglückten Droßelmeier, dem Sie an dieser Stelle das Leben rettetet! — Sie sprachen es gütigst aus, daß Sie mich nicht wie die garstige Prinzessin Pirlipat verschmähen wollten, wenn ich Ihretwegen häßlich geworden! — sogleich hörte ich auf ein schnöder Nußknacker zu seyn, und erhielt meine vorige nicht unangenehme Gestalt wieder. O vortreffliche Demoiselle, beglücken Sie mich mit Ihrer werthen Hand, theilen Sie mit mir Reich und Krone, herrschen Sie mit mir auf Marzipanschloß, denn dort bin ich jetzt König!" — Marie hob den Jüngling auf, und sprach leise: „Lieber Herr Droßelmeier! Sie sind ein sanftmüthiger guter Mensch, und da Sie dazu noch ein anmuthiges Land mit sehr hübschen lustigen Leuten regieren, so nehme ich Sie zum Bräutigam an!" — Hierauf wurde Marie sogleich Droßelmeiers Braut. Nach Jahresfrist hat er sie, wie man sagt, auf einem goldnen von silbernen Pferden gezogenen Wagen abgeholt. Auf der Hochzeit tanzten zwei und zwanzigtausend der glänzendsten mit Perlen und Diamanten geschmückten Figuren, und Marie soll noch zur Stunde Königin eines Landes seyn, in dem man überall funkelnde Weihnachtswälder, durchsichtige Marzipanschlösser, kurz, die allerherrlichsten wunderbarsten Dinge erblicken kann, wenn man nur darnach Augen hat.

Das war das Mährchen vom Nußknacker und Mausekönig.

„Sage mir," sprach Theodor, „lieber Lothar, wie Du nur Deinen Nußknacker und Mausekönig ein Kindermährchen nennen magst, da es ganz unmöglich ist,

daß Kinder die feinen Fäden, die sich durch das Ganze ziehen, und in seinen scheinbar völlig heterogenen Theilen zusammenhalten, erkennen können. Sie werden sich höchstens am Einzelnen halten, und sich hin und wieder daran ergötzen."

„Und ist dies nicht genug?" erwiederte Lothar. „Es ist," fuhr er fort, „überhaupt meines Bedünkens ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß lebhafte phantasiereiche Kinder, von denen hier nur die Rede seyn kann, sich mit inhaltsleeren Faseleien, wie sie oft unter dem Namen Mährchen vorkommen, begnügen. Ei — sie verlangen wohl was Besseres und es ist zum Erstaunen, wie richtig, wie lebendig sie manches im Geiste auffassen, das manchem grundgescheuten Papa gänzlich entgeht. Erfahrt es und habt Respekt! — Ich las mein Mährchen schon Leuten vor, die ich allein für meine kompetenten Kunstrichter anerkennen kann, nemlich den Kindern meiner Schwester. Fritz, ein großer Militair, war entzückt über die Armee seines Namensvetters, die Schlacht riß ihn ganz hin — Er machte mir das Prr und Puff und Schnetterdeng und Bum Burum mit gellender Stimme nach, rutschte unruhig auf dem Stuhle hin und her, ja! — blickte nach seinem Säbel hin, als wolle er dem armen Nußknacker zu Hülfe eilen, da dessen Gefahr immer höher und höher stieg. Weder die neueren Kriegsberichte noch den Shakspeare hat aber Neffe Fritz zur Zeit gelesen, wie ich Euch versichern kann; was es mit den militairischen Evolutionen jener entsetzlichsten aller Schlachten, so wie, was es mit dem: „Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd — für eine Bewandtniß hat, ist ihm daher gewiß ganz und gar entgangen. Eben so begriff meine liebe Eugenie von Haus aus in ihrem zarten Gemüth Mariens süße Zuneigung zum kleinen Nußknacker, wurde bis zu Thrä-

nen gerührt, als Marie Zuckerwerk — Bilderbücher, ja ihr Weihnachtskleidchen opfert, nur um ihren Liebling zu retten, zweifelte nicht einen Augenblick an die schöne herrlich funkelnde Candis-Wiese, auf die Marie aus dem Kragen des verhängnißvollen Fuchspelzes in ihres Vaters Kleiderschrank hinaus steigt. Das Puppenreich machte die Kinder überglücklich."

„Dieser Theil Deines Mährchens," nahm Ottmar das Wort, „ist, behält man die Kinder als Leser oder Zuhörer im Auge, auch unbedenklich der gelungenste. Die Einschaltung des Mährchens von der harten Nuß, unerachtet wieder darin die Bindungsmittel des Ganzen liegen, halte ich deshalb für fehlerhaft, weil die Sache wenigstens scheinbar sich dadurch verwirrt und die Fäden sich auch zu sehr dehnen und ausbreiten. Du hast uns nun zwar für inkompetente Richter erklärt und dadurch Schweigen geboten, verhehlen kann ich's Dir aber nicht, daß, solltest Du Dein Werk ins große Publikum schicken, viele sehr vernünftige Leute, vorzüglich solche, die niemals Kinder gewesen, welches sich bei manchen ereignet, mit Achselzucken und Kopfschütteln zu erkennen geben werden, daß Alles tolles, buntscheckiges, aberwitziges Zeug sey, oder wenigstens, daß Dir ein tüchtiges Fieber zu Hülfe gekommen seyn müsse, da ein gesunder Mensch solch' Unding nicht schaffen könne." „Da würd' ich," rief Lothar lachend, „mein Haupt beugen vor dem vornehmen Kopfschüttler, meine Hand auf die Brust legen und wehmüthig versichern, daß es dem armen Autor gar wenig helfe, wenn ihm wie im wirren Traum allerlei phantastisches aufgehe, sondern daß dergleichen, ohne daß es der ordnende richtende Verstand wohl erwäge, durcharbeite, und den Faden zierlich und fest daraus erst spinne, ganz und gar nicht zu

brauchen. Zu keinem Werk würd' ich ferner sagen, gehöre mehr ein klares ruhiges Gemüth, als zu einem solchen, das wie in regelloser spielender Willkühr von allen Seiten ins Blaue hinaus blitzend, doch einen festen Kern in sich tragen solle und müsse.

„Wer," sprach Cyprian, „vermag Dir darin zu widersprechen. Doch bleibt es ein gewagtes Unternehmen das durchaus Phantastische ins gewöhnliche Leben hineinzuspielen und ernsthaften Leuten, Obergerichtsräthen, Archivarien und Studenten tolle Zauberkappen über zu werfen, daß sie wie fabelhafte Spukgeister am hellen lichten Tage durch die lebhaftesten Straßen der bekanntesten Städte schleichen und man irre werden kann an jedem ehrlichen Nachbar. Wahr ist es, daß sich daraus ein gewisser ironisirender Ton von selbst bildet, der den trägen Geist stachelt oder ihn vielmehr ganz unvermerkt mit gutmüthiger Miene wie ein böser Schalk hinein verlockt in das fremde Gebiet."

„Dieser ironische Ton" sprach Theodor „möchte die gefährlichste Klippe seyn, da an ihr sehr leicht die Anmuth der Erfindung und Darstellung, welche wir von jedem Mährchen verlangen, scheitern, rettungslos zu Grunde gehen kann."

„Ist es denn möglich," nahm Lothar das Wort, „die Bedingnisse solcher Dichtungen festzustellen? — Tieck, der herrliche tiefe Meister, der Schöpfer der anmuthigsten Mährchen, die es geben mag, hat darüber den Personen die im Phantasus auftreten auch nur einzelne und belehrende Bemerkungen in den Mund gelegt. Nach diesen soll Bedingniß des Mährchens ein still fortschreitender Ton der Erzählung, eine gewisse Unschuld der Darstellung seyn, die wie sanft phantasi-

rende Musik ohne Lärm und Geräusch die Seele fesselt. Das Werk der Phantasie soll keinen bittern Nachgeschmack zurück lassen, aber doch ein Nachgenießen, ein Nachtönen. — Doch reicht dies wohl aus, den einzig richtigen Ton dieser Dichtungsart anzugeben? — An meinen Nußknacker will ich nun gar nicht mehr denken, da ich selbst eingestehe, daß ein gewisser unverzeihlicher Uebermuth darin herrscht, und ich zu sehr an die erwachsenen Leute und ihre Thaten gedacht; aber bemerken muß ich, daß das Mährchen unsers entfernten Freundes, der goldene Topf benannt, auf das Du, Cyprian vorhin anspieltest, vielleicht etwas mehr von dem, was der Meister verlangt, in sich trägt, und eben deshalb viel Gnade gefunden hat vor den Stühlen der Kunstrichter. — Uebrigens habe ich den kleinen Kunstrichtern in meiner Schwester Kinderstube versprechen müssen, ihnen zum künftigen Weihnachten ein neues Mährchen einzubescheeren, und ich gelobe Euch, weniger in phantastischem Uebermuth zu luxuriren, frommer, kindlicher zu seyn. — Für heute seyd zufrieden, daß ich Euch aus der entsetzlichen schauervollen Pinge zu Falun ans Tageslicht gefördert habe, und daß Ihr so fröhlich und guter Dinge geworden seyd, wie es den Serapions-Brüdern ziemt, vorzüglich im Augenblick des Scheidens. Denn eben hör' ich die Mitternachtsstunde schlagen."

„Serapion," rief Theodor, indem er aufstand und das vollgeschenkte Glas hoch erhob, „möge uns fernerhin beistehen und uns erkräftigen, das wacker zu erzählen, was wir mit dem Auge unsers Geistes erschaut!" —

„Mit dieser Anrufung unseres Heiligen scheiden wir auch heute als würdige Serapions-Brüder!" —

So sprach Cyprian und alle ließen noch einmal die Gläser erklingen, sich der Innigkeit und Gemüthlichkeit, die ihren schönen Bund immer fester und fester verknüpfte, recht aus dem tiefsten Herzen heraus erfreuend.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, E. T. A.,

E. T. A. Hoffmann's ausgewählte Schriften

Bd.: Erster Band

Berlin 1827

Bibl.Mont. 725-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713498-9